



# zur debatte

1/2016

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

## Abbrüche und Aufbrüche

Ein Gang durch das lange 19. Jahrhundert

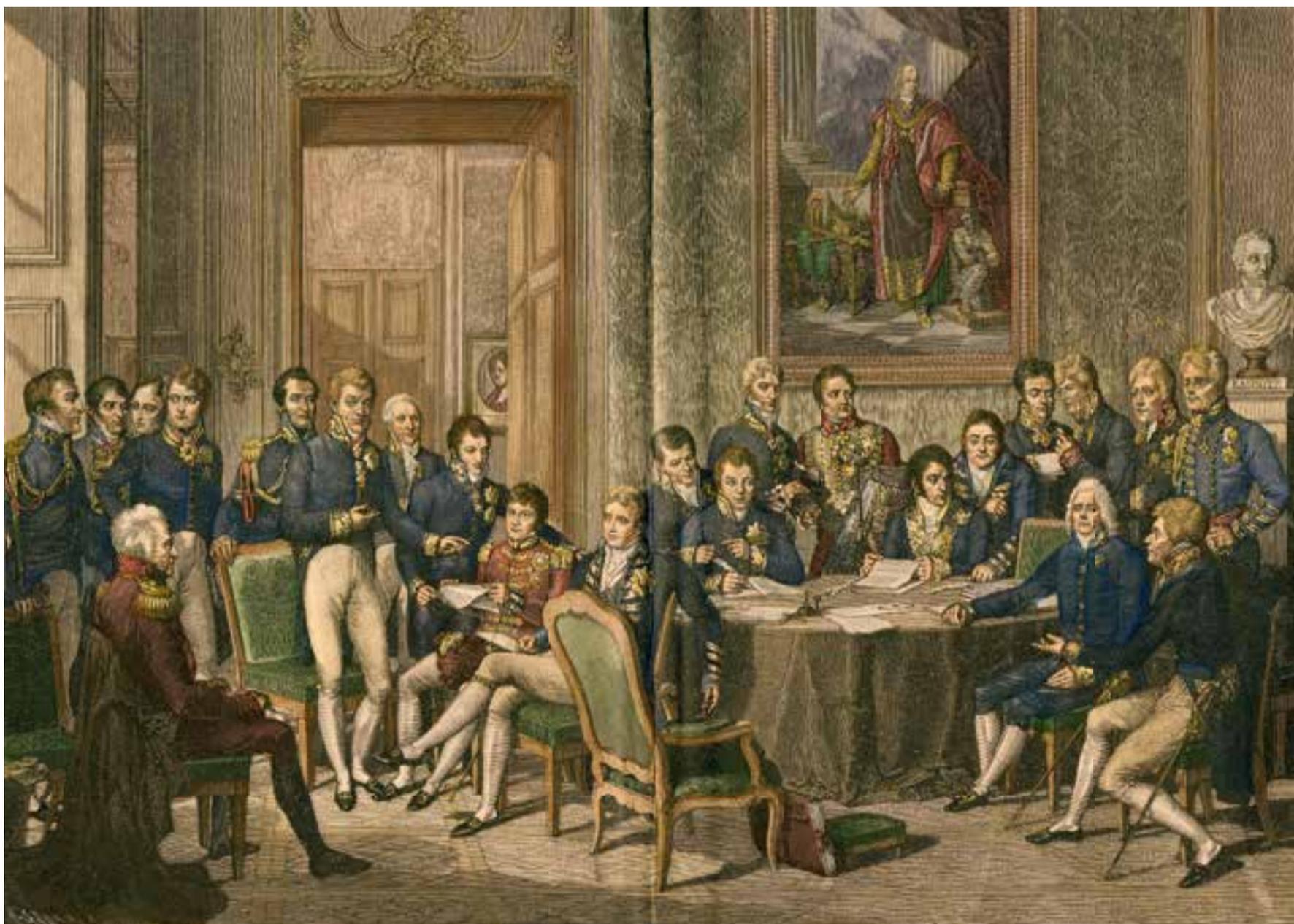


Foto: akg-images

Die Protagonisten des Wiener Kongresses – hier sind sie auf dem Kupferstich von Josef Zutz abgebildet. Ihre Entschei-

dungen bestimmten maßgeblich den Verlauf des 19. Jahrhunderts.

Säkularisierung, Nationenbildung und die Herausbildung der bürgerlichen Gesellschaft – dahinter verbergen sich Entwicklungen, die alle in das lange 19. Jahrhundert fallen: Der Zeitraum von der Französischen Revolution bis zum Ersten Weltkrieg markiert damit den Weg Europas in die moderne Welt. Auf allen gesellschaftlichen Feldern fanden tiefgreifende Veränderungen statt, die getragen wurden von

einem unerschütterlichen Fortschrittsdenken und die mit der Beschleunigung von Mobilität und Kommunikation Hand in Hand gingen, wie sie uns auch in der Gegenwart nicht fremd sind. Nicht zuletzt bedeuteten sie eine tiefgreifende Zäsur für die katholische Kirche und für ihr Verhältnis zu Staat und Gesellschaft. Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schließlich wurden auch

koloniale und imperiale Bestrebungen immer stärker. Und diese neue, globale Ausrichtung konnte nicht ohne internationale Spannungen bleiben, die schließlich im Ersten Weltkrieg kulminierten.

Die „Historischen Tage“ der Katholischen Akademie Bayern wagten vom 18. bis 20. Februar 2015 einen Gang durch dieses lange 19. Jahrhundert. Auf die Referate zu den Entwicklun-

gen in Politik, Gesellschaft, Kirche, Kultur und Literatur folgten engagierte Diskussionen, interessante Gespräche unter den Teilnehmern und an einem der drei Nachmittage auch ein Besuch im Deutschen Museum, das die „Historischen Tage“ mitveranstaltete. Auf den folgenden Seiten haben wir einen Großteil der Referate für Sie abgedruckt.

# Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

Schon wieder beginnt mit dieser Ausgabe ein neuer Jahrgang unserer Zeitschrift „zur Debatte“. Wir behaupten natürlich keinen Ewigkeitswert der darin abgedruckten Texte, erheben aber zumindest den Anspruch, dass deren Verfallsdatum nicht mit dem Herstellungsdatum identisch sei.

Wissen wir doch von vielen Leserinnen und Lesern, die sich interessante Artikel ausschneiden und archivieren. Ich selber stoße übrigens bei meinen privaten gesammelten Unterlagen immer wieder auf Seiten der „Debatte“ früherer Jahrzehnte, als ich noch nicht ahnte, wie mich das Schicksal einmal an deren Entstehungsort verfrachten würde ...

Und dann gibt es nicht wenige Leserinnen und Leser, die sich die Jahrgänge sogar binden lassen. Wir bieten dafür auch entsprechende Einbanddecken an. Aber da ergab sich jetzt zunehmend ein Problem. Denn wir hatten in den vergangenen Jahren zwar die alte Tradition weitergeführt, jeweils zwei Jahrgänge zusammen mit einem gemeinsamen Inhaltsverzeichnis binden zu lassen, doch deren Inhalte waren mächtig angewachsen.

So kommen z.B. allein für 2015, verteilt auf sieben reguläre Hefte und drei Sonderhefte, insgesamt 376 Seiten zusammen. Eine stolze Summe, die deutlich macht, was da alles an Themen behandelt wurde. Die aber in ähnlicher Höhe 2014 damals unseren Buchbinder zu einem Hilferuf angestachelt hatte: „Solche Doppelmengen gehen nicht mehr in einen einzigen Einband; bindet doch jeweils nur einen Jahrgang!“

Da wir fest entschlossen sind, auch weiterhin so intensiv zu arbeiten, dass unsere „Debatte“ nicht dünner wird, folgen wir diesem Aufruf. Das heißt konkret: erstmals wird nun der Jahrgang 2015 extra gebunden.

Falls Sie Interesse daran haben, geben Sie uns (bis Ende Februar) formlos Bescheid (zurdebatte@kath-akademie-bayern.de), dann schicken wir Ihnen gegen einen Unkostenbeitrag von Euro 10,- eine Einbanddecke zu, mit der Sie Ihre gesammelten Ausgaben der „Debatte 2015“ zum Buchbinder tragen können. Das Inhaltsverzeichnis 2015 liegt allen Exemplaren der kommenden Ausgabe bei.

Auch für 2016 anregende Lektüre wünscht Ihnen

mit herzlichen Grüßen

Ihr

Dr. Florian Schuller

## Von der Französischen Revolution zum Wiener Kongress: Die Umwälzung und Neuordnung Europas und die Entstehung der „Nation“ als politischer Leitbegriff

Wolfram Siemann

### I. Die Nation als Kollektivsingular und als *imagined community*

„Ein Weltbild verliert seine Welt“ – auf diese originelle Formel brachte Wolfgang Burgdorf den Vorgang, der Europa zwischen 1789 und 1815 erfasste: die untergehende Welt war jenes alte Europa, für das die Schlagworte vom „Ancien Régime“ und von der „Aufklärung“ der Kürze halber einmal die ideellen Eckpunkte abgeben sollen. Sie umspannen den engeren Zeitraum der „Sattelzeit“. So hatte Reinhart Koselleck diese epochale Präsenz benannt, in welcher begrifflich gesehen Kollektivsingular entstanden. Solche modernen Kollektivbegriffe wie „Freiheit“, „Gleichheit“, „Gesellschaft“, „Nation“ und „Volk“ trennen die uns vertraute Moderne von Burgdorfs altem Weltbild. Genauer: Die aus der Frühen Neuzeit herkommenden Freiheiten oder Privilegien verwandelten sich in die singuläre Freiheit. Ihre Gesellschaften, Korporationen, Sozietäten, Gilden veränderten sich in die einheitlich verstandene Gesellschaft. Die mannigfaltigen Geschichten der Legenden, Viten und Chroniken verdichteten sich zu *der* Geschichte. Die an den frühen europäischen Universitäten niedergelassenen „Nationes“ oder „Nationalitäten“ mutierten zum Inbegriff von der einen Nation. Die unterschiedlichen „Volksstämme“ gingen auf in dem einzigen Volk. Die neuen Begriffe erzeugten gleichsam Kollektivwesen, denen man Handlungen und Eigenschaften zuschrieb. Theodor Körners patriotisches Kampflied intonierte: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.“ Der Begriff von der einen Nation stieg auf zum alles beherrschenden Leitbegriff des 19. Jahrhunderts. Er löste die Religion als kollektiven Leitwert ab. Das neue Heilsversprechen lag in der geeinten deutschen Nation, welche dem Einzelnen alles abverlangen konnte, auch das Opfer des eigenen Lebens.

Die traditionelle herrschende Meinung lautete lange Zeit, die sogenannten Befreiungskriege hätten die deutsche Bevölkerung durch und durch nationalisiert. Aus diesem Glauben bezogen die Historiker den Stoff für ihre Meistererzählungen des Kampfes für Einheit und Freiheit. Das predigten auf gleiche Weise preußische, deutsche, polnische, italienische oder ungarische Historiker, welche im Laufe der von ihnen erzählten Geschichte ihr eigenes Volk als befreit und erlöst ansahen. In ihrer Gegenwart erblickten sie das Telos ihrer nationalen Geschichte als erfüllt.

Hans-Ulrich Wehler hatte sehr früh an den Freiheitskriegen die Qualität einer nationalen Massenbewegung angezweifelt und sie mit Blick auf die sozialen Träger auf einen „Elitennationalismus“ reduziert. Die neuere Nationalismusforschung ist nach ihrer kulturalistischen Wende noch weiter gegangen. Jürgen Echterkamp hat zu Recht mindestens vier ältere Positionen für obsolet erklärt: 1. Nationalität substantialistisch zu definieren, 2. sie teleologisch aus der Geschichte herzuleiten, 3. sie auf dem Wege einer geisteswissenschaftlichen Gipfelwanderung zusammen zu



Prof. Dr. Wolfram Siemann, Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der LMU München

montieren oder 4. sie typologisch in Gegensätzen aufgehen zu lassen wie „Kulturturnation“ gegen „Staatsnation“, in „guten“ und „bösen“ Nationalismus. Nach der „kulturalistischen Wende“ ist die „Nation“ wie die „Revolution“ in den Bereich der „Mythen“ abgewandert. Der Begriff taucht inzwischen zwar nahezu inflationär auf, ist in diesem Falle aber durchaus angebracht. Auch ist der „Mythos“ als Terminus dem älteren der „Ideologie“ überlegen. Diese bezeichnete nur gedankliche Inhalte; der Mythos schließt Rituale, Symbole und Ursprungslegenden ein. Der Mythos ist das methodische Instrument, zwischen einer gedachten und einer empirischen Realität zu unterscheiden.

Das macht Sinn: Die Deutschen selbst verstanden sich 1815 noch vorwiegend etwa als Preußen, Österreicher, Westfalen, Mecklenburger, Schlesier, Württemberger, Badener und Hessen und bezeichneten die Summe ihrer Landsleute mitunter auch noch als eine „Nation“. Viele, die im Alten Reich unter dem Krummstab gelebt haben, wie man die geistlichen Herrschaften benannte, fühlten sich nach den Säkularisationen und Mediatisierungen von 1803 und 1806 in ihrer nationalen Identität 1815 noch heimatlos. So wurden aus Franken Neubayern; Rheinländer verwandelten sich in Neupreußen. Die Allgäuer spalteten sich auf in Neubayern und Neuwürttemberger. Für alle aber entwickelte sich das Deutschsein erst in einem langen Prozess nach 1815 zu ihrer neuen Qualität. In den Befreiungskriegen war die Nation im Sinne Benedict Andersons mehr noch eine „imaginierte, eine gedachte Gemeinschaft“, eine *imagined community*, ein Zukunftsentwurf für den ganzen Staat. Selbst die führenden Köpfe im damaligen „Deutschland“, das durch die Bundesakte von 1815 konstituiert wurde, hatten bis dahin noch kaum konkrete Entwürfe, wie man sich denn diese

deutsche Nation staatlich konkret vorstellen sollte, am ehesten noch die deutschen Jakobiner, aber die waren nicht mehrheitsfähig.

### II. Die Imperien Alteuropas

Die abbrechende, untergehende Welt, welche dem Weltbild den Boden entzog, war jene des rund tausendjährigen Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation – eine 1806 endgültig zerschlagene Formation, welche Staat war und wiederum auch nicht – schon die Zeitgenossen stritten darüber. Die historische Forschung hat an das Reich lange den Maßstab des späteren Nationalstaats gelegt und es als Auslaufmodell behandelt. Die neuere und neueste historische Forschung hat den Gesichtskreis erheblich erweitert. Angesichts der beginnenden Globalisierung der Welt schon im 18. und frühen 19. Jahrhundert wurde der Blick geschärft für die vor- und transnationalen Fundamente der angesprochenen Sattelzeit – für die Imperien. Denn in der Epoche zwischen der Französischen Revolution und dem Wiener Kongress stellten die miteinander ringenden Großmächte allesamt Imperien dar. Das waren Großbritannien, Russland, das Habsburgerreich, das Heilige Römische Reich deutscher Nation, das Osmanische Reich und auch Frankreich, wenn man dessen Kolonialbesitz einbezieht.

Hier lohnt es, sich genauer der Begrifflichkeit zu vergewissern. Was kennzeichnete ein Imperium im Vergleich zum institutionellen Flächen- und Anstaltsstaat? Herfried Münkler folgend, bieten sich für die Sattelzeit fünf Merkmale an:

**1. Territoriale Unschärfe.** Imperien fehlen in der Regel präzise Grenzlinien; sie verlieren sich an den Grenzen in der Weite eines Raumes.

**2. Fehlende Herrschaftsverdichtung.** Es besteht vom Zentrum zur Peripherie ein Integrationsgefälle; d.h. mit anderen Worten: ein Imperium ist nicht von der Zentrale aus hierarchisch organisiert. Zur Peripherie hin nimmt die Rechtsbindung ab, werden die Möglichkeiten, auf die Politik des Zentrums zu antworten und diese mitzubestimmen, geringer.

**3. Multinationalität.** Die Tendenz, die Bevölkerung zu integrieren, ist nicht ausgeprägt in der Weise, dass allen Angehörigen die gleichen Rechte gewährt würden, ob sie nun im Kerngebiet des Staates oder in den Grenzregionen leben. Das ermöglicht den multiethnischen bzw. multinationalen Charakter von Imperien.

**4. Zusammengesetzte Staatlichkeit.** Ein Imperium vereinigt keine gleichberechtigten politischen Einheiten, sondern stellt eher Abstufungen von Macht und Einfluss dar. Imperiale Strukturen können die Ordnung mehrerer Staaten überlagern, können diese Einheiten auch im Status von Klientel- oder Satellitenstaaten auf das Zentrum beziehen.

**5. Okkasionelle Entstehung.** Imperien existieren in der *longue durée*, in epochalen Zeithorizonten. Sie verdanken ihr Dasein „einem Gemisch von Zufällen und Einzelentscheidungen“ (Münkler), nicht einem einzigen imperialistischen Impetus, nicht einem großen strategischen Plan.

Im Gegensatz zu den überkommenen Imperien erfasste der Typ des geeinten Nationalstaats alles, was jene nicht besaßen:

● Statt territorialer Unschärfe pochte er auf das klar umrissene Staatsgebiet;



Prof. Hans-Michael Körner (M.) – hier leitet er die Podiumsdiskussion mit Prof. Gunilla Budde und Prof. Friedrich Lenger – fungierte wieder als wissenschaftlicher Leiter der Historischen Tage.

- statt fehlender Staatsverdichtung beschwor er die innere Konzentration von Recht, Verwaltung, Wirtschaft, Bildung und Sprache;
- statt Multinationalität forderte er die Homogenität der Nation;
- statt zusammengesetzter Staatlichkeit bot er den von oben nach unten hierarchisch und rational gegliederten bürokratischen Anstaltsstaat;
- statt okkasioneller langfristiger Entstehung erschien der moderne Nationalstaat des 19. Jahrhunderts als Ergebnis eines kollektiven Kraftakts im Krieg.

### III. Die „deutsche Freiheit“ in der „zusammengesetzten Staatlichkeit“

Der komplizierte Staatsaufbau der Imperien äußerte sich öffentlich in einem prunkvollen Herrscherzeremoniell und einer uns nur noch mühsam zu entziffernden Herrschaftssymbolik. Diesen verwickelten Staatsaufbau, dem heute noch das britische Commonwealth ähnelt, boten auch die frühneuzeitliche Habsburgermonarchie und das Alte Deutsche Reich, welche sich rechtlich überlagerten. Sie vereinten in sich eine Pluralität von Staatlichkeiten. In der Habsburgermonarchie besaßen diese Gebiete eigene Binnenverfassungen, welche teilweise bis ins 16. Jahrhundert zurückreichten; das sogenannte böhmische oder ungarische „Staatsrecht“ etwa garantierte den „Nationalitäten“ ihre Identität und ein gewisses Maß an Autonomie. Die große umfassende staatliche Ordnung – das „Imperium“, auch „Reich“ genannt – wurde zusammengehalten durch die Figur des Monarchen. Dieser herrschte nicht absolut, denn ihn schränkten historisch legitimierte Garantien bei der Ausübung seiner Gewalt ein.

Goethe hatte 1813 in seinem Nachruf auf den Dichter Christoph Martin Wieland sehr treffend die politisch schulende und freiheitsverbürgende Qualität dieser Ordnung beschrieben: „Die deutsche Reichsverfassung, welche so viele kleine Staaten in sich begriff, ähnelte (!) darin der griechischen. Die geringste, unscheinbare, ja unsichtbare Stadt, weil sie ein eignes Interesse hatte, musste solches in sich hegen, erhalten und gegen die Nachbarn verteidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufge-

weckt und aufgefordert, über Staatsverhältnisse nachzudenken.“ Er konnte sich in diesem vielgliedrigen Reich ohne weiteres als Deutscher verstehen. Er verkörperte jenen deutschen Reichspatriotismus, den es schon längst vor 1789 gab. Sich als Deutscher zu definieren, begann keineswegs erst in den Befreiungskriegen. Die Zeitgenossen sprachen von der „alten deutschen Freiheit“ im Gehäuse der „teutschen Reichsverfassung“. Die Frühneuzeitforscher, etwa Georg Schmidt, haben inzwischen die Eigenschaften dieses Gebildes wieder zu würdigen gelernt und dafür die etwas komplizierte, aber sehr treffende Beschreibung einer „zusammengesetzten komplementären Staatlichkeit“ mit „multiplen Identitäten“ gefunden.

Ausländische Beobachter erkannten an dieser Verfassung noch im späten 18. Jahrhundert vorbildliche, moderne Züge. Thomas Jefferson, der US-Botschafter in Paris, hatte seinem Freund, dem Verfassungsarchitekten James Madison, Kisten mit Büchern zur deutschen Reichsverfassung geschickt. Und dieser erkannte das dort realisierte föderative System der *checks and balances* mit einem Wahlkaiser, sprich: Präsidenten an der Spitze als politisches Modell für die Vereinigten Staaten; ausdrücklich empfahl er auch in seinen „Federalist Papers“ die deutsche Reichsverfassung als Vorbild. Washington und Madison hatten für ihre Arbeit auch Montesquieus berühmte Schrift „Vom Geist der Gesetze“ gelesen. Besonders wichtig erschien ihnen das Kernkapitel darin über die Gewaltenteilung. Montesquieu hatte dort gleichfalls „la république fédérale de l'Allemagne“ als Muster einer Verfassungsgebung beschrieben. In ihrem Aufbau entdeckte er seine fundamentale Idee verwirklicht, für die er den Satz prägte: „Um den Missbrauch der Macht zu verhindern, muss die Macht der Macht Schranken setzen“. Montesquieu wusste, wovon er sprach, denn er hatte das alte Deutschland in den Jahren 1728 und 1729 höchstpersönlich bereist.

### IV. Der Deutsche Bund von 1815 und das imperiale Fundament des Wiener Kongresses

Das Zukunftsweisende an diesem alten Gebilde – das Prinzip der *checks and balances* in staatlich zusammenge-

setzten Gebilden – prägte auch den 1815 gestifteten Deutschen Bund. Er behandelte die „deutsche Frage“ noch auf die typisch alteuropäische Weise. Seine europäische Einbettung verlängerte gewissermaßen das Alte Reich und lief jedem Entwurf eines rationalen Anstaltsstaats zuwider. Denn die Wiener Ordnung verschränkte politisch zwei Staatsgebilde: das Gebiet des Deutschen Bundes und die Habsburgermonarchie, welche nur mit einem Teil dem Deutschen Bund angehörte. Die Bundesakte vom 8. Juni 1815 deklarierte ihr Territorium als „Deutschland“. Sie offenbarte ausdrücklich den Rückbezug auf die alte Reichsverfassung, denn sie definierte im 1. Artikel die Zugehörigkeit Österreichs und Preußens „für ihre gesamten vormals zum deutschen Reich gehörigen Besitzungen“. Aber der Bund bot nicht das Territorium eines Nationalstaats. Denn es gehörten ihm anfangs drei ausländische Staatsoberhäupter als Mitglied mit allen Rechten an: die Könige Englands, Dänemarks und der Niederlande. Der Bund war ein völkerrechtliches Subjekt, aber ohne Staatsoberhaupt. In seinem Innern versammelten sich Einzelstaaten mit republikanischer, ständischer, repräsentativer und absolutistischer Verfassung. Auf seinem Boden lebten Deutsche neben Dänen, Polen, slawischen Wenden, Tschechen, Slowenen und Italienern. Nach dem Maßstab des Nationalstaats konnten rechtliche Ordnungen nur als anachronistisch erscheinen, wo sich Rechtskreise, Territorien und Nationalitäten auf solche scheinbar bizarre Weise überschneiden. Nach eben dieser Richtschnur haben die Zeitgenossen und die Historiker bis in die neuesten Veröffentlichungen anlässlich des zweihundertjährigen Jubiläums den Baumeistern der Wiener Ordnung von 1815 vorgeworfen, sie hätten es versäumt, ihr Werk auf das Fundament von Nationalstaaten zu stellen. Sie hätten das nationale Wollen der Völker missachtet und nur auf dem Weg des Länderschachers ihr Werk vollbracht. Wer dieses den Politikern von damals vorwirft, projiziert auf unhistorische Weise Konstrukte aus späterer Zeit in die frühere zurück. Es war die Generation der Jahrgänge um 1770, welche 1815 die Wiener Ordnung baute. Ihre gemeinsame generationelle Erfahrung war geprägt durch Aufklärung,

## Themen „zur Debatte“

Editorial	2
<b>Abbrüche und Aufbrüche Ein Gang durch das lange 19. Jahrhundert</b>	
Von der Französischen Revolution zum Wiener Kongress: Die Umwälzung und Neuordnung Europas und die Entstehung der „Nation“ als politischer Leitbegriff	
Wolfram Siemann	2
Das „Ringens um Einheit und Freiheit“: Staatliche Einigung und Konstitutionalisierung. Zwei zentrale Problemfelder der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert	
Franz J. Bauer	5
Die Entfaltung der bürgerlichen Gesellschaft. Das Bürgertum als Träger eines neuen Weltbilds und als neuer Machtfaktor	
Gunilla Budde	9
Die soziale Frage als Kernproblem des 19. Jahrhunderts: Ursachen, Problemlagen, Lösungsansätze	
Friedrich Lenger	12
Deutschland wird Industriestaat	
Dieter Ziegler	17
Richard Wagners Oper „Tristan und Isolde“. Gipfelpunkt der Romantik oder Auftakt zur neuen Musik?	
Ulrike Kienzle	20
Konfrontation mit der Moderne. Richtungskämpfe in katholischer Kirche und Theologie	
Claus Arnold	25
Eine „neue“ Kirche? Die Folgen der Säkularisation für den Katholizismus	
Dominik Burkard	28
Geschichte als Ersatzreligion? Geschichtsschreibung und Geschichtsdenken im 19. Jahrhundert	
Hans-Michael Körner	32
Die Modernität des Sozialen. Gerhart Hauptmanns „Die Weber“ und die literarische Avantgarde	
Tim Lörke	35
Projektion. Ein Paradigma zur Deutung moderner Kunst	
Hubertus Kohle	38
Verheißung und Gewalt: Das lange 19. Jahrhundert und der Erste Weltkrieg	
Jörn Leonhard	42
<b>„Im Stillen“ Nicole Ahland – Fotografie</b>	
Eine Einführung	
Walter Zahner	45
Impressum	8

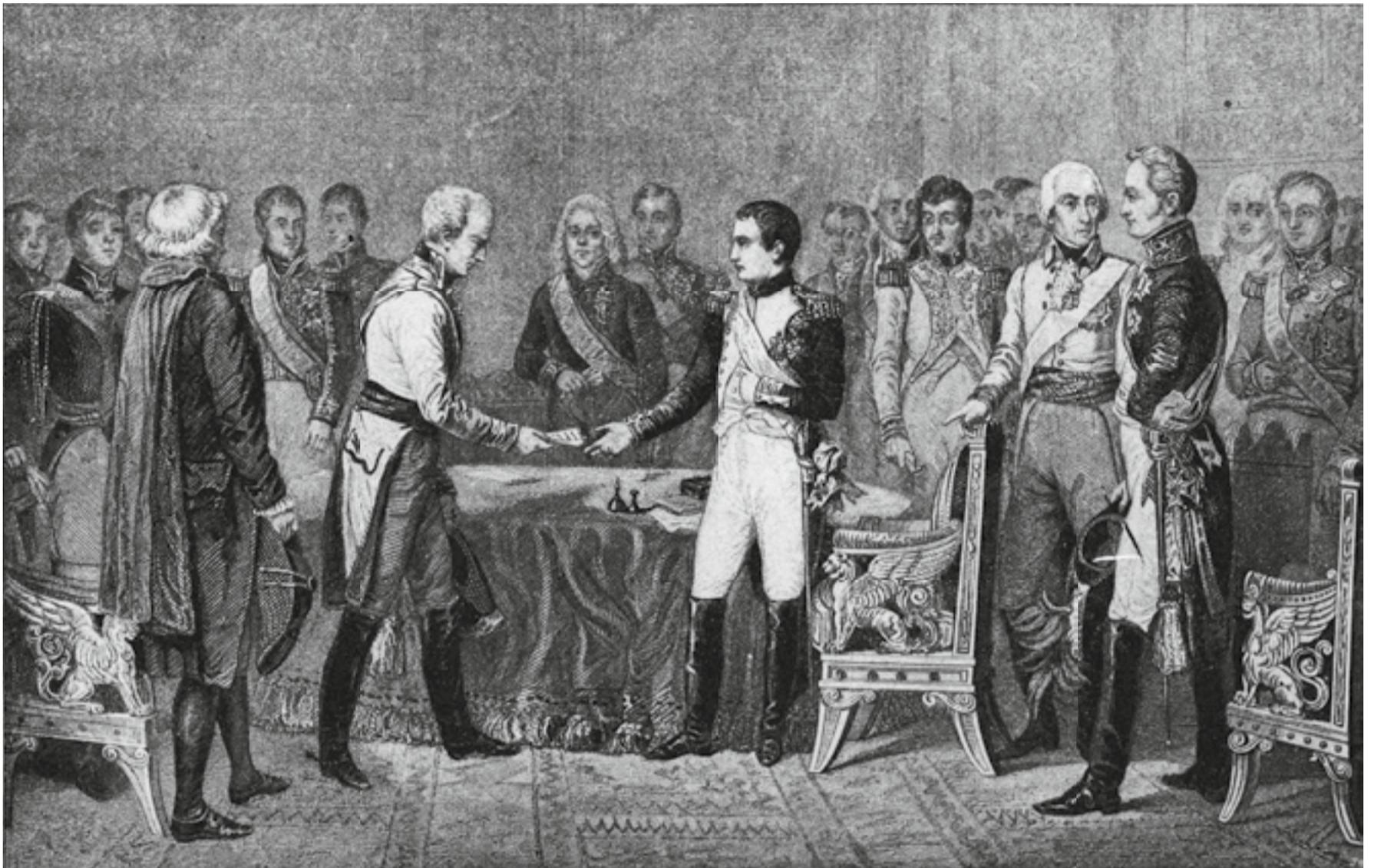


Foto: akg-images

Ein Instrument der imperialen Politik Napoleons war der 1806 in Paris gegründete Rheinbund. 1808 beim Fürstentag in Erfurt wurde auch Zar

Alexander I. in das imperiale System des Franzosenkaiser einbezogen. Das abgebildete Gemälde von Nicolas Louis François Gosse hält diese Szene fest.

Ancien Régime, Französische Revolution und mehr als zwei Jahrzehnte an Kriegen weltweit.

In globalhistorischer Perspektive handelten die Politiker unter dem Eindruck einer gerade bewältigten „Weltkrise“, erwachsen aus einem „Weltkrieg“. Beide Begriffe benutzt Christopher Bayly in seiner „Globalgeschichte“ über „Die Geburt der modernen Welt“. Was nach Napoleons geplanter Universalherrschaft wieder ins Gleichgewicht gebracht werden sollte und konnte, war das System der Imperien, denen sich die übrige europäische Staatenwelt einzuordnen hatte. Das war die vorgegebene Struktur. Eine andere Handlungsoption stand nicht zur Disposition. Welcher der anwesenden Politiker hätte denn eine solche andere vorgedacht? Auch die Franzosen mit ihrer von vielen als vorbildlich behandelten Verfassungsgebung auf der Basis eines territorialen Nationalstaats dachten nicht national, sondern imperial – allen voran Napoleon. Und nur unter dieser Bedingung der imperialen Konstruktion war garantiert, dass aus dem in Wien geschaffenen System eine europäische Friedensordnung und ein europäisches Völkerrecht erwachsen konnten. Das war nur möglich, weil man – anders als Woodrow Wilson 1918 in seinem „14-Punkte-Programm“ – die staatliche Rekonstruktion gerade nicht dem Nationalitätsprinzip unterwarf.

Die Männer von 1815 schufen eine völkerrechtlich definierte europäische und keine „inter-nationale“ Ordnung. Denn sie gehörten einer kosmopolitischen Generation an. Zu diesen Jahr-

gängen um 1770 zählten unter den Teilnehmern des Kongresses zum Beispiel Wilhelm von Humboldt (\*1767), Kaiser Franz (\*1768), Napoleon [als indirekter, im Denken der Beteiligten stets anwesender Teilnehmer], Castlereagh, Wellington (alle drei \*1769), Friedrich Wilhelm III., George Canning (\*1770), der Oberbefehlshaber der Koalition gegen Napoleon Karl zu Schwarzenberg (\*1771), Metternich, Dalberg (\*1773), Zar Alexander (\*1777). Früheren Jahrgangs waren Hardenberg (\*1750), Talleyrand (\*1754), Freiherr vom Stein (\*1757) und Friedrich Gentz (\*1764).

Sie alle machten Politik vor dem Erfahrungshintergrund der alteuropäischen Imperien. Es ist aber falsch, ihnen eine Ignoranz oder Indifferenz gegenüber dem Prinzip der Nationalität zu unterstellen. Das schlagendste Argument bietet die Art und Weise, wie die polnische Frage gelöst wurde, die gerade unter nationalem Blickwinkel als die schwierigste gelten konnte. Die Wiener Schlussakte vom 9. Juni 1815 bestimmte: „Die Polen, die zutreffenden wechselseitigen Untertanen Russlands, Österreichs und Preußens, werden eine Vertretung und nationale Einrichtungen erhalten.“ Im Prinzip erwarben die Polen nationale ständische Vertretungen, verteilt auf drei Gebietsteile. Das war wieder die zusammengesetzte Staatlichkeit. Auch hier spiegelt sich das typische Verhältnis von imperialer Staatsbildung und Nationalität im Jahre 1815 wider.

Grundsätzlich formuliert heißt das: Die Wiener Ordnung gewährte die Nationalität *im* Staate; die Schweizer Eid-

genossenschaft ist das damals gleichfalls garantierte, bis heute lebendige Paradebeispiel. Die Europäische Union folgt dem gleichen Muster. Auch sie garantiert unter dem Dach einer zusammengesetzten Staatlichkeit die Nationalitäten *im* Staat, d.h. in der Union; es gibt keine europäische Nationalität. Das Gegenmodell des Nationalstaates definiert die Nationalität des Staates. Mit anderen Worten, der Staat wird zum Träger und bekommt das essenzielle Merkmal, national zu sein. Daraus folgt zwingend, dieser Staat muss national homogen auftreten, denn er soll ja nur einer Nation gehören.

#### V. Das nationalisierende Gewaltpotential des napoleonischen Empire

Das napoleonische Reich war nach der oben angeführten Definition auch ein Imperium – ein „Empire“. Das gilt besonders für das vierte Merkmal, die zusammengesetzte Staatlichkeit. Der österreichische Gesandte in Paris, spätere Minister und Staatskanzler Clemens von Metternich war über Jahre hinweg immer wieder in stundenlangen Gesprächen dem französischen Kaiser nahegekommen wie kein anderer nichtfranzösischer Politiker. Er hörte die Absichten Napoleons und verfolgte den Aufbau des Empire. Er schrieb: „Das Geflecht von Napoleons Eroberungen wies einen ganz besonderen Charakter auf. Mit der Universalherrschaft, auf die er es abgesehen hatte, verfolgte er keineswegs die Absicht, in seinen Händen die unmittelbare Beherrschung einer gewaltigen Anzahl von Ländern zu konzentrieren, sondern

ihm war es lediglich darum zu tun, die europäischen Staaten nach dem entstellten und übertriebenen Vorbild des Reichs Karls des Großen einer zentralen Oberherrschaft unterzuordnen.“

Napoleons Imperienbildung wich aber bei zwei Merkmalen von dem hier beschriebenen Muster ab, und diese schufen an repressivem Gewaltpotential einen Überschuss, der den anderen Imperien abging. Das erste Merkmal betraf die Verletzung der Multinationalität. Das geschah bei der französischen Staatsbildung in fremden Territorien, so besonders auch in Deutschland. Dort errichtete der französische Kaiser aus originären deutschen Gebieten französische Departements und verleibte sie seinem Mutterland direkt ein – die Hansestädte, Oldenburg oder das linke Rheinland. Erfurt erklärte er zur kaiserlichen exterritorialen französischen Domäne. Hier herrschte der Zwang, sich sprachlich und kulturell zu assimilieren. Das weckte besonders den Widerstandsgeist der unterworfenen deutschen Nationalität wie gleichermaßen in Spanien unter seinem Bruder Joseph. Dort hatte er ganz Katalonien – wie in Italien die Toskana – zu Departements des französischen Staates gemacht.

Das zweite Merkmal, das von der generellen Imperien-Definition abwich, liegt in der Entstehung des napoleonischen Imperiums. Es erwuchs nicht in der *longue durée*, sondern aus einem beispiellosen Kraftakt innerhalb weniger Jahre. Dazu waren unablässig Kriege und nachfolgende Okkupationen erforderlich. Die ungeheuren Kosten, um Hunderttausende von Soldaten quer

durch Europa hin und her zu bewegen, mussten die eroberten Länder selbst bezahlen. Während der Feldzüge hatten die bekriegten Bevölkerungen Nahrungsmittel, Pferde und Geld bereitzustellen. Weigerten sie sich, erfolgten die berüchtigten Beschlagnahmungen und Brandschatzungen.

Ute Planert hat Dauer und Ausmaß der Zerstörungen einerseits, die Kriegswahrnehmung durch die Bevölkerung andererseits mit einer bisher beispiellosen Eindringlichkeit für den süddeutschen Raum beschrieben. Napoleons Ziel der Kriege waren jeweils Friedensschlüsse, in denen er den unterworfenen Ländern hohe Kontributionen auferlegte. Brauchte er neues Geld, verwandelten sich die Friedensverträge in einen Waffenstillstand, der den Weg zu neuen Kriegen eröffnete. Einen Anlass zu erneutem Krieg fand er immer. Man kann geradezu von einem bellizistischen Takeoff in der Kriegsfinanzierung sprechen. Erfolgreiche Kriege spülten Geld in die Kassen, und mit den Einnahmen ließen sich neue Kriege führen. In Spanien funktionierte diese Methode nicht, weil durch den fortdauernden nationalen Widerstand der Friedensschluss mit Kontributionen ausblieb und letztlich die Franzosen die Kriegskosten mit beizusteuern hatten.

Die Politik Napoleons verdient deshalb besondere Aufmerksamkeit, weil sich in ihr finanzielle Ausbeutung, Zerstörung durch Kriege und Unterdrückung der Bevölkerung zu einem Sprengsatz vermischten, an dem sich Gedanken, Gefühle und Absichten symbolisch als Aufschrei des „Nationalgeistes“ zu artikulieren begannen. Durch das vermehrte Repressionspotential fand dieser zu sich selbst. Es liegt eine Paradoxie in der historischen Situation, dass Napoleon mit seiner kontinentalen Zwangsherrschaft beanspruchte, die Französische Revolution – in seinen Worten – „auszutreten“, dass er damit aber gleichzeitig deren Ideal bei den Unterworfenen wachrief, für die Freiheit und Emanzipation der eigenen Nation zu kämpfen.

Die Revolutionspropaganda verhielt, ihre Soldaten würden die Völker von der Unterjochung durch deren Fürsten befreien. Tatsächlich mündete der verheißungsvolle Aufbruch in eine Militärdiktatur kontinentalen Ausmaßes von der Atlantikküste bis zur Weichsel, eine Gewaltherrschaft, welche versuchte, von Sankt Petersburg über den Mittelmeerraum, die Ost- und Nordsee bis hin zur spanischen, portugiesischen und französischen Küste eine Handelsperre zu verhängen. Diese damals sogenannte „Universalmonarchie“ Napoleons hatte zwischen 1806 und 1815 im Vergleich zum Ancien Régime manche Herrschaftstechniken in repressiver Weise sogar noch optimiert. Dazu zählten als Werkzeuge eine politische Polizei, eine höchst wirksame Zensur sowie eine terroristische Praxis, durch exemplarische Hinrichtungen den Adel, die Buchhändler und die regionalen Freiheitskämpfer einzuschüchtern. Dafür standen stellvertretend der bourbonische Erbprinz Duc d'Enghien, der Buchhändler Johann Philipp Palm oder der Tiroler Andreas Hofer.

## VI. Die zwiespältige nationale Verheißung: die Dreieinigkeit von „Volk“, Sprache und Territorium

Aus der beschriebenen Konstellation entstand in Deutschland die Nation als politischer Leitbegriff. Das Neue daran lag nicht in dem nationalen Bewusstsein per se – es gab ja schon den Reichspatriotismus zuvor –, sondern in der Absicht, das Nationale mit einem staatlichen Territorium zur Deckung zu bringen. „Einheit und Freiheit“ lautete nicht zuletzt 1848 die geflügelte Parole. Das

klang unverbindlich. Die Frage nach einem nationalen Territorium erzeugte in dessen die eigentliche Brisanz, denn das erforderte, Grenzen zu definieren. Wie hieß Arndts politische Kampfschrift 1813? – „Der Rhein – Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“. Zeitgenössisch gesprochen ging es um den „politischen Besitzstand“. Hier scheint, zugespitzt formuliert, die Ursünde des 19. Jahrhunderts zu liegen. Metternich, der beiden Zeitaltern angehört hatte, wusste sehr genau auszu drücken, was die Imperien im Vergleich zum modernen Nationalstaat auszeichnete. Aus dem Exil im britischen Kurort Brighton 1849 rückblickend, deutete und bewertete er den Zeitwandel bis zur Revolution 1848: „Zwei Elemente sind in der Gesellschaft aufgetaucht, welche geeignet sind, ihre Ruhe bis in den Grund zu erschüttern. Als diese Elemente bezeichne ich die Ausdehnung des Grundbegriffs der Nationalität auf das Gebiet des politischen Besitzstandes und auf dessen Bezeichnung durch die Sprache.“

Diese abstrakte Formulierung könnte von einem politischen Soziologen stammen, von einem Max Weber oder, zeitlich näherliegend, einem Alexis de Tocqueville. Der Staatskanzler hatte Montesquieu, Edmund Burke und eben auch Tocqueville studiert. Er prophezeite die Erschütterung der Gesellschaft von Grund auf, wenn sie versuchte, den Nationalstaat auf der Basis eines sprachlich homogenen geschlossenen Territoriums zu errichten. Der Irrtum beruhte in seiner Sicht auf der Annahme, die Homogenität taue als Bauprinzip für einen Staat. In Mitteleuropa erzeugte jeder derartige Staat, der sich sprachlich homogen definieren wollte, auf seinem Territorium eine Minderheitenproblematik. Wenn diese inkorporierten Minderheiten ihrerseits den eigenen Nationalstaat forderten, bedeutete das zwangsläufig Krieg.

Schon die Zentralgewalt, welche die Frankfurter Nationalversammlung 1848 als Regierung eingesetzt hatte, führte in drei Richtungen Krieg gegen Nationalitäten, im Norden marschierten die Bundestruppen gegen Dänemark, im Osten preußische Soldaten gegen die Polen, österreichische Truppen unter General Windischgrätz gegen die Tschechen, im Süden österreichische Truppen unter General Radetzky gegen die Italiener. Weil die Revolution scheiterte, kamen diese Kriege nicht zu ihrem Ziel. Das war nur eine Kostprobe dessen, was in einer einzigen blutigen Spur bis in die Gegenwart reicht. Homogenität als Maxime der nationalen Staatsbildung erlaubt nur fünf politische Optionen für die national nicht Zugehörigen: Assimilation, rechtliche Definition als Außen-seiter, sprich: Minderheiten, der Status einer begrenzten Autonomie, Vertreibung oder physische Vernichtung. Alle fünf Optionen wurden seitdem in der europäischen Geschichte exekutiert. Sprache, Territorium und Nationalität zur Deckung zu bringen war den Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts eine nicht hinterfragte Selbstverständlichkeit. In der Geschichtsschreibung ist die kriegstreibende Brisanz dieser Operation neuerdings, nicht zuletzt durch Dieter Langewiesche, genauer registriert und beschrieben worden.

Alles in allem konnte hier für die Epoche bis 1815 in der Tat der Nationalismus vornehmlich nur als Leitbegriff behandelt werden, als *imagined community*, nicht als gesellschaftliche Bewegung, denn diese entstand gerade erst. Warum er sich nach 1815 ziemlich vehement in eine *real community* verwandelte, versteht man allerdings nur aus dem, was zwischen 1789 und 1815 in Europa geschah. □

# Das „Ringen um Einheit und Freiheit“: Staatliche Einigung und Konstitutionalisierung. Zwei zentrale Problemfelder der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert

Franz J. Bauer

## I.

Es soll um die Verfassungsbewegung gehen und um die Bestrebungen zur Herbeiführung eines deutschen Nationalstaats. Gleichwohl bleiben Zweifel, eine gewisse Fremdheit gegenüber einem Titel, der nicht ganz von mir kommt. Der Titel wurde mir vom Veranstalter vorgeschlagen, wobei man mir in liberalster Weise anheimstellte, ihn umzuformulieren, wenn ich dies wolle. Und zunächst wollte ich das tatsächlich tun. Aber dann erschien es mir doch reizvoller, das, was mich irritierte, zu problematisieren und für den Einstieg in das Thema zu nutzen. Also habe ich den ursprünglichen Titel im Wesentlichen bestehen gelassen und ihn nur mit vier Strichlein verändert: Ich habe das Ringen um Einheit und Freiheit in relativierende, differenzierende, auch distanzierende Anführungen gesetzt. So unbedeutend diese Änderung erscheinen mag – auf sie gerade kommt es mir an.

Warum? Nun, das Ringen um Einheit und Freiheit, einfach so in den Raum gestellt, ist eine affirmative Pathosformel. Sie sendet eine unsichtbare, aber semantisch wirksame Strahlung aus, ist gleichsam politisch radioaktiv. Einheit und Freiheit sind normativ stark aufgeladene Programmbegriffe aus dem politischen Diskurs. Sie tragen ein hohes appellatives Potential für die Selbstzuschreibung positiver Eigen- und Errungenschaften im politischen Kampf. Doch wenn sie nicht inhaltlich differenziert und definiert werden, sind sie ohne analytische Funktion und ohne Erklärungswert, und damit ungeeignet für den wissenschaftlichen Diskurs.

„Einheit“ ist eine emphatische Anrufung, die mehr vernebelt als klärt. Man muss ihr mit kritischen Fragen zu Leibe rücken, Fragen wie: Wer will rein in diese Einheit? Wer muss vielleicht rein (auch ohne es zu wollen)? Und wer bleibt draußen? Im kleindeutschen Nationalstaat des Kaiserreichs, der getragen war von einem Bündnis aus monarchischem Konservatismus und liberalem protestantischen Bürgertum, waren es bekanntlich lange die Katholiken, die draußen blieben, und noch länger die Sozialdemokraten, diese „vaterlandslosen Gesellen“. Die wurden erst zur nationalpolitischen Kommunion zugelassen, nachdem sie durch hunderttausendfachen Sterben in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs ihren „Patriotismus“ unter Beweis gestellt hatten. Dann durften sie sogar versuchen, das Kaiserreich vor der Revolution zu retten.

Und auch bei „Freiheit“ ist ganz nüchtern zu fragen: Freiheit wovon? Freiheit wozu? Freiheit für wen? Und auf wessen Kosten? Schließlich das „Ringen“ – eine aus tiefsten Tiefen des deutschen Wesens heraufsteigende Seelenvokabel! Sie kommt von Wotan und zieht nach Walhall und sät auf ihrem Flug semantisch das Schicksalshafte, das Düster-Fatale, das Tragisch-Vergebliche aus, das es in hartem, ergebnem Kampf zu tragen und zu erdulden gilt, heroisch und ohne nach dem Nutzen und Frommen, nach der Rationalität, nach dem Sinn dieses Tuns zu fragen.



Prof. Dr. Franz J. Bauer, Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Regensburg

Historisch greift die Formel vom Ringen um Einheit und Freiheit übrigens auf Heinrich von Gagern zurück, den Vormärzliberalen, Präsidenten der verfassunggebenden Nationalversammlung in Frankfurt und Führer der kleindeutsch-propreußischen, liberal-konstitutionellen Koalition, welche dann 1849 die Paulskirchen-Verfassung mit Reichs-parlament und hohenzollernischem Erbkaisertum getragen hat. Schon zu Silvester 1842 schrieb Gagern in einem Brief an seinen Vater zufrieden, der „Geist der Nation“ sei in „fortschreitender Entwicklung begriffen nach dem doppelten Ziel: nach Einheit und nach Freiheit im monarchischen Repräsentativstaat“. Das war also ein recht bescheidener Begriff von Freiheit. Die Mehrheit der Liberalen wollte zwar verfassungsmäßige Freiheit, aber diese wohlbehütet von den Gendarmen der Monarchie. Man wollte die Könige behalten als Schutzherrn von Ordnung und Eigentum für den Fall dass, wie zuvor in Paris schon mehrfach gesehen, der republikanische Pöbel aufmüpfig werden sollte.

Vermutlich hat gerade seine Bescheidenheit diesen Begriff von Freiheit der Adenauerzeit als besonders geeignet empfohlen für die Wiederentdeckung und Wiederanknüpfung einer deutschen Identität nach der Katastrophe von 1945. Seit Friedrich Meineckes „Säkularbetrachtung“ von 1948 bezog man sich ja in der aufstrebenden Bundesrepublik gerne auf 1848/49 bei der Suche nach einem (wenn schon nicht guten, so doch) besseren Deutschland, bei der Grabung nach den verschütteten Fundamenten einer parlamentarisch-demokratischen Tradition und einem „gesunden“ Begriff der deutschen Nation von sich selbst.

Auffällig ist jedenfalls, dass die getragene Formel vom Ringen um Einheit und Freiheit bis heute Konjunktur genießt in Lehrplänen für den Geschichts-



Foto: akq-images

Das Kyffhäuserdenkmal bei Bad Frankenhausen (Thüringen) wurde 1890 bis 1896 zu Ehren von Kaiser

Wilhelm I. errichtet. Es versinnbildlicht das monumentale Nationalgefühl in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

unterricht und in den Reden von Bundespräsidenten zu bestimmten Zeremonialanlässen. Sie hat sich also im Reich der historisch-politischen Didaktik und der nationalen Pädagogik für den demokratisch gewendeten deutschen Nachkriegs-Michel fest etabliert. Aber genau deswegen ist sie ungeeignet für den kritischen Diskurs der Geschichtswissenschaft.

## II.

Statt der traulich-traurigen Mär vom wackeren Ringen der Vormärzliberalen und Vormärzdemokraten um Einheit und Freiheit und das Scheitern ihrer guten Absichten zu erzählen und zu besingen, seien kritisch die Ideen in Augenschein genommen, welche die deutsche National- und Verfassungsbewegung des 19. Jahrhunderts an- und vorangetrieben haben. Woher kamen diese Ideen, was war ihre Funktion – und das ist etwas anderes als ihr Inhalt! – und was ist schließlich aus ihnen geworden? Ich bediene mich dazu als analytischer Sonden des Begriffspaars Emanzipation und Partizipation für das Streben nach Verfassung und der Begriffe Differenzierung und Integration für den Prozess der Nationsbildung.

Den vorwärtsdrängenden Kräften des frühen 19. Jahrhunderts war die Erlangung einer Verfassung ein zentrales Anliegen. Hier lag – neben dem Erreichten nationalstaatlicher Einheit – der programmatische Kern des Liberalismus,

und daraus wurde auch die politische Epochensignatur für die erste Hälfte des Säkulums. Der Aufstieg des Verfassungsstaats ist Teil jenes allgemeinen, die ganze europäische Welt erfassenden Wandlungsprozesses, den man gemeinhin mit Stichwörtern wie Säkularisierung, Rationalisierung und Modernisierung kennzeichnet. Die äußerst produktive Geistesbewegung der Aufklärung lieferte ein ganzes Arsenal von Ideen, mittels deren die neuen Gesellschaftsschichten die überkommene Ordnung der Welt in Frage stellten. Der durch die Aufklärung bewirkte Bedeutungswand der christlichen Religion für Sinnstiftung und Daseinsdeutung, die Säkularisierung und zunehmende Rationalisierung der Weltsicht durch den Fortschritt von Wissenschaft und Technik – diese Vorgänge haben auch der traditionellen Legitimation monarchischer Herrschaft als von Gott gestiftete politische Ordnung ihre Grundlage entzogen.

Die kapitalistische Wirtschaftsform und die aufkommende Industrialisierung brachen die statischen Strukturen der ständischen Gesellschaft auf. Die aufsteigenden bürgerlichen Schichten fanden sich in der beharrenden, feudalmönarchischen Ordnung politisch immer weniger wieder. Die wachsende Diskrepanz zwischen der wirtschaftlichen und sozialen Bedeutung der einzelnen Stände und ihrer rechtlichen Stellung wurde seit der Mitte des 18. Jahrhunderts im „Dritten Stand“

verstärkt zum Gegenstand kritischer Reflexion.

Diesen Leitprozess neuzeitlicher Modernisierung können die Begriffe „Emanzipation“ und „Partizipation“ erfassen. „Emanzipation“ war als Kampf- und Bewegungsbegriff schon in Aufklärung und Französischer Revolution im Schwange, wobei er zunächst noch vorwiegend transitiv gebraucht wurde – also jemanden emanzipieren in der Bedeutung von Freilassung aus väterlicher oder vormundschafflicher Gewalt. Sein volles Mobilisierungspotential entfaltete das Schlagwort dann freilich erst im reflexiven Verbalgebrauch: sich emanzipieren heißt, sich mittels eigener Kraft und Einsicht lösen aus Abhängigkeit, Bindung und Untertänigkeit, heißt sich freimachen, sich befreien. Im engeren Sinne politisch verstanden meint Emanzipation die Gesamtheit der Bestrebungen, die darauf abzielen, das naturrechtlich autonom gedachte Individuum der Aufklärung aus den durch Tradition und Dogma, durch überkommene Rechts- und Herrschaftsverhältnisse gesetzten Beschränkungen seiner Denk- und Handlungsfreiheit herauszulösen.

Der erste Schritt zur Emanzipation ist dabei stets die Kritik, die Kritik der bestehenden, die Freiheit des Einzelnen behindernden oder verhindernden Verhältnisse. Diese Kritik ist zunächst die Sache einer relativ kleinen Gruppe von Intellektuellen, einer literarisch und publizistisch aktiven Avantgarde, und sie bedarf zu ihrer Wirkung der Foren, sie

bedarf einer Öffentlichkeit, denn nur die Öffentlichkeit ermöglicht den Diskurs. Auch dort, wo das Bürgertum wie in Deutschland wirtschaftlich und zahlenmäßig zunächst noch recht schwach blieb, errangen bürgerliche Intellektuelle nach und nach die Diskurshegemonie. Das Bürgertum schuf sich selbst ein Forum für seine Anliegen und Themen und konnte so nach und nach auch die bevorrechteten Stände zwingen, sich mit seiner Kritik auseinanderzusetzen. Gemäß dem naturrechtlich-aufklärerischen Prinzip, dass alle Menschen frei und rechtlich gleich geboren oder geschaffen sind, verfielen alle Privilegien, die nicht in persönlichem Verdienst, sondern allein in Geburt und Stand begründet waren, dem Verdikt.

In den Grundrechtskatalogen der großen Verfassungskodifikationen von der amerikanischen „Bill of Rights“ über die Konstitutionen der französischen Revolutionszeit bis hin zur Paulskirchen-Verfassung fand das emanzipatorische Postulat seinen rechtsdogmatischen Niederschlag. „Emanzipation“, die sich aus dem 18. Jahrhundert heraus durch das 19. Jahrhundert hindurch ausbreitet, erfasst nach und nach ganz unterschiedliche Bevölkerungsgruppen: zunächst die Bürger und die Bauern, aber auch die Juden, dann in der zweiten Hälfte vor allem die Arbeiterschaft, zuletzt die Frauen.

Ergänzend zur Emanzipation durch Kritik traten dann auch Forderungen auf den Plan, die man unter dem Begriff



Foto: akg-images

*Das Leipziger Völkerschlachtdenkmal: Das Denkmal wurde 1913 fertig gestellt und rief die Erinnerung an die „Völkerschlacht“ wach, die vom 16. bis zum*

*19. Oktober 1813 stattfand und das Ende der napoleonischen Herrschaft beschleunigte.*

der „Partizipation“ zusammenfassen kann. Denn es genügte nicht, in der politischen Organisation von Herrschaft die fürstliche Autokratie bloß zu kritisieren, weil sie die Teilhabe der Untertanen an der politischen Macht verhin-derte und es diesen verwehre, „Bürger“ – Staatsbürger, „citoyens“ – zu sein. Es musste vielmehr dem kritisierten Zu-stand ein positiver Entwurf gegenüber-gestellt werden, und dieser Gegenent-wurf segelte unter dem Banner von Konstitution oder Verfassung, von Re-präsentation und Volkssouveränität.

Die historische Kraft, die den Prozess von Emanzipation und Partizipation vorantrieb, war der Liberalismus, und das programmatische Ideal dieser Be-wegung die bürgerliche Gesellschaft. Auch wenn Emanzipation und Partizi-pation zunächst also genuin bürgerliche Forderungen waren, blieben sie in ihrer Ausstrahlungskraft nicht auf das Bür-gertum beschränkt: Im Zuge ihrer er-folgreichen Durchsetzung brachte die bürgerliche Gesellschaft gleichsam aus sich selbst neue, unterbürgerliche Schichten hervor, die sich ihrerseits die Forderungen nach Emanzipation und Partizipation auf die Fahnen schrieben. So forderte die mit der Industrialisie-rung entstehende Lohnarbeiterschaft ih-ren Anteil am Erfolg der bürgerlichen Gesellschaft – ökonomisch, sozial, poli-tisch und kulturell. Sie verlangte ihre Beteiligung am Staatsleben, eben ihre Partizipation. Das politische Feld, auf dem sich dieser Kampf abspielte, war

das Wahlrecht, das es zu demokratisie-ren, und die Repräsentanz in den Par-lamenten, die es zu verbreitern galt.

### III.

Das Problem, das sich unter dem Be-griff der Demokratisierung dann im letzten Drittel des Jahrhunderts stellte, war das Problem der Massen und ihrer Integration in Staat und Gesellschaft. Die alten Eliten reagierten auf diese Her-ausforderung mit Ratlosigkeit, Unbeha-gen und aggressiven Ängsten. Die diffu-se Untergangsstimmung des *Fin de siècle* speiste sich nicht zuletzt aus der Furcht vor der Überwältigung der bürgerlichen Welt durch die aufsteigenden Massen. Ein Buch wie die „Psychologie der Mas-sen“, das der französische Arzt Gustave Le Bon 1895 veröffentlichte, und sein enormer Publikumserfolg sind ein spre-chendes Symptom dieser Dekadenz-empfindung und nervösen Irritation. Le Bon sah ein „Zeitalter der Massen“ her-aufziehen, in dem die Politik der Staa-ten nicht mehr von Überlieferung und vernünftiger Überlegung bestimmt wür-de, sondern nur noch von den Instink-ten und Affekten der Masse – was für ihn nichts anderes bedeutete als das Ende aller Kultur.

Die vermeintliche Bedrohung abend-ländischer Kultur durch die „Massen“ war aber in erster Linie ein Problem der Dämonisierung der Massen in der bür-gerlichen Wahrnehmung. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, zeigte sich schnell,

dass die sozialistischen Parteien und Organisationen in den kriegführenden Staaten bereit waren, ihre Programm-prinzipien von Internationalismus und Klassensolidarität preiszugeben – man könnte auch sagen: zu verraten – und sich mit ihrer Massenbasis in die natio-nalen Aufmarschfronten des großen Völkerschlachtens einzureihen. Der Weltkrieg lehrte, dass die Masse – in den Alpträumen von Le Bon und sei-nesgleichen das schlechthin Formlose, Ungezügelter und nicht Zügelbare, Trä-gerin von Anarchie und Chaos – in Uni-form sehr wohl formiert und in der Tö-tungsmaschinerie zum Einsatz gebracht werden konnte – bis hin zu Selbstauf-gabe und massenhaftem Sterben. Was diese erstaunliche plebiszitäre Integ-ration des „Vierten Standes“ in die bür-gerlich-kapitalistische Klassengesell-schaft ermöglicht hat, war die andere Großideologie des 19. Jahrhunderts – die Ideologie der Nation, die im natio-nalen Machtstaat selbst zum Subjekt wird.

Der Übergang von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaftsordnung führte auf breiter Front zur Auflösung traditionaler Sozialbindungen. Mit dem Ende von Gutsherrschaft und Grund-herrschaft auf dem Lande und durch die Abschaffung zünftischer Regelungen in Handwerk und Kleingewerbe wurden große Teile der Bevölkerung aus pater-nalistischen Daseinsformen freigesetzt. Sie gewannen dabei „Freiheit“ und ver-loren Schutz und Sicherheit.

Der Emanzipationsprozess war mit-hin in erheblichem Umfang von sozia-ler und politischer Differenzierung und Desintegration begleitet. Das in Frei-heit gesetzte Individuum trat in ein neues, unmittelbares Verhältnis zum Staat.

Vor der Folie dieser Desintegrations-vorgänge gewinnt der Leitprozess der Nationsbildung seine besondere Bedeu-tung. In der Idee der Nation entwirft die mit dem Liberalismus ideell und personell eng verzahnte nationale Be-wegung eine neue Dimension überindi-vidueller Vergemeinschaftung. Das Kon-zept der Nation verlangt vom Einzel-nen, dass er über die gleichsam natur-wüchsigen und konkret erfahrbaren Ge-meinschaftsformen der Familie und der Sippe, der Dorf- oder Religionsgemein-de hinaus ein Zugehörigkeits- und Loyalitätsempfinden entwickle gegen-über dem abstrakten Kollektivsubjekt des Volkes oder der Nation. Die Nation und ihre politische Organisation im souveränen Nationalstaat werden zu den höchsten innerweltlichen Wertin-stanzen. Die Nation fängt also das durch die Aufklärung eben erst aus sei-nen traditionellen Bindungen emanzi-pierte und in monadische Autonomie entlassene Individuum wieder ein und macht es politisch verfügbar. „Nation“ hat demnach Emanzipation zur Voraus-setzung und ist doch zugleich ihre Auf-hebung, weil sie den Einzelnen von neuem in überpersonale Abhängigkei-ten hineinzwingt.

Ein Weiteres kommt hinzu: Wie idealistisch und weltbürgerlich im Sinne von Humanität, allgemeiner Moralität und Bildung die Nation im Deutschland bei Herder, Schiller und Goethe gedacht gewesen sein mochte (als Kulturnation eben) – die Geschichte lehrt uns, dass früher oder später jedes Nationalbewusstsein kategorisch die Machtfrage aufwirft. Nation und Macht gehören zusammen, sind essentiell aufeinander bezogen, bedingen einander – Nation will Macht. Auch wenn sich das Streben nach dem Nationalstaat in den Schafspelz der Selbstgenügsamkeit hüllt, lässt der nationale Machtstaat früher oder später die Maske fallen und richtet seine Energien aggressiv und expansiv nach außen.

#### IV.

Auch in Deutschland vollzog sich im Jahrzehnt nach 1800 in einem traumatisierenden Wechselspiel von französischer Expansionspolitik und deutscher Ohnmachtserfahrung die säkulare Wendung des deutschen Idealismus hin zu Macht und Staat. Dass Napoleon die national-demokratisch motivierten und mobilisierten Armeen Frankreichs schier unwiderstehlich von Sieg zu Sieg und damit zur Hegemonie in Europa trieb, führte auch in Deutschland zu der Ansicht, dass die Kulturnation, wie erhaben sie sich verstehen mochte, ohne Macht nicht würde zu behaupten sein. So übernahm in den Jahren des Zerfalls und der Ohnmacht der Nationalgedanke in Deutschland selbst mit einer gewissen inneren Konsequenz von Frankreich die Züge jenes militanten Nationalismus, gegen den er zum Widerstand aufrief. Das Feindbild Frankreich wurde konstitutiv für die Selbstfindung der deutschen Nation.

Aber auch im Meta-Politischen wuchs dem Nationalismus eine essentielle Funktion der Sinnstiftung zu. Es fällt doch auf, dass der moderne Nationalismus historisch just zu dem Zeitpunkt auf den Plan trat, als die traditionellen Muster gesellschaftlicher Organisation und Gemeinschaftsbildung sich aufzulösen begannen. Sowohl die ständisch-feudale Gesellschaftsordnung wie auch Religion und Konfession als geschlossene und verbindliche Systeme von Weltklärung und Weltdeutung verloren seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts rapide an Legitimation und damit an Bindungskraft. Es erscheint daher plausibel, den gleichzeitig aufkommenden Nationalismus im Sinne einer Ersatzreligion als Medium sozialer Kohäsion zu verstehen, welches nun anstelle der obsolet gewordenen Systeme die unentbehrliche Funktion der Integration übernahm. So ließen sich auch die vielen sakral-religiösen Anklänge in der Phraseologie der Nationalismen erklären.

Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und das Fortleben nach dem Tode, der dem nachauflärerischen Menschen abhanden gekommen war, wurde durch den Glauben an die überindividuelle Fortdauer im biologischen Kollektiv des Volkes, der Nation, ersetzt. Die Nationalstaatsmetaphysik, die Staatsvergottung, die gerade in der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts eine verhängnisvolle Breitenwirkung entfaltete, hat hier wohl eine ihrer Wurzeln. Schon Johann Gottlieb Fichte hat diesen metaphysischen Anspruch statuiert in den „Reden an die deutsche Nation“, die er 1808 in dem von den Franzosen besetzten Berlin hielt. „Der Glaube des edlen Menschen an die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit auch auf dieser Erde gründet sich auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volks, aus dem er sich entwickelt hat“, sagt er in der achten dieser Reden.

Diese Fortdauer „muß er wollen, denn sie allein ist das Mittel, wodurch die kurze Spanne seines Lebens hinieden zu fortwährendem Leben hinieden ausgedehnt wird. Diese Dauer verspricht ihm allein die selbständige Fortdauer seiner Nation; um diese zu retten, muß er sogar sterben wollen, damit diese lebe“.

Der glaubenslose Mensch – und das sind im 19. Jahrhundert viele – hat also, so hören wir von Fichte, zwischen sich und dem Nichts nur die Nation. „Volk und Vaterland in dieser Bedeutung als Träger und Unterpand der irdischen Ewigkeit und als dasjenige, was hienieden ewig sein kann, liegt weit hinaus über den Staat im gewöhnlichen Sinne des Wortes.“

Der Siegeszug der nationalen Idee nimmt, da sind sich Historiker und Soziologen heute weitgehend einig, seinen Ausgang in den Köpfen weniger, in der Regel einer kleinen literarisch-publizistischen Vorhut, von der die Idee der Nation dann in breitere Bevölkerungsschichten hineingetragen wird. Auch der Fichte'sche Gedanke von Volk und Vaterland als „Unterpand“ der einzig möglichen „irdischen Ewigkeit“ strebte aus der akademischen Klausur des Hörsaals hinaus ins bürgerliche Leben. In der Mitte des Jahrhunderts finden wir ihn bereits ganz selbstverständlich bei dem Erfolgsautor Gustav Freytag. Der Protagonist seines 1864 erschienenen Romans „Die verlorene Handschrift“, ein Professor der Altphilologie und agnostischer Bildungsbürger par excellence, erklärt seiner bäuerlichen Verhältnissen entstammenden, noch naiv religiösen Ehefrau, der Sinn des Lebens erfülle sich in der Jahrhunderte übergreifenden Abfolge der Generationen eines Volkes. „Uns ist der einzelne verstorbene Mensch nur erkennbar“, sagt dieser Felix Werner, „sofern er auf andere Menschen eingewirkt hat, nur im Zusammenhang mit denen, die vor ihm waren und nach ihm kamen, hat er Wert. Während er für sich und seine Zwecke kämpft, arbeitet er zugleich umgestaltend für seine Zeit, vielleicht über seine Zeit und sein Volk hinaus für alle Zukunft. Sieh, Geliebte, bei solcher Auffassung schwindet der Tod aus der Geschichte.“

#### V.

Die Errichtung des kleindeutschen Nationalstaats 1870/71 war dann bekanntlich das Ergebnis dreier durch Preußen geführter Kriege. Aber man weiß heute auch, dass der nationalpolitische Machtanspruch der 48er-Liberalen womöglich expansiver war, als es das „saturierte“ deutsche Kaiserreich zumindest in den ersten zwei Jahrzehnten seines Bestehens unter der Leitung Bismarcks tatsächlich gewesen ist. Die Grobschlächtigkeit des Parvenühaften, einen Hang zu Hybris und Großmannsucht hat der deutsche Nationalismus nie mehr ganz abgelegt. Sie waren ihm eigentümlich und brachen immer wieder durch – insbesondere dann in der Epoche Wilhelms II., als das wirtschaftlich enorm erstarkte Deutsche Reich im Sog des allgemeinen Imperialismus in die zugespitzte Machtkonkurrenz zwischen den Großstaaten eintrat und chauvinistische Massenorganisationen das politische Klima kräftig aufheizten.

Fatalerweise hat aber auch in dieser Phase die nationale Idee geleistet, was ihre Propagandisten manipulativ mit ihr bezweckten: Sie erwies sich als wirksames Instrument der kommunikativen und politischen Einbindung breiter Bevölkerungsschichten. Dass diese Integration in vielerlei Hinsicht bloß symbolischer Art war und Ideologie blieb, dass sie die Verweigerung echter Partizipationschancen im wirtschaftlichen wie

politischen Bereich – etwa gegenüber der sozial-demokratischen Arbeiterschaft – nur verschleierte, änderte nichts an der Tatsache ihres Erfolgs. Als die dem Imperialismus inhärenten Konflikt-dynamiken sich schließlich 1914 in einem katastrophalen Weltkrieg entluden, vereinigten sich die Proletarier aller Länder nicht etwa mit ihren Klassengenossen, sondern solidarisierten sich – von der „Union Sacrée“ bis zum „Burgfrieden“ – fraglos mit ihrer jeweiligen Nation.

Unübersehbar ist, dass auch der Gehalt der Nationsidee in Deutschland sich an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert noch einmal grundlegend und seinem innersten Wesen nach wandelt. Die Nation des deutschen Fin de siècle sucht ihre Erfüllung nun nicht mehr im klar umrissenen, machtpolitisch-rational definierten kleindeutschen Nationalstaat des bismarckisch-nationalliberalen Gründungskompromisses von 1871. Sie stellt sich im Zuge einer selbstläufigen gesellschaftlichen Dynamisierung vielmehr in Opposition zu den Politikategorien der traditionellen Eliten, welche dieses Reich gouvernemental tragen. Die Vorstellung von Nation, welche diesem Paradigmenwandel zugrunde liegt, ist weder die Kultur- noch die Staatsnation. Beide Konzepte wurzelten letztlich in Aufklärung und Rationalismus, und in der aggressiven Wendung gegen sie findet die neue, in ihren Appell auch die Massen einschließende Nation ihren Seinsgrund allein im biologischen Ursubstrat des deutschen Volkes.

Anschaulich wird diese massive Potenzierung der Nationsidee in den megamonumentalen Denkmalsschöpfungen des späten Kaiserreichs, im Kyffhäuserdenkmal von 1896 etwa, vor allem aber dann in dem 1913 eingeweihten Völkerschlachtdenkmal. Die symbolische Vergegenwärtigung der Nation in diesem schon in seinen Dimensionen alles Vorangegangene übertreffenden Koloss verweigert sich jedem konkreten historischen Bezug. Nach außen verkörpert die hermetische Geschlossenheit der Denkmalsgestalt eine bis zur Verschmelzung verdichtete Masse. Der Innenraum mit seiner Kuppelhalle evoziert eine düstere Endzeitstimmung von tragischer Unausweichlichkeit. In der Krypta stehen stilisierte Krieger trauernd vor Schicksalsmasken, die Ruhmeshalle darüber wird beherrscht von vier kolossalen Figuren, jede an die zehn Meter hoch, welche unter Verzicht auf jegliche personale Individualität die deutschen Nationaltugenden verkörpern sollen – als da sind Frömmigkeit, Volkskraft, Heldenmut und Opferbereitschaft. Das Ganze ist in Stein gebannter Ausdruck finsterner Ahnungen, Aufruf zur Sammlung aller Kräfte für die große, existentielle Bewährung der Nation, Einstimmung zum Opfergang – der dann ja auch kam. Die Nation, die dieses Denkmal heraufbeschwört, ist kein politisches Subjekt mehr, sondern unvergängliche Schicksalsgemeinschaft im Verbund der Lebenden und der Toten, eine mystische organische Wesenheit – eben das Volk.

Lange vor dem Auftauchen des Nationalsozialismus also hat der deutsche Nationalismus schon die existentialistische, biologistische Wendung zum Völkischen vollzogen. Mit einer Formulierung Helmuth Plessners könnte man sagen, diese Nation „hat nichts mehr über sich, sondern nur noch etwas vor sich: eine konkrete Lage, die gemeistert sein will. Und sie hat hinter sich keine allgemeinen Rückgriffsmöglichkeiten und Rechtfertigungen aus abstrakten Idealen mehr, sondern nur noch eine massive Realität: das Volk und seinen Selbsterhaltungstrieb.“

Kaum ein Jahr nach der Einweihung des Völkerschlachtdenkmal, im ver-

nunftvergessenen Taumel des August 1914, formulierte dann der katholische Arbeiterdichter Heinrich Lersch in seinem Gedicht „Soldatenabschied“ gleichsam als gemein-patriotische Quintessenz aus Fichte und Freytag die berühmte Verszeile „Deutschland muss leben, auch wenn wir sterben müssen!“ Ganze Kohorten junger Männer wurden mit ihr in den „Opfertod fürs Vaterland“ geschickt. Lersch genoss nach dem Weltkrieg als nationaler Seher und Sänger große Popularität. 1933 gehörte er zu den 88 Unterzeichnern des „Treuegelöbnisses“ deutscher Schriftsteller für Adolf Hitler und wurde in die gleichgeschaltete Deutsche Akademie der Dichtung berufen.

Zu Beginn der 1980er Jahre bemächtigt sich die Hamburger Punkrock-Gruppe „Slime“ des Lersch'schen Diktums für einen Song und dreht es radikal kritisch um: „Deutschland muss sterben, damit wir leben können!“ Als dieses Lied 1997 bei einer angemeldeten Demonstration in Berlin-Kreuzberg öffentlich abgespielt wird, befindet das Amtsgericht Tiergarten 1998, dass damit die Freiheit – die Freiheit der Kunst und der Meinung – überzogen worden sei, und verurteilt den Veranstalter wegen einer Straftat nach § 90 StGB – Verunglimpfung des Staates und seiner Symbole – zu einer Geldstrafe von 3750 Euro. Das Landgericht Berlin bestätigt diesen Spruch im September 1999, das Kammergericht Berlin ein weiteres Mal im Februar 2000. Erst mit Entscheidung des Ersten Senats des Bundesverfassungsgerichts vom 3. November 2000 werden diese Urteile aufgehoben, weil sie die Grundrechte aus Art. 5 Abs. 3 Satz 1 GG (Meinungsfreiheit) verletzen.

Das „Ringeln um Einheit und Freiheit“, so muss man aus dem Vorgang folgern, ist nicht abgeschlossen. Vermutlich ist es unabgeschlossen. □

## zur debatte

### Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 46

Herausgeber und Verleger:  
Katholische Akademie in Bayern, München  
Direktor: Dr. Florian Schuller  
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Robert Walsler  
Mitarbeit: Simon Berninger  
Fotos: Akademie  
Anschrift von Verlag u. Redaktion:  
Katholische Akademie in Bayern,  
Mandlstraße 23, 80802 München  
Postanschrift: Postfach 401008,  
80710 München,  
Telefon 089/381020, Telefax 089/381021 03,  
E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de  
Druck: Kastner AG – Das Medienhaus,  
Schloßhof 2 – 6. 85283 Wolnzach.  
zur debatte erscheint zweimonatlich.  
Kostenbeitrag: jährlich € 35,- (freiwillig). Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern, bei der LIGA Bank:  
Kto.-Nr. 2355000, BLZ 75090300  
IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00  
SWIFT (BIC): GENODEF1M05.  
Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.



# Die Entfaltung der bürgerlichen Gesellschaft. Das Bürgertum als Träger eines neuen Weltbilds und als neuer Machtfaktor

Gunilla Budde

Auf die Frage, welcher historischen Epoche seine besondere Sympathie gehöre, zögerte der Historiker Hans-Ulrich Wehler keinen Augenblick. Eine veritable Versuchung sah er in der Mitarbeit im Büro des Staatskanzlers Hardenberg. „32 Millionen Hektar Land aus Feudalbesitz in privaten Eigentum um(zu)wandeln“ betrachtete der Autor der fünfbandigen Gesellschaftsgeschichte als „eine ungeheure Reformleistung“, die er gerne mit vorangetrieben hätte. Stellte sich mir diese Frage, würde ich mich wohl für dieselbe Zeit entscheiden, aber eine andere Lokalität wählen. Mir erscheinen die Salons an der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert, sei es das Mansardenzimmer der Rahel Varnhagen in der Berliner Jägerstraße oder die hochherrschaftliche Wohnung der Wiener Salonière Caroline Pichler, als besonders reizvolle Orte der Vergangenheit.

Sowohl in der preußischen Staatskanzlei als auch in den großstädtischen Salons des frühen 19. Jahrhunderts lag der Geist der Reform, der Geist der Erneuerung förmlich in der Luft. Hier wurden die Ideen einer gesellschaftlichen Neugestaltung entworfen, entwickelt, diskutiert und auf den Weg gebracht. Es ging darum, die Idee einer neuen Gesellschaftsordnung zu entfalten und öffentlich zu machen.

Das Bürgertum wirkte, obschon quantitativ eine Minderheit, in der Zeit zwischen der Französischen Revolution und dem Erstem Weltkrieg so prägend, dass häufig vom „bürgerlichen“ 19. Jahrhundert gesprochen wird. 1851 schrieb der Volkskundler Wilhelm Heinrich Riehl in seinem mehrfach aufgelegten Bestseller „Die bürgerliche Gesellschaft“: „Viele nehmen Bürgertum und moderne Gesellschaft für gleichbedeutend.“ Spätestens mit der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte sich dieses Selbstbewusstsein, die Geschicke seiner Zeit entscheidend zu gestalten, weitgehend durchgesetzt. Die zwei Segmente des Bürgertums, das Bildungsbürgertum auf der einen Seite und das Wirtschaftsbürgertum auf der anderen Seite, hatten sich von dem alten Stadtbürgertum emanzipiert. Je mehr die ständische Ordnung bröckelte, desto größer war die Durchsetzungskraft dieses neuen Bürgertums, sowohl bezüglich der Wertewelt als auch im Hinblick auf den politischen Einfluss.

## I. Das gemeinsame neue Weltbild

Zu Beginn der historiographischen Bürgertumsforschung in den 1980er Jahren irritierten die Befunde: Einerseits sah man bürgerliche Akteure an vielen Stellschrauben der „Moderne“, andererseits war man dupiert ob der großen Heterogenität dieser neu aufkommenden sozialen Klassen. Was hatten ein Londoner Bankier, ein Kaufmann aus Amsterdam, ein Pfarrer aus Westfalen, ein Advokat aus Paris oder ein Heidelberger Professor gemeinsam: kaum den sozial-ökonomischen Status, zu unterschiedlich waren die materiellen Ressourcen und der jeweilige Lebenszuschnitt. Gemeinsam war immerhin die



Prof. Dr. Gunilla Budde, Professorin für Deutsche und Europäische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts an der Universität Oldenburg

primär städtische Orientierung, der Status des „Dritten Standes“ und damit auch das Selbstbewusstsein, zu wem man nicht gehörte: nämlich zum Adel, zur katholischen Geistlichkeit, zur Bauernschaft und zu den ländlichen und städtischen Unterschichten.

Das waren eher äußerliche Gemeinsamkeiten. Als wesentliches Bindeglied entpuppte sich bei näherem Hinsehen ein gemeinsames Wertgefüge und daraus erwachsendes Weltbild. Große Einigkeit herrschte über die Vorstellung, dass man sich seinen Platz in der Welt durch eigene Leistung, akademischer oder ökonomischer Natur, errungen hatte und nicht wie der Adel durch Geburt und Erbe. Neben dem Prinzip der individuellen Leistung griff das Bürgertum auch andere Vorstellungen dieses neuen, in den Studierstuben aufklärerisch gesinnter Meisterdenker erdachten Gesellschaftsmodells auf, nahm es für sich an und trug zu ihrer Verbreitung bei. Ständische Ungleichheit und absolutistische Staatsgewalt waren die Hauptangriffspunkte. Vordenker war der Königsberger Philosoph Immanuel Kant, der, ganz im Geiste der Urväter des Gedankens, eine Gemeinschaft freier und formal gleicher Bürger forderte, denen der „Ausgang“ aus der „selbstverschuldeten Unmündigkeit“ gelungen war.

Die Vision einer von Vernunft, Individualität und Humanität bestimmten Gesellschaftsordnung, in der die staatliche Macht im Sinne des liberalen Rechts- und Verfassungsstaats einerseits begrenzt und andererseits über Öffentlichkeit, Wahlen und Repräsentationsorgane den Einflüssen des mündigen Bürgers unterstand, war das Fundament einer bürgerlichen Gesellschaft. Lange bindende Traditionen wurden überdacht, gewendet, gebrochen und verworfen. Nicht mehr das „Schicksal“ bestimmte in den Augen des Bürgertums seine Gegenwart und Zukunft. Allein

persönliche Tatkraft machte den Bürger zum Herren seiner selbst. Und zum Herren seiner Gesellschaft. Dieser Bürgerstolz beseelte viele Zeitgenossen. Edelmütig und anmaßend zugleich war die Vorstellung, dass der eigene Wertheimmel und Gesellschaftsentwurf über die Grenzen der eigenen sozialen Schicht ausstrahlen sollte, dass auf Dauer alle, unabhängig von Stand und Geschlecht, an den Wohltaten der „bürgerlichen Gesellschaft“ Anteil haben sollten. Überdies war es selbstverständlich für die bürgerlichen Architekten dieses Programms, dass sie in dieser Gesellschaft die Führung übernehmen würden. Es war ein neues, weit weniger starres Weltbild als das des Ancien Régime, das diese Ideen überwölbte. Und es war ein durch und durch optimistisches Programm – mit zweifellos utopischem Anstrich.

Dennoch drang der Kern des Ideals bis ins Alltagsleben des Bürgertums vor und geriet zur Klammer dieser in vielen Bereichen so ausdifferenzierten Gesellschaftsformation. Es erwuchs daraus ein Ensemble von den Lebensstil prägenden und die Wirklichkeit deutenden Werten und Vorstellungen. Mit anderen Worten: Eine spezifische „bürgerliche Kultur“, die die Welt des Bürgertums im Innersten zusammenhielt. Meilensteine dieser „bürgerlichen Kultur“ waren eine positive Grundhaltung gegenüber selbstbestimmter, eigenverantwortlicher, regelmäßiger Arbeit und – damit eng verbunden – Tugenden wie Fleiß und Sorgfalt, Pflichterfüllung im beruflichen und privaten Alltag, die Neigung zur durchdachten Lebensführung, zum geplanten Tagesrhythmus, die Betonung von Erziehung und Bildung, Hochschätzung von Kunst und Wissenschaft und nicht zuletzt ein spezifisches bürgerliches Familienideal.

Auf Neigung gegründet und durch Liebe verbunden, in Absetzung von Wirtschaft und Politik, sollte die Familie eine Gegenwelt bieten, einen durch auskömmliches Einkommen des männlichen Familienoberhauptes und Dienstboten freigesetzten Raum der Muße für Frau und Kinder, einen Ruhezufort im rastlosen Getriebe der bürgerlichen Leistungsgesellschaft, die sie selbst durch die Erziehung der kleinen Bürgerinnen und Bürger immer aufs Neue herzustellen half. Mit einer „guten Kinderstube“ war die nachfolgende Generation gerüstet für das erfolgreiche Mitwirken auf der bürgerlichen Bühne, versorgt mit deren Spielregeln und Requisiten, die sich in einer bunten Palette symbolischer Formen äußerten: in Tischmanieren und Begrüßungsritualen, in Anredeformen und Konversationsregeln, in Konsumpraktiken und Dresscodes. Die Familie war nicht nur Herzstück des Bürgertums, sondern auch einer der Hauptschauplätze, an denen die „bürgerliche Kultur“ geprägt und gepflegt, gefördert und befördert wurde. Im Zuge des Ablösungsprozesses der Agrarwirtschaft durch den Industriekapitalismus begann zunächst im Bürgertum die räumliche und personelle Einheit von Erwerbsstätte und Familienhaushalt auseinanderzufallen. Damit entstand ein Schauplatz fern der Arbeitswelt, lediglich bevölkert von Eltern und Kindern, auf dem die Frauen des Bürgertums Regie führten. Während sich die männlichen Bürger aufmachten, um sich der fordernden Arbeitswelt zu stellen, war es Aufgabe der Bürgerfrauen, die Familie als Erholungs- und Erziehungsstätte bereit zu stellen. Hatten noch die Frauen und Töchter des alten Stadtbürgertums hinter dem Ladentisch gestanden, die Bücher geführt oder in der Werkstatt mit Hand angelegt, beschränkte sich das Betätigungsfeld der Bürgerfrau des 19. Jahrhunderts zunehmend auf die familiären vier Wände. Hier oblag es ihr, ein bürgerliches Ambiente zu schaffen, den

Haushalt zu „managen“, den Ehemann zu umsorgen und zu erbauen, die Autorität des Vaters zu festigen, den Kindern Wärme und Geborgenheit zu bieten, Konflikte zu schlichten und überhaupt bei Kummer und Krisen zur Stelle zu sein.

In regelmäßigen Abständen mussten diese Mühen im Innern auch vor den kritischen Augen der Öffentlichkeit bestehen. Wenn die Familie regelmäßig zu Ausflügen zur Kultur und in die Natur aufbrach, in die Sommerfrische fuhr oder nach strikten gesellschaftlichen Ritualen Gäste bewirtete, galt es, mit geschmackvoll-gepflegter Kleidung, distinguiertem Umgangston, klavierspielenden Töchtern und höflichen, als Matrosen gekleideten Söhnen, perfekten Dienstmädchen, einem ausgeklügelten Diner und einem gepflegten Ambiente den Nachweis zu erbringen, in der „bürgerlichen Kultur“ bewandert zu sein. Ihre besonderen weiblichen Eigenschaften, so die Argumentation der Zeitgenossen, befähigte die Bürgerfrauen neben dieser Schaffung eines bürgerlichen Rahmens vor allem für die immer mehr an Bedeutung erlangende Erziehung der künftigen Bürgerinnen und Bürger.

Als Ende des 18. Jahrhunderts der Philosoph und Pädagoge Jean-Jacques Rousseau den Kindern eine „eigene Art zu sehen, zu denken und zu fühlen“ zu erkannte, stieß er mit dieser neuartigen Forderung vor allem im Bürgertum auf offene Ohren. Es entdeckte die Kindheit als Eigenwelt mit besonderen Rechten und Bedürfnissen: Kinderstuben wurden eingerichtet, Kinderkleider entworfen, neue, phantasiebereichernde Kinderbücher verfasst. Auch die Spielzeugindustrie florierte. Kirchenfeste wurden zu Kinderfesten, Weihnachtsmann und Osterhase als Gabenbringer und Erziehungshelfer hielten Einzug in die Bürgerhäuser. Mehr und mehr rankte sich das Familienleben um die Kinder, die Erziehungsverantwortung wuchs.

Die Mutterrolle erfuhr eine enorme Aufwertung, doch gleichzeitig ging damit auch eine Einengung der weiblichen Aufgaben und Aussichten auf die „weibliche Berufung“ einher. Die männliche Berufswelt dagegen bot immer mehr Perspektiven. Je konsequenter sich diese Arbeitsteilung durchsetzte, desto weiter drifteten die männlich und weiblich definierten Sphären auseinander – ein Polarisierungsprozess, der von zeitgenössischen Publizisten als „natürlich“ beschworen und den jeweiligen „Geschlechtscharakteren“ des aktiv-vernünftigen Mannes und der passiv-gefühlbestimmten Frau entsprechend erklärt wurde.

Schon die kleinen Bürgerinnen bekamen dies zu spüren – durch frühen Ausschluss von den Spielen der Jungen, durch eine kürzere Schulzeit mit eingeschränktem Bildungskanon und durch lange verschlossene Ausbildungswege, die sich erst am Jahrhundertende langsam zu öffnen begannen. Privatheit und Öffentlichkeit als vermeintlich strikt voneinander getrennte Sphären waren Teil des bürgerlichen Familienideals. Beide Bereiche übernahmen die Weitergabe der bürgerlichen Kultur. Doch während innerhalb der Familie die Bürgerfrauen den hervorstechenden Part übernahmen, galt die Öffentlichkeit als ein männlich dominierter Bereich. Diese sich neu konstituierende bürgerliche Öffentlichkeit, die die repräsentative Öffentlichkeit nach und nach überlagerte, war unabdingbar, um die Idee der bürgerlichen Gesellschaft zu verbreiten. Diese bildete sich im Laufe des 19. Jahrhunderts in rasantem Tempo heraus und differenzierte sich zunehmend.

Da waren zunächst die vielen Variationen von Zeitgenossen auch „Assoziationen“ genannt, die als Foren des Austauschs dienten. Kennzeichen dieser



Foto: akg-images

Zentrale Gestalten des Industriebürgertums im langen 19. Jahrhundert waren die Angehörigen der Familie Krupp, die u.a. in engster Beziehung zum Kaiserhaus standen. Hier ein Bild aus dem

Jahr 1912, als Patriarch Gustav Krupp (Mitte) Kaiser Wilhelm II. empfing und diesem die Arbeitersiedlung in Essen-Margarethenhöhe präsentierte.

Vereine war die Freiwilligkeit des Beitritts, ihre selbstgewählten Satzungen und Regeln, die formale Gleichheit ihrer Mitglieder und die Bedeutung der Geselligkeit. Fern von Staat, Markt und Familie vergewisserte man sich im Kreise von Gleichgesinnten und Gleichgestimmten der gemeinsamen Wertewelt. Der Kern, um den sich die Vereine drehten, differierte: Es gab Lesegesellschaften und Logen, Musikvereine und Kunstvereine, Schiller-, Dante- und Goethegesellschaften, Natur-, Turn- und Nationalvereine. Das 19. Jahrhundert war ein Jahrhundert der Vereine. Selbst wenn vornehmlich zur Kulturpflege konzipiert, erfüllte das regelmäßige Zusammenkommen auch einen Zweck, der deutlich darüber hinausging: Gleichsam als Schulen der Zivilgesellschaft konnten hier Grundmuster der Mitbestimmung im Kleinen probiert, eine künftige liberale Gesellschaft antizipiert werden. Zunächst vor allem Bürgermänner – Frauen wurden erst später geduldet – machten hier erste Erfahrungen mit demokratischen Praktiken: Man diskutierte frei, gab sich Verfassungen in Form von Vereinsstatuten, wählte seine Mitglieder, besetzte Ämter und Ausschüsse, versuchte argumentativ zu überzeugen, beachtete Regularien und Rituale, führte Protokoll, erstellte Jahresberichte und erfand sich eine Tradition, die es regelmäßig zu feiern galt. Hier konnte das Ideal politischer Gleichheitsnormen einer künftigen Gesellschaft

eingeebnet werden, konnte „Aufklärung gelebt“ werden.

Zur gleichen Zeit wuchs europaweit auch die Zahl der Periodika, Zeitungen und Zeitschriften. Gemeinsam darin zu lesen und darüber zu diskutieren gehörte zur Hauptbeschäftigung der bürgerlichen Vereinsgeselligkeit. Aber auch über die Vereinslandschaft hinaus wuchs die Zahl des lesefähigen und -hungrigen bürgerlichen Publikums. Vor allem das Genre der Familienzeitschriften, die reich bebildert in bürgerlichen Haushalten von Hand zu Hand gingen, erreichte das Bürgertum unabhängig von Alter und Geschlecht. Die in Deutschland so erfolgreiche „Gartenlaube“ hatte europaweit Pendant.

## II. Das Bürgertum als Machtfaktor

Doch die Konzepte einer neuen Gesellschaftsordnung blieben nicht Theorie. Aus den Kopfgeburten, die an den unterschiedlichen Stätten bürgerlicher Öffentlichkeiten diskutiert wurden, sollte auch – politisch – Realität werden. Nicht zuletzt um bürgerlichen Werten staatlichen Schutz und allgemeine Gültigkeit zu verleihen, war dem Bürgertum auch zunehmend ein direkter politischer Teilhabe gelegen. Das 19. Jahrhundert war geprägt von dem einmal mehr, einmal weniger erfolgreichen bürgerlichen Bestreben, seinen Einfluss auch auf der politischen Ebene sukzessive zu erweitern.

Vergleichsweise früh Fuß fassen konnte das Bürgertum vor allem auf kommunaler Ebene. „Ihnen eine tätige Einwirkung auf die Verwaltung des Gemeinwesens beizulegen und durch die Teilnahme Gemeinsinn zu erregen und zu erhalten“, war bereits erklärte Absicht der preußischen Städteordnung aus dem Jahr 1808. Auf kommunalem Terrain konnte in einem überschaubaren Experimentierfeld ein Miniaturmodell ausprobiert werden, was die Vision der bürgerlichen Gesellschaft im Großen verhielt. Schließlich gehörte es zu den bürgerlichen Kardinaltugenden, „Gemeinsinn“ zu entwickeln und sich für das Gemeinwohl stark zu machen. Dies konnte man durch aktive Mitwirkung in der städtischen Selbstverwaltung unter Beweis stellen. Ideen, am Vereinsabend erdacht, konnten hier Wirklichkeit werden. Im Vormärz nahmen die Chancen politischer Partizipation weiter zu, politische Vereine und Parteien griffen in Kommunalwahlkämpfe ein, durch die Selbstverwaltungsorgane zogen sich Fraktionen entlang der Parteigrenzen. Nicht zuletzt schickten sich jetzt „Berufspolitiker“ an, die vorherigen Honoratioren zu verdrängen. Doch dies war ein langsamer Prozess. Blickt man in die Stadtverwaltungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, trifft man dort noch immer auf eine ähnlich zusammengesetzte Klientel vornehmlich bürgerlicher Herkunft wie schon in den Dekaden zuvor. Und auch hier findet

man mindestens zwei Bürgergesichter: Auf der einen Seite Haus- und Grundbesitzer, die ihre ökonomischen Interessen selbst angesichts wuchernder Armenviertel rigoros durchsetzten. Auf der anderen Seite verantwortungsvolle Bürger, die sich sensibel zeigten für die Nöte der Mitbürgerinnen und Mitbürger und, wenn auch mit patriarchalischem Gestus, beherzt eingriffen.

Träger der vielfältigen Modernisierungsleistungen in den Städten, die aufgrund demographischer, sozialer und ökonomischer Herausforderungen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auf der Tagesordnung standen, war und blieb das Bürgertum. Einerseits in Gestalt der zutiefst bürgerlich geprägten und an Einfluss gewinnenden Beamten-schaft. Abgesehen von den Oberbürgermeistern, die als bereits andernorts bewährte und vielerorts umgarnte Persönlichkeiten das Prestige einer Stadt heben konnten, rekrutierte sich das Gros der Stadtbeamten-schaft aus dem näheren Umkreis des städtischen Bürgertums. Aber auch der städtischen Honoratiorenschaft gelang es, weiterhin kräftig Einfluss zu üben. Beide Seiten, Beamte und Honoratioren, hatten ein großes Interesse daran, sich zu arrangieren. Mehr noch: Die gegenseitigen Abhängigkeiten machten beide Gruppierungen eher zu Verbündeten als zu Gegnern.

Auch außerhalb der Amtstuben und Gremien verkehrte man miteinander, lud sich gegenseitig ein, traf sich im

Musikverein oder im Theater auch vor dem Traualtar oder dem Taufbecken. Überdies waren die Aktivitäten der Berufspolitiker nicht immer unbedingt effektiver. Im Gegenteil konnte es sogar gegen ein verschleppendes Berufsbeamtentum schon im 19. Jahrhundert zu Bürgerinitiativen kommen, die auf Eis gelegte Projekte der kommunalen Daseinsvorsorge wie Kanalisation oder Gasbeleuchtungswerke vorantrieben oder die Beamtenschaft beim Bau eines Museums oder Gymnasiums unter Zwang setzten.

### III. Grenzen und Selbstbegrenzungen der Macht

Einen gehörigen Dämpfer erhielten politisch engagierte Bürger jedoch im Laufe der Revolution von 1848. Zwar fiel mit den Ereignissen um die Revolution herum auch der Startschuss für eine moderne Parteienlandschaft in Deutschland und setzte sich, über das Bürgertum hinaus, eine „Fundamentalpolitisierung“ der Gesellschaft durch. Politik war fortan, nicht nur für das Gros des Bürgertums, eine Herzensangelegenheit. Doch die Hauptforderung der Revolution nach einem Nationalstaat erfüllte sich erst mit der Reichsgründung am 18. Januar 1871. Auch die Verfassungsfrage wurde nun endgültig entschieden. Einerseits zwar gegen die volle Parlamentarisierung und für die Bewahrung eines erheblichen Einflusses der alten Eliten und Institutionen. Andererseits, nicht zuletzt dank des liberalen Bürgertums, gegen die reaktionären Forderungen vieler Konservativer und zugunsten eines Verfassungsstaates mit durchaus liberaler Substanz und demokratischen Elementen. Und nicht zuletzt: Das allgemeine, gleiche und direkte Männerwahlrecht wurde früher als in den Nachbarländern institutionalisiert. Vor allem die nunmehr erstarkten Liberalen trugen entscheidend dazu bei, dass weitere Weichen für das Projekt der bürgerlichen Gesellschaft gestellt wurden. Nicht zufällig sprachen schon die Zeitgenossen von der Zeit zwischen 1871 und 1878 von einer „liberalen Ära“, die sie als Höhepunkt bürgerlicher Gestaltungskraft empfanden. Eine bereits in den 1840er Jahren begonnene Erfolgsgeschichte der Liberalen schien auf der Zielgeraden.

Was machte den Liberalismus für weite Teile des Bürgertums so attraktiv? Es war nicht zuletzt der moderate Anspruch seiner Zukunftsvisionen in seiner für viele annehmbaren Mischung aus Traditionswahrung und Fortschrittsemphase, die ihn lange konkurrenzlos erscheinen ließ. Die Konservativen hatten die Nation als politischen Bezugsrahmen noch nicht akzeptiert. Der politische Katholizismus, der sich in den 1870er Jahren mit dem „Zentrum“ zu organisieren begann, konnte sich, mit seinem Hauptziel vor Augen, seine innere Autonomie gegen den Staat zu verteidigen, noch nicht in die liberalen Rechtsstaatsforderungen einfügen. Die Demokraten mit ihren dezidiert kompromisslosen politischen und sozialen Gleichheitsansprüchen gingen in den Augen vieler Bürger zu hart mit dem Bestehenden ins Gericht und näherten sich zu sehr den Ideen der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung an.

Hinzu kam, dass nach der Jahrhundertmitte der deutsche Liberalismus nicht nur das Bildungsbürgertum in seinen Bann zog, sondern auch für Wirtschaftsbürger an Anziehungskraft gewann. Doch diese Allianz erwies sich als porös. Als dem Gründerboom sehr bald der Gründerkrach folgte, zeichnete sich ein Zusammengehen zwischen Staat und Wirtschaftsbürgertum ab, das langfristig die liberale Politik auf eine Zerreißprobe stellen sollte. Der Über-

gang zur Schutzzollpolitik war nur ein Schritt einer „konservativen Wende“. Unter einem erstarkten Wirtschaftsbürgertum war es nun vor allem die als Bedrohung stilisierte Arbeiterschaft, von der man sich dezidiert absetzte und aus dem verachteten Adel einen neuen Bündnispartner machte. Liberale Bildungsbürger erfuhren diesen Richtungswechsel als gravierende Zäsur, als Angriff auf die eigene Wertewelt. Der Schock über das Ende der liberalen Ära drang in den deutschen Liberalismus so tief ein, weil man es gleichzeitig als das Ende einer bildungsbürgerlich geprägten, liberalen politischen Kultur empfand. Langfristig wirkte dieser vom Bürgertum so hochgehaltene Nationalismus, dessen Schattenseiten durchaus auch in seiner Anfangsphase zu ahnen waren, immer weniger integrativ.

Die Errichtung des Nationalstaates beförderte das nationale Wir-Gefühl. Gleichzeitig wurden zu Außenseitern deklarierte, „innere Reichsfeinde“ mehr und mehr ausgegrenzt. Nationalismus, bestärkt durch soziale Spannungen im Innern, geriet zu einer Ideologie mit intolerantem Absolutheitsanspruch. Die schrecklichen Folgen eines jeden Liberalismus entkleideten Nationalismus, die sich dann im 20. Jahrhundert offenbarten, hatten auch weite Teile des Bürgertums mit zu verantworten.

### IV. Grenzen des Bürgertums

Doch nicht erst am Ende des 19. Jahrhunderts bewies das Bürgertum immer mal wieder einen eng begrenzten Horizont, der seinem eigenen Maßstab an liberaler Bürgerlichkeit nicht gerecht wurde. Mit seinem ständigen Changieren zwischen utopischen Versprechungen und exklusiver Realität, zwischen Aufgeschlossenheit und Engstirnigkeit, zwischen Selbstverliebtheit und Selbstzweifel, zwischen Weitherzigkeit und Vorurteil trug das Bürgertum seit seinem Erstarken einen Januskopf mit dem Potential zur Selbsterstörung.

Neben dem weiblichen Bürgertum waren es auch die unteren Schichten, aber auch Angehörige unterschiedlicher Konfessionen, die man, ungeachtet aller Einbindungsversprechungen, letztlich immer wieder vor den Kopf stieß und der bürgerlichen Grenzen verwies. Doch es gehörte auch zu den Eigenarten des Bürgertums, dass es dazu neigte, sich immer wieder neu zu erfinden, sich zu suchen und Foren zu schaffen, um sich selbst zu bestätigen – aber auch in Zweifel zu ziehen. Damit erzeugte sich das Bürgertum seine Bürgerkritik gleich mit. Vor allem in den letzten vier Dekaden des 19. Jahrhunderts kam Kritik von Angehörigen aus den eigenen Reihen, von denen man sie am wenigsten erwartet hatte. Bürgertöchter und -söhne übten, frauen- und jugendbewegt, den Aufstand, nahmen die Versprechungen der bürgerlichen Utopie beim Wort und klagten sie ein. Doch auch andere gesellschaftliche Gruppierungen sahen ihre Partizipationsoptionen an der bürgerlichen Gesellschaft zunehmend schwinden. Bei aller Säkularisierungsneigung blieb es im Bürgertum erstaunlich wichtig, welcher Konfession man angehörte, nicht zuletzt bei der Partner-, Paten- und Umgangswahl. Religiöse Minderheiten hatten es hier bei einem überwiegend protestantischen Bürgertum schwer.

Max Webers These von der „protestantischen Ethik“, die einen engen Zusammenhang zwischen den Herausforderungen des modernen Kapitalismus und dem protestantischen Habitus, durch unablässiges Erwerbsstreben sich der außerweltlichen Erlösung zu versichern, zu erkennen glaubte, stempelte mittelbar Angehörige anderer Konfessionen zu Außenseitern. Während Protestantismus



Foto: Wikipedia

*Kommunalpolitik war ein neues Betätigungsfeld bürgerlicher Kreise. Der später geadelte Joseph von Utzschneider (1763 bis 1840) war ein erfolgreicher*

*Beamter, Techniker und Unternehmer des 19. Jahrhunderts sowie von 1818 bis 1821 Bürgermeister der königlichen Residenzstadt München.*

und Bürgerlichkeit eine vermeintliche Wahlverwandtschaft verband, wurde es im Kaiserreich zunehmend prekär, ein katholischer Bürger zu sein. Die Entwicklung des Katholizismus seit den 1870er Jahren hin zur päpstlichen Unfehlbarkeitsvorstellung und zum Ultramontanismus konterkarierte das bürgerliche Kulturideal der individuellen Selbstbestimmung. Auch wenn längst nicht das Gros des katholischen Bürgertums diesen Schwenk mitmachte, verlor der Katholizismus nie den Ruch der Unvereinbarkeit mit den aufklärerisch gestimmten Bürgerwerten. Konfessionelle Spannungen durchzogen auch das Alltagsleben. Hatte es das interkonfessionelle Tauwetter noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts erlaubt, Kirchen und Friedhöfe gemeinsam zu nutzen, verschwand im der zweiten Jahrhunderthälfte ein Simultaneum nach dem anderen. Konnte man schon nicht einträchtig den Kirchenraum teilen, galt dies erst recht für den privaten Verkehr.

Solche Diskriminierungserfahrungen machten jüdische Bürgerinnen und Bürger gegen Ende des Jahrhunderts noch ungleich stärker. Sie waren es, die die zunehmenden Exklusionen und Perversionen der real existierenden bürgerlichen Gesellschaft besonders schmerzlich zu spüren bekamen. Die zunehmende Abneigung, die ihnen entgegenschlug, war eine perfide Mischung aus konfes-

sioneller Überheblichkeit und krudem Rassismus. Namentlich nach dem Gründerkrach gipfelte die Suche nach dem Sündenbock in immer krasserer Formen von unverhohlenem Antisemitismus, der bereits in den Schulen begann und sich in den Ausschlussmechanismus der vermeintlich so toleranten Vereine fortsetzte. Zwar blieben solche Auswüchse auch im Bürgertum nicht un widersprochen, doch im immer lauter werdenden Antisemitismus gerieten Gegenstimmen leicht in Gefahr, übertönt zu werden.

Hier zeigte sich auch die Arroganz der Definitionsmacht beanspruchenden protestantischen Bürgertums, ein unverbrüchliches Selbstbewusstsein mit erzieherischem Gestus. Diesem waren nicht zuletzt die Unterschichten früh ausgesetzt. Schon in den Arbeiterbildungsvereinen als wachsender Teil der reichen Vereinslandschaft gaben die bürgerlichen Initiatoren den Ton an. Als die Arbeiterbewegung europaweit erstarkte, wuchsen hingegen die Bürgerängste vor den vermeintlich zugellosten Massen.

Das berühmte Gemälde von Giuseppe Pellizza da Volpedo „Il Quarto Stato“, „Der vierte Stand“, goss mit dem Motiv einer wuchtigen, auf den Betrachter zuströmenden Arbeitermasse eben diese Ängste in Öl. Die Pariser Kommune von 1871 war ein Fanal, das nirgendwo in Europa unbemerkt verhallte. Von

diesen Erfahrungen aufgeschreckt, wechselte das Bürgertum die Fronten. Hatte vorher die klare Absetzung von den alten Eliten die bürgerliche Kultur, Wirtschaftsweise und Politik geprägt, wurde sie nun überlagert von der Abschottung gegenüber den unteren Schichten. Hatte man noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts voller Bürgerstolz jeglichen Adelsdünkel mit Verachtung gestraft, schien jetzt für viele Bürger und Bürgerinnen eine Annäherung an den Adel als Bollwerk gegenüber den erstarkenden und bedrohlichen Unterschichten opportun.

Als Verrat an der bürgerlichen Wertewelt hatten diesen Richtungsschwenk schon Zeitgenossen wie Max Weber geißelt, als negativen „Deutschen Sonderweg“ dann vor allem Historiker der Nachkriegszeit. Sie machten namentlich in Deutschland ein Defizit an Bürgerlichkeit aus, das langfristig die Entwicklung einer liberalen Demokratie behinderte und den Aufstieg des Nationalsozialismus erleichterte. Die verspätete Nationalstaatsgründung „von oben“, zunehmend anti-pluralistische Elemente der deutschen politischen Kultur und nicht zuletzt auch die Kontinuität der Macht der „alten Eliten“ und die „Feudalisierung des Großbürgertums“ waren Grundmerkmale eines so verstandenen „Sonderwegs“.

Auch wenn die besondere Einflusskraft von Bürokratie und Beamtenschaft gepaart mit überhöhen Erwartungen an den Staat sicherlich in der deutschen Bürgergesellschaft besonders ausgeprägt waren, war die „Feudalisierung“ von Teilen des Bürgertums ein gesamteuropäisches Phänomen. Sowohl im Edwardianischen England, im Frankreich der 1860er Jahre, als auch im vorrevolutionären Petersburg lässt sich im ausgehenden 19. Jahrhundert eine ganz ähnliche Tendenz großbürgerlicher Kreise beobachten, mit der Welt des Adels zu kokettieren. Diese Spuren einer Aristokratisierung zeigten sich nicht nur in einem politischen Schulterschluss, sondern auch in der Nachahmung und Annahme des adligen Lebensstils.

Steingewordene Bürgerträume von Adelsschlössern anstelle schlichter bürgerlicher Behausungen, das Liebäugeln mit adligen Schwiegersöhnen und -töchtern und ein alles in allem auf äußere Repräsentation statt auf innere Werte schauender Habitus galten als Zeichen einer schrittweisen Aufgabe bürgerlicher Ideale zugunsten aristokratischer Weltanschauungen und Daseinsformen. Angesichts der Bedrohung „von unten“ zählten für die Spitzen der Gesellschaft offenbar gemeinsame Interessen und Erfahrungen mehr als alte Vorstellungen, die sie vordem entzweit hatten. Die noch zu Beginn des Jahrhunderts propagierte Offenheit war nun einer elitären Verschlossenheit gewichen.

Man könnte diese sich am Ende des 19. Jahrhunderts verstärkenden Züge von Intoleranz und Illiberalität, die die hehren Fixsterne am bürgerlichen Wertehimmel verblassen ließen, als Vorzeichen für das Ende des Bürgertums werten. Viele Zeitgenossen haben dies getan. Auch einige Historiker sahen bereits um die Jahrhundertwende, viele nach Ende des Ersten Weltkriegs, spätestens aber nach 1945 klare Auflösungserscheinungen dieser im 19. Jahrhundert so prägenden Gesellschaftsschicht. Auch wenn mittlerweile eine Reihe von Studien eher von einer Beharrungskraft eines gewandelten Bürgertums ausgehen, erscheint eines deutlich: Vieles, was das Bürgertum vor 200 Jahren in Gang setzte, hat bis heute noch starke Ausstrahlungskraft. Unsere Gesellschaft heute wäre eine gänzlich andere, ohne die Ideen und Ideale von Bürgerinnen und Bürgern vor mehr als 200 Jahren. □

## Die soziale Frage als Kernproblem des 19. Jahrhunderts: Ursachen, Problemlagen, Lösungsansätze

Friedrich Lenger

### I. Vorgehensweise

Die Themenformulierung gibt bereits die Gliederung vor, der Ursachen und Hintergründe, Problemlagen und Problemwahrnehmungen sowie Lösungsansätze in jeweils eigenen Abschnitten behandeln wird. Allerdings ergibt sich aus dieser Verfahrensweise keine Dreigliederung, sondern vielmehr eine in sechs Abschnitte. Der Grund dafür ist einfach: Bei diesem Thema wird man kaum von einer epochalen Einheit des 19. Jahrhunderts ausgehen dürfen. Stattdessen sollen die erste und die zweite Hälfte des Jahrhunderts getrennt behandelt werden – mit einer Überlappungszone in den 1840er und 1850er Jahren.

Das entspricht dem zeitgenössischen Sprachgebrauch. Denn die hier verhandelten Probleme wurden bis in die 1850er Jahre hinein als solche des Pauperismus bezeichnet. Davon hob sich die eigentliche soziale Frage ab – ein Begriff, der seit den 1840er Jahren Verbreitung fand, sich aber erst in der zweiten Jahrhunderthälfte durchsetzte. Vor sechzig Jahren hat Werner Conze diese Differenz in seinem berühmt gewordenen Aufsatz „Vom Pöbel zum Proletariat“ auf den Begriff gebracht und dabei Pöbel nicht pejorativ, sondern als summarische Beschreibung der unterständischen Schichten gemeint.

Da im Folgenden die deutsche Entwicklung ganz im Vordergrund stehen soll, sei nur am Beispiel der Begriffe deutlich gemacht, dass die deutsche Diskussion und Problemwahrnehmung in einem nationale Grenzen überschreitenden Horizont standen. Von „pauperismus“ war erstmals im Zusammenhang der Reform des englischen Armenrechts die Rede, die „question sociale“ hatte französische Wurzeln, und den deutschen Zeitgenossen waren diese Semantiken wie die gesamteuropäischen Problemlagen durchaus vertraut.

### II. Das Bevölkerungswachstum des 19. Jahrhunderts

Den sechs Gliederungspunkten sei ein siebter vorgeschaltet, denn ohne einen Blick auf die Bevölkerungsentwicklung des 19. Jahrhunderts ist das Thema nicht sinnvoll zu behandeln. Hier wie im Folgenden kann es nur um die wichtigsten Entwicklungslinien, nicht aber um deren Differenzierung gehen. Betont sei erstens, dass Deutschland im 19. Jahrhundert ein kräftiges Bevölkerungswachstum erlebte. Für 1816 wird die Zahl der Menschen auf dem Gebiet des späteren Deutschen Reichs auf etwa 25 Millionen geschätzt, am Vorabend des Ersten Weltkriegs waren es 68 Millionen. Da in diesem Zeitraum rund fünf Millionen Deutsche – zumeist nach Übersee – auswanderten und die Einwanderung demgegenüber nicht ins Gewicht fiel, unterschätzen die genannten Zahlen noch das natürliche Bevölkerungswachstum, also den Überschuss der Geburten über die Todesfälle.

Zweitens fiel dieses Bevölkerungswachstum regional unterschiedlich, beispielsweise in Süddeutschland deutlich schwächer aus. Gut ablesbar ist das daran, dass Bayern, Württemberg und Baden 1816 mehr als ein Viertel der



Prof. Dr. Friedrich Lenger, Professor für Mittlere und Neuere Geschichte an der Universität Gießen

deutschen Bevölkerung stellten, 1910 nicht einmal mehr ein Fünftel.

Drittens mag es hilfreich sein, das umstrittene Konzept der demographischen Transition einzuführen, mit dem Demographen das starke Bevölkerungswachstum des 19. Jahrhunderts zu erklären suchen. Es geht davon aus, dass vorindustrielle wie industrielle Gesellschaften sich zumeist in einem demographischen Gleichgewichtszustand dergestalt befinden, dass die Zahl der Geburten und die der Todesfälle pro Jahr nicht weit voneinander abweichen. Während aber das vorindustrielle Gleichgewicht durch hohe Geburtenraten und hohe Sterbeziffern gekennzeichnet sein soll, weist das industrielle Gleichgewicht niedrige Geburtenraten und niedrige Sterbeziffern auf. Die dazwischen liegende und für Deutschland ins Kaiserreich zu datierende Übergangsphase ist nun nach den Annahmen dieses Modells deshalb von besonders starkem Bevölkerungswachstum geprägt, weil das Absinken der Sterbeziffer dem Absinken der Geburtenrate vorangeht. Schon ein Blick auf die graphische Darstellung der jährlichen Geburtenrate und Sterbeziffer zeigt, dass die statistischen Daten und die Annahmen des Modells nur sehr unvollkommen zusammen passen.

### III. Im Zeichen des Pauperismus: Ursachen und Hintergründe

Gleichwohl – und das leitet zum ersten Hauptteil über, der die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts behandelt, und zu den Ursachen und Hintergründen gesellschaftlicher Problemlagen – ist das Modell instruktiv. Seine Gleichgewichtsannahmen entsprochen nämlich zumindest für die vorindustrielle Zeit dem Denken der Zeitgenossen, das der preußische Feldprediger und Statistiker Johann Peter Süßmilch um die Mitte des 18. Jahrhunderts anschaulich zusammenfasste: „Jedes Dorf hat seine abgemessene Flur und eine gewisse Zahl

Ackerhöfe, wozu dann noch eine proportionierliche Zahl Tagelöhner und Handwerker gehören. Hat jedes Dorf so viel Menschen und Familien, als es braucht, so erlangt das Heiraten einen Stillstand. Die ledigen und erwachsenen Menschen können daher nicht heiraten, wenn sie wollen, sondern wenn der Tod Platz macht.“

Das Heiratsverhalten der Menschen war also der Transmissionsriemen, der sicherstellen sollte, dass die Geburten und die Sterbefälle in der Balance blieben. Auch wenn das in Süßmilchs Formulierung nicht expliziert wird, liegt auf der Hand, dass sowohl das „ob“ als auch das „wann“ des Heiratens für ein etwaiges Bevölkerungswachstum wichtig waren. Um 1800 heirateten die Deutschen wie die westlich einer von Triest nach Danzig verlaufenden Linie lebenden Europäer insgesamt vergleichsweise spät, deutlich später als die Menschen in den meisten anderen Weltregionen: Frauen im Durchschnitt mit 26, Männer mit 28. Große Unterschiede gab es sowohl regional wie sozial. Und das galt noch mehr für das „ob“, also den mancherorts sehr hohen Anteil lebenslang unverheiratet Bleibender. In Teilen Bayerns etwa war im späten 18. Jahrhundert ein Drittel der erwachsenen Bevölkerung unverheiratet. Generell waren zwei Faktoren für hohe Unverheirateten-Anteile verantwortlich: Zunächst und vor allem das Anerbenrecht, das dafür sorgte, dass wenn, wie Süßmilch das formuliert hatte, „der Tod Platz macht“, er eben nur für den Hoferben und seine Frau Platz machte, nicht aber für die nichterbenden Geschwister.

Sodann und in enger Verbindung mit dem Anerbenrecht waren es die funktionalen Bedürfnisse der Viehwirtschaft, welche die Nichterben als ledige Mägde und Knechte an die Höfe insbesondere der alpinen Regionen banden. Dass hohe Ledigenquoten mit hohen Prozentsätzen unehelicher Geburten korrelierten, zeigt, dass diese ledigen Mägde und Knechte ihr Schicksal häufig als hart und ungerecht empfanden.

Aber nicht nur wegen der nachlassenden Verbindlichkeit religiöser Normen waren die Voraussetzungen einer Bindung von Heirat und Familiengründung an die Übernahme des elterlichen Hofes oder des väterlichen Handwerksbetriebes um 1800 bereits weitgehend erodiert. Wichtiger war, dass sich zwei Alternativen zu selbständigem landwirtschaftlichen Vollerwerb herausgebildet hatten, die breiten Bevölkerungsschichten die Verheiratung erlaubten. Agrarkapitalismus und Protoindustrie sind diesbezüglich einschlägigen Phänomene: Unter Agrarkapitalismus versteht die Forschung die spezifische Form der Ausnutzung von Profitchancen, die der Weltmarkt den Getreideproduzenten Nordostdeutschlands auch wegen der Nähe zu den Häfen der Ostsee bot. In diesen gutsherrschaftlich geprägten Regionen hatten die Gutsbesitzer traditionell dadurch von den steigenden Getreidepreisen zu profitieren gesucht, dass sie ihre Eigenwirtschaft intensivierten, die auf bäuerlichen Frondiensten ruhte.

Diese Eigenwirtschaft wurde seit der Mitte des 18. Jahrhunderts durch zwei Prozesse agrarkapitalistisch umgeformt: Zum einen entwickelte sich ein reger Handel mit Rittergütern, deren rasch steigende Preise die von der anhaltend guten Agrarkonjunktur gespeisten Gewinnerwartungen vorwegnahmen. Davon ging zum anderen ein erheblicher Druck aus, mit den häufig hoch verschuldeten Gütern höhere Gewinne zu erwirtschaften. Den Weg hatten die Domänenpächter und andere bürgerliche Pächter gewiesen, nämlich die Ablösung der älteren Arbeitsverfassung, deren Aufruhen auf Fronarbeit und Spann-

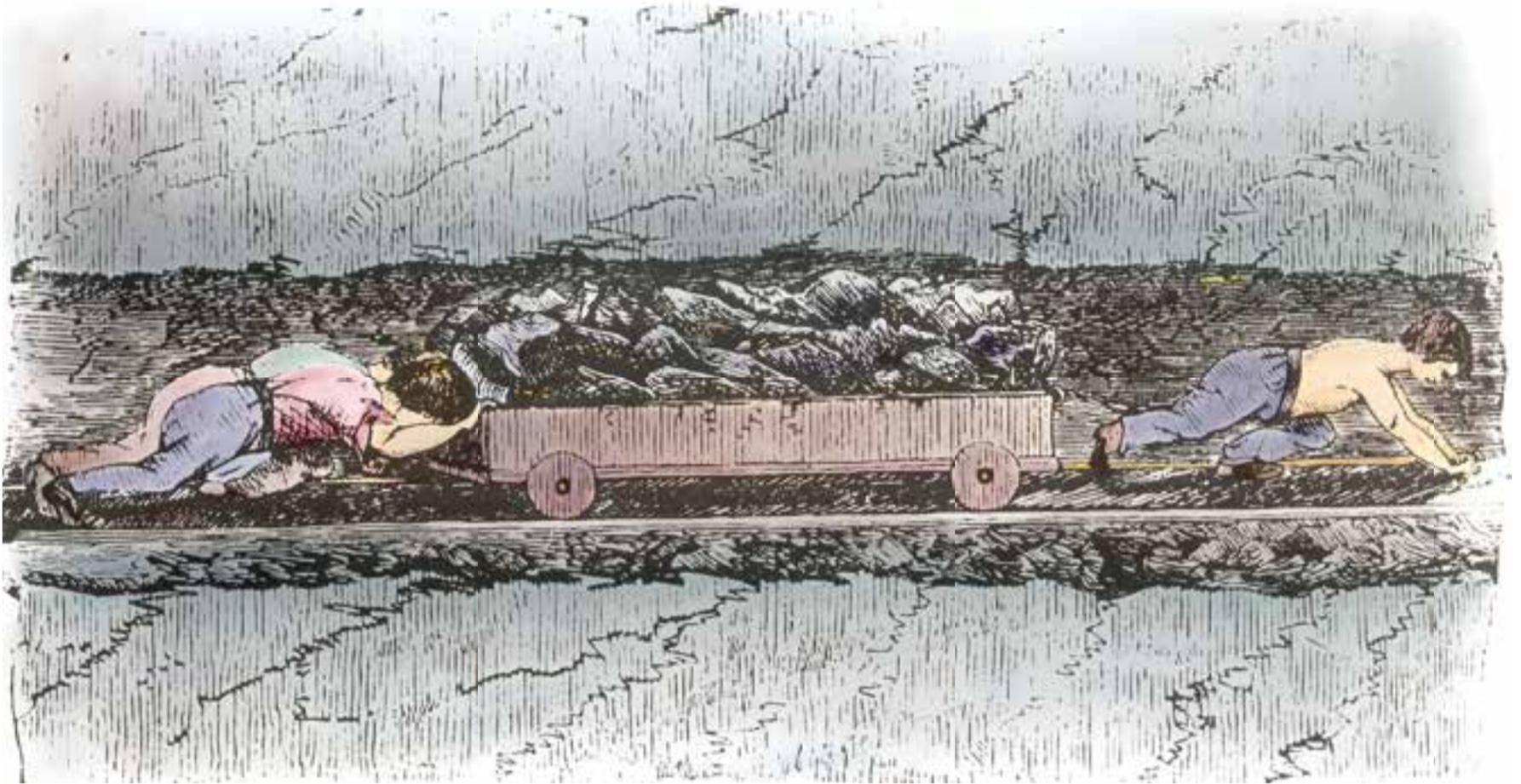


Foto: akg-images

1844 druckte die „Leipziger Illustrierte Zeitung“ die hier neu kolorierte Zeichnung von Kindern in einem

englischen Bergwerk und machte so auf die Problematik der Kinderarbeit im 19. Jahrhundert aufmerksam.

diensten äußerst ineffizient war, durch den Einsatz freier Lohnarbeit. Frei waren diese Tagelöhner vor allem, weil sie frei von Besitz waren, der sie der Notwendigkeit hätte entheben können, Lohnarbeit zu verrichten.

Überdies band sie die Überlassung eines kleinen Stückes Land, das für den Eigenbedarf genutzt werden konnte, an das Gut, für das sie als Büdner, Einlieger oder Insten arbeiteten. Und schließlich, das hat der Verweis auf die staatlichen Domänen indirekt bereits vorweggenommen, war die Durchsetzung des Agrarkapitalismus nordöstlich der Elbe eng verbunden mit den Agrarreformen, die auf den staatlichen Domänen besonders früh die persönliche Freiheit der Bauern gebracht hatten, von deren Durchführung insgesamt aber die adligen Gutsbesitzer insofern die Hauptprofiteure waren, als ihnen immense Landflächen aus Ablösungsverpflichtungen und Gemeinheitsteilungen zuwuchsen.

Die agrarkapitalistische Transformation der ostelbischen Getreidewirtschaft, das sei als Zwischenergebnis festgehalten, durchschneidet also für einen erheblichen Teil der Bevölkerung die Kette zwischen Erbe und Heirat. Wie wichtig das war, lässt sich daran ablesen, dass der Nordosten Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das mit Abstand kräftigste Bevölkerungswachstum aufwies. Solange die Getreidepreise stiegen – und das war über die Jahrhundertmitte hinaus der Fall – galten diese Regionen indessen keineswegs als besondere Krisenregionen. Das war dort anders, wo die Protoindustrialisierung Möglichkeiten geschaffen hatte, auch ohne ausreichende eigene Landwirtschaft eine eigene Familie zu gründen.

Allerdings muss gleich zu Beginn betont werden, dass zeitgenössische Klagen über „frühe Ehen zwischen zwei Leuten, die zwar zwey Spinnräder, aber

kein Bett zusammenbringen“ statistisch nicht unterfüttert sind und die sich daran anschließende These, ländliche Heimgewerbetreibende hätten besonders früh geheiratet und seien an einer großen Kinderschar zwecks Einbeziehung in den Arbeitsprozess interessiert gewesen, als widerlegt gelten können. Konkret reichten die als Protoindustrien bezeichneten ländlichen Heimgewerbe von der Spielzeugfabrikation des Erzgebirges bis zur Uhrenproduktion im Schwarzwald. Zahlenmäßig waren indessen die Textilfabrikation und hier insbesondere das Leinengewerbe dominant. Zu finden waren sie vor allem in Mittelgebirgsregionen mit ihren typischerweise schlechten Böden, die früh nebergewerbliche Tätigkeiten erzwungen hatten. Große Unterschiede wiesen die Verbindungen zwischen agrarischer und gewerblicher Existenz auf, die bis zur Integration der letzteren in den bäuerlichen Betrieb reichen konnten, wenn dort eben Flachs angebaut, Garn gesponnen und Leinentuch gewebt wurde.

Weit typischer war dagegen die Ausdifferenzierung dieser Arbeitsschritte, deren Übernahme in vielen Fällen nicht eine Existenz ohne jeden Landbesitz ermöglichte, sondern eine solche ohne ausreichenden Landbesitz. Denn die allermeisten protoindustriellen Gewerbe-regionen lagen in Realteilungsgebieten, in denen die gleichmäßige Aufteilung des Erbes unter allen oder häufiger unter allen männlichen Kindern längst zu einer extremen Schrumpfung der Anbauflächen geführt hatte. Insofern ordnet sich die Protoindustrialisierung einerseits ein in den Zwang zu nebergewerblicher Tätigkeit in ärmeren Realteilungsgebieten. Dieser ließ zum Beispiel im Hohenzollernschen Jungingen die Hälfte der männlichen Erwachsenen den größten Teil des Jahres als Händler und Hausierer außerhalb der Heimatgemeinde verbringen, wo ihre Ehefrauen die

heimische Kleinlandwirtschaft betrieben. Andererseits waren die ländlichen Heimgewerbe sehr viel direkter mit dem Weltmarkt verbunden und von diesem abhängig. Von der schlesischen Leinenausfuhr zum Beispiel gingen in den vier Jahrzehnten vor der Französischen Revolution stets zwischen 71 und 83 Prozent nach England, Holland, Frankreich, Spanien, Portugal, Westindien und andere Teile der Welt.

#### IV. Im Zeichen des Pauperismus: Problemlagen und Problemwahrnehmungen

Kommen wir von den Ursachen und Hintergründen zu den Problemlagen. Fragt man zunächst nach ihrer regionalen Verteilung, dann müsste nach dem bisher Gesagten deutlich geworden sein, dass weder die von besonders starkem Bevölkerungswachstum gekennzeichneten Gebiete gutsherrschaftlicher Getreidewirtschaft östlich der Elbe dazu zählten noch die vom Anerbenrecht und den damit einhergehenden größeren Bauernwirtschaften geprägten Gebiete wie Bayern oder Westfalen dazu zählten.

Allerdings sollten solche ohnehin allzu pauschalen Aussagen nicht dahingehend missverstanden werden, dort hätten idyllische Verhältnisse geherrscht. Auch in Bayern und Westfalen waren die Großbauern eine kleine Minderheit, die an der Spitze einer hierarchisch streng gegliederten dörflichen Gesellschaft stand, zu der die ledigen Knechte und Mägde nicht einmal hinzugerechnet wurden. Das Los der landlosen oder zumindest landarmen Tagelöhner des deutschen Nordostens war gleichfalls wenig beneidenswert, zumal die dortigen Gutsbesitzer die niedere Gerichtsbarkeit und die Polizei kontrollierten.

Dennoch sind es vor allem die Realteilungsgebiete Südwestdeutschlands und die von der Protoindustrie geprägten

Regionen mit ihrem durchaus beachtlichen Bevölkerungswachstum, die als Kernzonen des Pauperismus näher betrachtet werden müssen. Hinzu kommen noch die bislang außer Acht gebliebenen Städte, in denen zahlreiche Handwerkszweige nicht nur übersetzt waren, sondern viele Schneider, Schreiner oder Schuhmacher auch in verlagsmäßige Abhängigkeit von Verlegern und Händlern geraten waren. Strukturell ähnelte ihre Lage der der ländlichen Heimgewerbetreibenden, wenngleich sie in aller Regel anders als diese nur für den lokalen Markt arbeiteten. Wie wichtig dieser Unterschied war, zeigte insbesondere die Krise des Leinengewerbes, die in den 1840er Jahren auf einen Höhepunkt zusteuerte. Wichtige Exportmärkte waren bereits in der napoleonischen Zeit weggebrochen, doch standen die Heimgewerbetreibenden erst jetzt einer schier aussichtslosen Situation gegenüber. Drei Faktoren kamen dabei zusammen: Erstens konnten die deutschen Leinenproduzenten kaum noch mit der englischen und irischen Konkurrenz Schritt halten, die teils eine Konkurrenz von Leinenproduzenten war, vor allem aber die Marktüberlegenheit der billigen Baumwolle gegenüber dem Leinen dokumentierte. Zweitens ließ das Maschinengarn keinen Platz für die so zahlreichen Handspinner, produzierte ein Maschinenarbeiter doch die 500-fache Menge an Garn. Viele dieser Handspinner drängten deshalb drittens in die Leinenweberei, eine kaum erfolgversprechende Ausweichbewegung. Der preussische Regierungsrat Bitter schrieb 1853 in seinem „Bericht über den Nothstand in der Senne zwischen Bielefeld und Paderborn“, also über eine von der Handspinnerei geprägte Region, „die jetzt wohl die unglücklichsten Bewohner des einst so gewaltigen Westphalen(s) bevölkern“. Ähnliche Berichte aus anderen Regionen ließen sich mühelos anfügen.

# Nur eine finstere Krisenzeit?

## „Das dramatische 14. Jahrhundert“ – Ereignisse und Trends

Traditionellerweise am – heuer recht früh im Jahr liegenden – Aschermittwoch starten wieder die Historischen Tage der Katholischen Akademie Bayern. „Nur eine finstere Krisenzeit?“, fragen wir im Titel und kündigen damit eine Tagung an, die vom 10. bis zum 13. Februar 2016 dauert und Ereignisse und Trends des 14. Jahrhunderts zum Thema hat.

Wieder unter der Leitung von Prof. Dr. Hans-Michael Körner, Professor em. am Historischen Seminar der LMU München, fragen Expertinnen und Experten, ob die Jahre zwischen 1301 und 1400 wirklich nur eine Krisenzeit waren, ein „dramatisches Jahrhundert“, wie es die US-amerikanische Historikerin Barbara Tuchmann formulierte? Oder ob sich nicht auch viele weitreichende Entwicklungen abzeichneten, die Europas Zukunft bestimmten und die teilweise noch heute nachwirken: der Aufstieg des internationalen Handels (Hanse), die europäischen Natio-

nalstaaten (England, Frankreich und auch Polen-Litauen) oder die Renaissance, die ja das Kunstverständnis nachhaltig modernisierte? Auch eine politische Stabilisierung des Heiligen Römischen Reiches im Zentrum Europas war Realität.

Rund ein Dutzend Referate ausgewählter Fachleute, Arbeitskreise zur Vertiefung des Gehörten und am Samstag, 13. Februar 2016, eine Exkursion nach Straubing (im 14. Jahrhundert Zentrum eines der damals vier bayerischen Herzogtümer) mit Stadtführungen, einem Besuch im Stadtarchiv und der schönen Gelegenheit, wichtige Urkunden im Original zu sehen, gehören zu den diesjährigen Historischen Tagen, zu denen wir Sie sehr herzlich einladen möchten.

Das genaue Programm und eine Möglichkeit, sich gleich elektronisch anzumelden, finden Sie auf unserer Homepage [www.kath-akademie-bayern.de](http://www.kath-akademie-bayern.de)

Dergleichen Elendsschilderungen gingen einher mit dem Bewusstsein von einer neuartigen Problemlage, die als Pauperismus bezeichnet wurde. Brockhaus' Real-Enzyklopädie definierte ihn 1846 als „neuerfundenes Ausdrück für eine höchst bedeutsame und unheilvolle Erscheinung, die man in Deutschland durch die Worte Massenarmut oder Armentum wiederzugeben versucht hat. Es handelt sich dabei nicht um die natürliche Armut, wie sie als Ausnahme infolge physischer, geistiger oder sittlicher Gebrechen oder zufälliger Unglücksfälle immerfort einzelne befallen mag; auch nicht um die vergleichsweise Dürftigkeit, bei der doch eine sichere Grundlage des Unterhalts bleibt. Der Pauperismus ist da vorhanden, wo eine zahlreiche Volksklasse sich durch die angestrengteste Arbeit höchstens das notdürftige Auskommen verdienen kann ... und dabei immer noch sich in reißen Schnelligkeit ergänzt und vermehrt.“

Bevölkerungsentwicklung und Nahrungsspielraum waren dieser Diagnose zufolge in einer Weise auseinandergetreten, die als skandalös empfunden wurde. Das ist umso bemerkenswerter, als Armut traditionell ja nicht als anstößig galt. Thomas Sokoll hat deshalb argumentiert, das eigentliche Skandalon des Pauperismus habe in der Differenzwahrnehmung zwischen den neuen Reichtümern der Frühindustrialisierung und der Massenarmut bestanden, es habe sich also – zugespitzt formuliert – nicht um ein neues Problem, sondern allein um eine neue Wahrnehmung gehandelt.

Das scheint aus zwei Gründen plausibel: Zum einen machen die Quellen doch sehr deutlich, dass die Abhängigkeit von globalen und für die Betroffenen

intransparenten Märkten die Existenz auch der Arbeitsfähigen und Arbeitswilligen in neuer Weise bedrohte. Die daraus resultierende Hilflosigkeit kommt in der personalisierenden Ursachensuche zum Ausdruck, wie wir sie zum Beispiel in dem berühmten Weberlied „Das Blutgericht“ finden: „Ihr“, so heißt es dort an die Verleger gerichtet, „ihr seid die Quelle aller Not, / Die hier den Armen drückt, / Ihr seid's, die ihm das trockne Brot / Noch vor dem Mund wegrückt.“ Daran war aber nur so viel richtig, dass das Verlagssystem, dem ein Großteil der hier aufbegehrenden Weber unterlag, einen Großteil der Betriebskosten auf die daheim Arbeitenden abwälzte. Denn die Weltmärkte zu lenken, das vermochten auch die als Verleger tätigen niederschlesischen Leinenkaufleute nicht. Viele hatten sich deshalb schon im frühen 19. Jahrhundert aus dem als zu riskant empfundenen Geschäft zurückgezogen. Zum anderen fand die in der Pauperismus-Definition des Brockhaus zum Ausdruck kommende Aussichtslosigkeit in der Auswanderung einen ganz unmittelbaren Niederschlag. Protoindustriell geprägte Dörfer wie das niedersächsische Belm verloren ein Drittel ihrer Bevölkerung. Zeitlich lag der Schwerpunkt zwischen 1842 und 1857. 1847 verließen 80.000 Menschen Deutschland, 1854 dann 239.000. Dieser vorläufige Höhepunkt wurde nicht zufällig in einem Jahr erreicht, in dem der Brotpreis, der seit der Erntekrise von 1846/47 stetig angestiegen war, seinen Höchststand erreichte.

Aus dieser Korrelation darf man nicht rückschließen, es seien die Ärmsten der Armen ausgewandert. Dafür setzte die Auswanderung ein zu hohes Maß an Handlungsfähigkeit und nicht selten

auch finanziellen Mitteln voraus. Aber es waren Kleinbauern und kleine Gewerbetreibende aus den Regionen, in denen die Krise des ländlichen Heimgewerbes und die Armut der dicht bevölkerten Realteilungsgebiete ihnen und ihren Familien den Glauben an eine Existenzmöglichkeit in der Heimat nahmen.

### V. Im Zeichen des Pauperismus: Lösungsansätze

Bei der Suche nach Lösungsansätzen ist zunächst an den obrigkeitlichen, das heißt primär den gemeindlichen Umgang mit den Problemen der Massenarmut zu erinnern. Jeglicher Anspruch auf Unterstützung war an das Heimatrecht gebunden, nur in Preußen war seit 1842 die gesetzliche Möglichkeit geschaffen, an einem vom Heimatort verschiedenen Wohnsitz einen Unterstützungsanspruch zu erlangen. Die Gemeinden gingen aber nicht nur gegenüber Ortsfremden mit Zurückweisung und Fortschaffung rigoros vor. In den süddeutschen Ländern verweigerten sie bis in die 1860er Jahre hinein armen Gemeindeangehörigen nicht selten den Ehekonsens, weil sie fürchteten, die neugegründeten Familien könnten der Gemeindekasse zur Last fallen. Auf dem Höhepunkt der Krise in den 1840er und 1850er Jahren unterstützten insbesondere badische Gemeinden wiederholt die Auswanderung ihrer Bürger, die dafür auf ihr Heimatrecht und jeden zukünftigen Unterstützungsanspruch verzichten mussten.

Man mag diese rigide Armenpolitik süddeutscher Gemeinden für engstirnig halten, muss aber sehen, dass sie durchaus dem zeitgenössischen Denken entsprach. So bedurfte in den frühen 1830er Jahren für den gemeinhin als altliberal eingeschätzten Tübinger Staatsrechtler Robert von Mohl das „gänzliche Verbot der Heiraten Dürftiger“ keiner weiteren Begründung, war doch die aus solchen Ehen hervorgehende Bevölkerung für den Staat „gefährlich und nutzlos“. Deshalb schloss er auch die Zwangsauswanderung nicht aus: „Soweit nicht Freiwillige sich finden, wird hier das Loos entscheiden müssen“. Als Legitimation hierfür führte er an: „Die Mehrzahl der Bürger ist nicht schuldig, sich durch eine Minderzahl die Möglichkeit zu existieren rauben zu lassen, und kann also den Überfluß der Bevölkerung im Nothfalle mit Gewalt hinausschaffen“.

Gegenüber solch harschen Positionen in Praxis und Theorie hatte die christlich motivierte Wohltätigkeit menschenfreundlichere Angebote, wobei der – notgedrungen an ihre materiellen Grenzen stoßenden – Fortführung jahrhundertalter Praxis unmittelbar mehr Gewicht zugekommen sein dürfte als der Fortentwicklung einer katholischen Soziallehre durch Franz Baader, Franz Buss oder Bischof Ketteler. Das katholische Sozialprogramm traf sich jenseits aller sonstigen Unterschiede mit seinem protestantischen Pendant in der Überzeugung, „dass die soziale Frage nur durch eine christliche Erneuerung der Gesellschaft lösbar werde“, dass, wie dies Johann Wichern der im Revolutionsjahr 1848 gegründeten Inneren Mission zur Aufgabe machte, der materielle Pauperismus nur durch die Beseitigung des geistigen Pauperismus behoben werden könne.

Etwas konkreter fielen die Vorschläge des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen aus, der 1844 als Reaktion auf das durch den schlesischen Weberaufstand einer breiten Öffentlichkeit bewusst gewordene Elend gegründet worden war. Bemerkenswerter als die Begrenztheit der Vorschläge scheint im Rückblick, dass der Fluchtpunkt sozialreformerischen Denkens meist schon die moderne Fabrikarbeitschaft

war, auch wenn genossenschaftliche und volksbildnerische Initiativen die Handwerkerschaft durchaus mit einschlossen.

Die Angesprochenen selbst machten spätestens in der Revolution von 1848/49, die ja auch und nicht zuletzt eine soziale Revolution war, deutlich, dass sie ihre Interessen selbst vertreten müssten, dass es, wie Stephan Born, der populäre Sprecher der Arbeiterverbänderung sagte, ohne „Organisation der Arbeiter“ keine Fortschritte geben werde. Aufschlussreich ist, in welcher Richtung nach Lösungen gesucht wurde. Maschinenstürmerische Proteste, die noch in den 1820er Jahren dominiert hatten und dem Weberaufstand von 1844 nicht gänzlich fremd waren, spielten 1848/49 kaum noch eine Rolle.

Einen Ausweg aus der Krise aber suchten die sich in Gewerkschaften zusammenschließenden Buchdrucker und Zigarrenmacher ganz wie die Handwerksmeister durch den Ausschluss von Konkurrenz, zum Beispiel den der weiblichen Beschäftigten der Tabakindustrie. Wo dagegen jenseits der kleinen Kreise um Marx und Engels sozialistische Visionen propagiert wurden, waren es solche des Handwerkersozialismus. Sie kreisten um die Idee der Produktivgenossenschaft, die den handwerklich-heimgewerblichen Produzenten den vom Verleger abgeschnittenen Weg zum Verbraucher kollektiv sichern sollte. Mit der Arbeiterfrage, nach der Jahrhundertmitte zunehmend synonym für die soziale Frage verwandt, hatten diese in der Praxis regelmäßig scheiternden Projekte wenig zu tun, denn die Arbeiterfrage war immer mehr eine der modernen Fabrikarbeitschaft.

### VI. Die Arbeiterfrage: Ursachen und Hintergründe

Der Arbeitertypus, den die Sozialreformer seit den 1840er Jahren zunehmend vor Augen hatten, war der Fabrikarbeiter oder nicht selten die Fabrikarbeiterin in der Textilindustrie. Berichte aus dem Ausland wie Friedrich Engels' Schreckensbild der Lage der Arbeiter in England waren hier ebenso prägend wie die Verhältnisse vor Ort. Namensgebungen wie Cromford für die schon in den 1780er Jahren von Johann Gottfried Brügelmann gegründete erste deutsche mechanische Baumwollspinnerei oder die Rede von Chemnitz als dem deutschen Manchester bringen beide Stränge zusammen. Solche Textilfabriken, die in den 1840er Jahren auch im niederschlesischen Peterswalde neben der zahlenmäßig wichtigeren Protoindustrie bestanden, waren stets Anlass für die „Centralisation der Bevölkerung“, wie das 1845 der Frühsozialist Moses Hess ausdrückte.

Von unternehmerischer Seite gewollt war eine solche Verstärkung oft nicht. So träumte etwa Friedrich Wilhelm Harkort 1849: „Die Eisenbahnnetze erlauben bei humaner Behandlung den unteren Klassen sich meilenweit um die Städte zu zerstreuen. Wer in der Stadt 15 Silbergroschen gebraucht, kommt auf dem Land mit 10 aus. Als praktisch möchte es sich herausstellen, wenn man Arbeiterkolonien durch eigene Pferdebahnen mit den Hauptstädten verbände. Solche Vorstädte brächten der Hauptstadt keine Gefahr, die Leute wären gesund an Leib und Seele im Gegensatz zu der unterbeschäftigten, darben Hefe des Volkes in den großen Städten.“

Aber gleich, ob primär zum Zwecke der Lohnkostensenkung oder als Revolutionsprophylaxe gedacht, eine solche Dezentralisation ließ sich mit der seit der Mitte der 1840er Jahre rasch voranschreitenden Industrialisierung nicht vereinbaren. Gerade von der in Deutsch-



Foto: akg-images

Armut in der Zeit vor der Industrialisierung: Käthe Kollwitz schuf diese Radierung „Weberzug“, Blatt 4 ihres Zyklus „Ein Weberaufstand“.

land entscheidenden Montanindustrie gingen starke städtebildende Impulse aus. Die vom Eisenbahnbau zu immer größeren Produktionsmengen getriebene Eisen- und Stahlindustrie musste sich insbesondere nach dem Übergang zum Kokshochofen in der unmittelbaren Nähe der Kohlenlagerstätten ansiedeln, um Transportkosten zu sparen. Ihnen allen stehen die daraus resultierenden Agglomerationen im Ruhrgebiet, in Oberschlesien oder auch im Saarland vor Augen. Diese von Bergbau und Hüttenindustrie geprägten Städte waren reine Arbeiterstädte, die jedoch durchaus Wandlungspotential besaßen. Wie zuvor schon in der Textilstadt Chemnitz der Maschinenbau oder im Wuppertal die Farbenindustrie lagerten sich auch in manchen Zentren der Montanindustrie weitere Industrien an, die sich zunächst an den Bedürfnissen der Zechen- und Hüttenbetriebe orientierten, dann aber ihr Angebot diversifizierten.

Die Schwerindustrie war der wichtigste, aber keineswegs der einzige Anstoß zur Verstädterung. Ihr Ausmaß war enorm und rechtfertigt hoffentlich, dass der Schwerpunkt – einmal mehr viel zu schematisch – in diesem zweiten Teil ganz auf der städtischen Welt liegt. Zur Zeit der Reichsgründung lebte lediglich ein Drittel der Bevölkerung in Gemein-

den mit mehr als 2000 Einwohnern, am Vorabend des Ersten Weltkriegs waren es 60 Prozent. Rein rechnerisch war das gesamte Bevölkerungswachstum dieser Zeit – von etwa 41 auf 68 Millionen – den Städten zugute gekommen.

Dazu ist zweierlei zu sagen. Zum einen fiel der Schwerpunkt des Bevölkerungswachstums des 19. Jahrhunderts in die Zeit des Kaiserreichs und das, obwohl an dessen Ende die zuvor angesprochene demographische Transition insofern zu ihrem Abschluss kam, als dass nach der Sterbeziffer auch die Geburtenzahl deutlich sank. Der Blick auf die durchschnittliche Kinderzahl je Frau macht das deutlicher als die Geburtenrate: Für den Geburtsjahrgang 1856 lag sie noch über fünf, für den Geburtsjahrgang 1886 um zweieinhalb. Wirklich spürbar wurde die veränderte Familienplanung der um 1886 geborenen Frauen aber erst während des Ersten Weltkriegs und der Weimarer Republik. Zum anderen hatte das Wachstum der Städte seine Ursache nicht darin, dass hier die Zahl der Geburten die der Todesfälle bei Weitem übertrafen hätte. Das war lange überhaupt nicht der Fall, was vor allem an den schlechten hygienischen Verhältnissen lag. Städtewachstum war also lange Zeit auch und vor allem das Resultat von Zuwanderung, die dann

ihrerseits das natürliche Bevölkerungswachstum verstärkte, weil Zuwanderer in der Regel junge Erwachsene waren, die oft erst am Zuwanderungsort Familien gründeten.

Seit den 1870er Jahren waren die Arbeitsmärkte des ländlichen Umfelds etwa des Ruhrgebiets bereits leergefegt, sodass neben die sonst dominante Nahwanderung die Fernwanderung treten musste. Dass sie oft ihren Ursprung in den polnisch-sprachigen Regionen des östlichen Preußen hatte, ist allgemein bekannt. Der agrarisch geprägte Nordosten wurde aber nicht nur zum Arbeitskräftereservoir der Industrieregionen des Landes, sondern zunehmend auch zum Schwerpunkt der Überseeauswanderung.

Das lag nicht am Mangel an Nachfrage nach Landarbeitern, den vielmehr die Arbeitgeber mit dem Begriff der „Leutenot“ dramatisierten. Eher erfasste wohl Max Weber die tieferliegenden Ursachen, als er 1895 meinte: „Zwischen den Gutskomplexen der Heimat giebt es für den Tagelöhner nur Herren und Knechte und für seine Nachfahren im fernsten Glied nur die Aussicht, nach der Gutslocke auf fremdem Boden zu scharwerken. In dem dumpfen, halb-bewußten Drang in die Ferne liegt ein Moment eines primitiven Idealismus

verborgen. Wer es nicht zu entziffern vermag, der kennt den Zauber der Freiheit nicht.“

#### VII. Die Arbeiterfrage: Problemlagen und Problemwahrnehmungen

Nun erwartete die Fortziehenden weder in den Vereinigten Staaten noch in den Industriemetropolen des deutschen Kaiserreichs ein Reich der Freiheit. Das führt zu den für die zweite Jahrhunderthälfte typischen Problemlagen, die zum einen und vor allem solche der industriellen Arbeitswelt, zum anderen solche der städtischen Lebenswelt waren. Die wichtigste und allgemeinste der hier zu beobachtenden Entwicklungstendenzen war sicherlich, dass der Klassencharakter der Lohnarbeit immer klarer hervortrat und als Gemeinsamkeit proletarischer Existenz empfunden wurde. Damit ist zum einen gemeint, dass ältere Formen, wie das im Handwerk übliche Gewähren von Kost und Logis für die Gesellen, die das Austauschverhältnis von Arbeit gegen Lohn verhüllten, an Bedeutung verloren. Das gilt auch für Existenzformen, die wir heute mit dem Etikett der Scheinselbständigkeit belegen würden und die wir in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im ländlichen Heimgewerbe wie im städtischen

Handwerk angetroffen haben. Zum anderen diktierten im rasch größer werdenden Industriebetrieb zunehmend Maschinen den Rhythmus der immer stärker arbeitsteiligen Tätigkeit. Diese war zudem räumlich klarer denn je von anderen Lebensbereichen geschieden. Bilder von Ehefrauen, die in der Mittagspause ihren Männern eine Mahlzeit ans Werkstor bringen, zeigen, dass dies wie das neue Zeitregime der Fabrik als ungewöhnlich empfunden wurde. Das gibt dem Begriff der Entfremdung eine gewisse Plausibilität.

Und schließlich trat der Herrschaftscharakter industrieller Lohnarbeit immer deutlicher hervor, teils, weil die Delegation von Befehlsgewalt diese anonymisierte und frühere Abmilderungen durch persönliche Vertrautheit verschwinden ließ, teils, weil gerade Großunternehmer einen autoritären Herr-im-Hause-Standpunkt vertraten. Dieser

### *Grundsätzlich wurden die proletarischen Wohnverhältnisse als defizitär in zweierlei Hinsicht beschrieben: quantitativ und qualitativ.*

von dem Industriesoziologen Götz Briefs als Betriebsmilitarismus bezeichnete Führungsstil verstärkte ein Gefühl von Machtlosigkeit, das schon die staatliche Haltung gegenüber der Arbeiterschaft häufig hervorrief. Bei Streiks war wegen der Schwäche der Polizei die Schwelle zum Einsatz von Militär niedrig, als Wähler mussten sich die Arbeiter angesichts des plutokratischen Wahlrechts vor allem auf kommunaler Ebene diskriminiert fühlen, und auch das Gerichtswesen wurde nicht nur von sozialistischen Agitatoren als Klassenjustiz wahrgenommen.

Erich Mühsams Gedicht „Fiat justitia“ brachte das gut zum Ausdruck: „Was tut man dem zubilligen, der einem Arbeitswilligen / Den Namen ‚Schufft‘ erteilt? / Was gibt man dem, der in der Not / Ein Marktstück stiehlt und ein Laib Brot, / wenn ihn das Recht ereilt? (...) Ich weiß es nicht! Ich weiß es nicht! / Ich weiß nur, daß ein Strafgericht / gar schrecklich niederfährt! / Ich weiß, daß sich das Zuchthaus weit / stets öffnet der Gerechtigkeit / und auf kein Mitleid hört. Nur wenn einmal ein Offizier / totsündet einen Musketier, dann hält man das für Quark! / Und prügelt ein Agrarier / tot einen Proletarier, / dann kost's dreihundert Mark!“

Was schließlich die proletarische Lebenserfahrung noch zunehmend einheitlicher werden ließ, war ein spezifisch proletarischer Lebenszyklus, der Alter und Einkommen in der Weise zusammenbrachte, dass vergleichsweise gut verdienende junge Arbeiter eine Anparphase für den späteren Hausstand erlebten, nach der Verheiratung und der Geburt der ersten Kinder, die in der Regel die Ehefrau an der Fortsetzung ihrer Berufstätigkeit hinderten, eine erste Armutphase durchmachten, aus der die proletarische Familie mit dem Älterwerden der Kinder wieder herauswuchs. Bei deren Auszug fehlte dann nicht nur ihr Beitrag zum Familieneinkommen, sondern der Ehemann hatte in aller Regel ein Alter jenseits der 40 erreicht, in welchem aufgrund nachlassender Körperkraft seine Lohnhöhe rückläufig war.

Den so notgedrungen ganz allgemein gefassten Tendenzen zur Homogenisierung der Lage der Arbeiterklasse standen durchaus gegenläufige Entwicklungen entgegen. Konfession und Sprache blieben Trennlinien, wie die Entstehung christlicher und teils auch polnischer Gewerkschaften belegt. Vor allem aber

gab es enorme Unterschiede hinsichtlich der Qualifikation und des Lohnniveaus. Arbeiteraristokraten wie die hochqualifizierten Buchdrucker konnten leicht das Fünffache dessen verdienen, was eine Fabrikarbeiterin in der Textilindustrie nach Hause brachte. Umso bemerkenswerter und wichtigster Beleg für das behauptete gemeinsame Empfinden einer geteilten Klassenlage ist die Organisation der deutschen Arbeiterschaft in Branchengewerkschaften, die wie der Deutsche Metallarbeiterverband die Interessen aller in einer Industrie Tätigen vertraten und nicht wie die in England typischen kleinen Berufsgewerkschaften nur die Angehörigen eines besonderen Ausbildungsgangs. Dennoch waren mit den enormen Lohnunterschieden typische Ambitionen wie der Familienlohn verbunden, also die Vorstellung, der Lohn des männlichen Familienoberhaupts müsse für den Unterhalt der ganzen Familie ausreichen, aber auch Ansprüche ans Wohnen wie die vieldiskutierte „gute Stube“, ein für repräsentative Zwecke reserviertes Zimmer, dessen seltene Nutzung angesichts der sonstigen Enge der proletarischen Wohnverhältnisse das Kopfschütteln bürgerlicher Beobachter provozierte.

Grundsätzlich wurden die proletarischen Wohnverhältnisse als defizitär in zweierlei Hinsicht beschrieben: quantitativ und qualitativ. Bezeichnend für ersteres scheint, dass hinsichtlich der schieren Wohnungsversorgung die zeitgenössischen Statistiker von der Überfüllung einer Wohnung nur dann ausgingen, wenn auf ein heizbares Zimmer mehr als fünf oder sechs Bewohner kamen. Dennoch waren etwa in Berlin-Mitte in den 1870er Jahren mehr als zehn Prozent aller Wohnungen überfüllt. Die hier wie in zahllosen Kellerwohnungen unübersehbare Enge ließ Wohnungsreformer nach mehr Licht und mehr Luft rufen, da sie glaubten, nur Belüftung und Sonnenschein könne bewirken, dass die Miasmen, gefährliche Ausdünstungen, in denen sie den Ursprung der meisten Krankheiten erblickten, ausgetrocknet würden. Das war im Kaiserreich wissenschaftlich nicht mehr der neueste Stand, blieb aber bis zur Hamburger Cholera-Epidemie von 1892 einflussreich. Die Angst vor Seuchen und die daraus resultierenden hygienischen Bedenken wurden allmählich abgelöst von moralischen, die ihren Ursprung darin hatten, dass viele Arbeiterfamilien Schlafgelegenheiten an Familienfremde vermieteten, um so das karge Familieneinkommen aufzubessern. Die von bürgerlichen Beobachtern gemalten Schreckensszenarien sexueller Beziehungen zwischen diesen Schlafgängern und den weiblichen Familienangehörigen waren sicherlich maßlos überzogen, doch ist andererseits die von Franz-Josef Brüggemeier entwickelte These umstritten geblieben, aus dieser spezifischen Wohnform sei eine Stärkung proletarischer Solidarität erwachsen.

#### **VIII. Die Arbeiterfrage: Lösungsansätze**

Fragt man abschließend nach Lösungsansätzen, so sind solche im Bereich der Wohnungsversorgung am ehesten auf betrieblicher Ebene auszumachen. Die Städte bauten allenfalls für ihre eigenen Bediensteten, und staatlicherseits wurde lediglich dergestalt Hilfe geleistet, dass den Landesversicherungsanstalten die Kreditfinanzierung genossenschaftlichen Bauens erlaubt wurde. Direkt aktiv wurden allein einige Betriebe gerade in den Montanregionen, die nur mithilfe von Betriebswohnungen meinten, Arbeitskräfte anlocken und auf Dauer an sich binden zu können. Dass

mit dem betrieblichen Wohnungsbau die Absicht einer Pazifizierung der Belegschaft einherging, ändert nichts daran, dass dort, wo die Werkwohnungen einen nennenswerten Anteil hatten, die Wohnungsversorgung insgesamt überdurchschnittlich ausfiel.

Nun war die Wohnungsfrage nur insofern Teil der Arbeiterfrage, als sie Kleinwohnungs- beziehungsweise Arbeiterwohnungsfrage war. Von ungleich größerer Bedeutung war – gerade auch in längerfristiger Perspektive – die Bismarck'sche Sozialpolitik, die eben nicht mehr Armenpolitik war, sondern am Arbeitsverhältnis der von ihr erfassten Personen ansetzte und dabei nicht länger als die frühere Arbeiterschutzpolitik allein auf besonders schutzbedürftige Beschäftigtengruppen wie Kinder und Frauen abzielte. Die systemstabilisierenden Intentionen Bismarcks, der etwa mit dem Alters- und Invalidengesetz am liebsten eine Gruppe beitragsfreier Staatsrentner geschaffen hätte, sind gut bekannt. Er konnte sie nur partiell verwirklichen. Entscheidend aber war, dass zentrale Risiken der Arbeiterexistenz nun auf dem Wege der Versicherung abgedeckt wurden, allen voran das Risiko der Invalidität und der Krankheit ab 1883/84. Die Ausrichtung der Beiträge am Bruttolohn, die Heranziehung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu Beiträgen und die Beteiligung beider an den Selbstverwaltungsorganen der Zwangskassen gemäß ihres Beitragsanteils (1:2) – all das waren bis in die Gegenwart wirksame Regelungen, die am Vorabend des Ersten Weltkriegs mehr als sechzig Prozent der Bevölkerung, also der großen Mehrheit der abhängig Beschäftigten zugutekamen.

Sehr viel geringer war der Kreis der Nutznießer der 1889 eingeführten Alters- und Invaliditätsversicherung, weil zum einen nur jeder fünfte Mann und jede vierte Frau das zum Rentenbezug erforderliche Alter von 70 Jahren erreichte und zum anderen die Rentenhöhe hinter dem Existenzminimum zurückblieb. Und dennoch: Ansätze zur Absicherung der wichtigsten Risiken proletarischer Existenz mit Ausnahme der Arbeitslosigkeit waren 1890 staatlicherseits gemacht. Ergänzt wurden sie durch vielfältige kommunale Initiativen, die den französischen Historiker Pierre Aycoberry so beeindruckt haben, dass er argumentiert hat, die deutschen Arbeiter seien 1914 auch zur Verteidigung der Errungenschaften der kommunalen Sozialpolitik in den Krieg gezogen.

Das scheint übertrieben. Deutlich ist indessen, dass die angesprochenen sozialpolitischen Innovationen von einer breiten sozialreformerischen Bewegung mit getragen wurden, deren von den älteren Führungsfiguren des Vereins für Socialpolitik verkörperte Mainstream Bismarcks Überzeugung teilte, „aber die soziale Frage lösen kann nur der Staat“. Die darüber hinausdrängenden Bemühungen jüngerer Sozialwissenschaftler wie Werner Sombart oder Max Weber, denen es um die Integration von Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung ging, die eine Demokratisierung und Parlamentarisierung des Kaiserreichs vorausgesetzt hätte, waren allenfalls teilweise erfolgreich. So fanden sich in der um die Jahrhundertwende gegründeten und zunächst maßgeblich von Sombart geprägten Gesellschaft für soziale Reform zwar neben Professoren und Ministerialbeamten auch die Vertreter der christlichen Gewerkschaften und der liberalen Gewerkvereine sowie führende Repräsentanten des Sozialkatholizismus wie Franz Hitze oder des Sozialliberalismus wie Ernst Francke zusammen, aber die Einbeziehung zumindest von Teilen der Sozialdemokratie gelang nicht. Diese betrachtete nicht ohne Grund die beabsichtigte breite Reform-

koalition mehrheitlich als Spaltungsversuch, der den rechten Flügel der Partei zur bürgerlichen Linken hinüberziehen sollte.

Allerdings wurzelte eine solche Spaltung der sozialistischen Linken insofern letztlich in der Sache selbst, als dem Glauben an einen völligen Umsturz eher mit der Zuspitzung bestehender Klassengegensätze gedient war, während die kontinuierliche Arbeit an der Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen des Proletariats eine eher evolutionäre Veränderung des Systems anstreben musste. Dass sich die Vertreter des zweiten, also des reformerischen Weges in der deutschen Sozialdemokratie bis 1914 nicht eindeutig durchsetzen konnten, war der massiven Ausgrenzung von Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung geschuldet, wie sie das Sozialistengesetz festgeschrieben hatte und wie sie vom preußischen Dreiklassenwahlrecht bis in den Krieg hinein symbolisch festgehalten wurde.

Insofern lässt sich bilanzieren, dass die kommunale und staatliche Sozialpolitik gestützt auf eine breite bürgerliche und konfessionelle Reformkoalition bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs erhebliche Fortschritte bei der Lösung der sozialen Frage gemacht hatte, dass aber die politischen Blockierungen des Verfassungssystems verhinderten, dass diese Fortschritte einen breiten gesellschaftlichen Grundkonsens fundierten. □



#### **Die Katholische Akademie in alpha-lógos**

Ausgewählte Veranstaltungen der Katholischen Akademie Bayern sind regelmäßig in ARD-alpha, dem deutschlandweiten Bildungskanal des Senderverbundes, zu sehen. Die journalistisch aufbereiteten 45-minütigen Beiträge werden vierzehntägig in der Reihe „alpha-lógos“ am Sonntagabend, jeweils von **19.15 bis 20 Uhr**, gesendet. Sie bieten Originalauszüge aus den Vorträgen und Diskussionen, Interviews mit den Referenten sowie vertiefende Informationen. Die Sendungen der Reihe werden vierzehntägig sonntags, jeweils um **13 Uhr**, wiederholt. Gezeigt wird immer der Beitrag, der in der Vorwoche um 19.15 Uhr zu sehen war.

#### **Noch ein Hinweis**

Die Sendungen der „alpha-lógos-Reihe“ sind jeweils ein Jahr lang auch auf der Homepage von ARD-alpha abzurufen und können damit jederzeit auf dem heimischen Computer gesehen werden. Die Internetadresse lautet: <http://www.br.de/fernsehen/br-alpha/sendungen/logos/logos104.html>

Eine aktualisierte Programmvorschau finden Sie unter <http://mediathek.kath-akademie-bayern.de/akademie-bei-br-alpha.html>

# Deutschland wird Industriestaat

Dieter Ziegler

## I.

Nach einer naiven, aber gleichwohl sehr verbreiteten Vorstellung bildete die Dampfmaschine den Auslöser einer Entwicklung, die seit über 150 Jahren als „Industrielle Revolution“ bezeichnet wird. Selbstverständlich ist der europäische Weg der Industrialisierung nicht ohne Kohle und Koks, die Dampfmaschine, die „Spinning Jenny“ als erste Baumwollspinnmaschine oder die Stahlgewinnung durch das „Puddeln“ vorstellbar. Diese und andere technische Errungenschaften stellen insofern eine notwendige Bedingung für die Industrialisierung dar, aber hinreichend sind sie noch lange nicht. Denn entscheidend für die wirtschaftliche Durchsetzung einer Maschine oder eines technischen Verfahrens sind eine bestehende oder zumindest latente Nachfrage nach dem Produkt, für dessen Herstellung Maschine oder Verfahren benutzt werden können, und die Wirtschaftlichkeit ihrer Anwendung.

Die Wirtschaftlichkeit sprach jedoch bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts noch nicht einmal in England für die Dampfmaschine. Denn Dampfmaschinen waren teuer und ihr Kauf für jeden Unternehmer anfangs ein Risiko. Es sollte deshalb Jahrzehnte dauern, bis sich in England die „Dampfmaschinen-Ökonomie“ durchgesetzt hatte. Bis sie in anderen Teilen Europas ankam, dauerte es sogar eine oder mehrere Generationen. Es war deshalb auch nicht die Schwerindustrie, die als Pionier der modernen industriellen Produktion gilt, sondern die Textilindustrie, genauer gesagt: die Baumwollspinnerei, anfangs mit dem Wasserrad als Antriebsaggregat. Sie bestimmte die erste Phase der Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 18. und im frühen 19. Jahrhunderts. Sie war aber zunächst nur in Großbritannien und auch dort nur in wenigen Regionen wirkungsmächtig.

An den deutschen Staaten ging diese Entwicklung – abgesehen von einigen textilindustriell geprägten „Inseln“ wie in Westsachsen oder im Wuppertal – weitgehend vorbei. Das änderte sich mit dem Eisenbahnbau, der in England Ende der 1820er Jahre und in den deutschen Staaten knapp zehn Jahre später einsetzte. In der Literatur über die deutsche Industrialisierung wird diese Periode bis heute als die Phase der Industriellen Revolution bezeichnet, der eine vorbereitende Phase, die Frühindustrialisierung, vorgeschaltet war und der nach Überwindung der Wachstumsschwäche der späten siebziger und achtziger Jahre eine Phase der Hochindustrialisierung folgte.

## II.

So sinnvoll diese Periodisierung für die gesamtwirtschaftliche Entwicklung der Zollvereinsstaaten beziehungsweise des Deutschen Kaiserreichs auch ist, sie verdrängt die regionalen Unterschiede und passt die deutsche Entwicklung viel zu wenig in den gesamteuropäischen Kontext ein. Die Wirtschaftsordnung und die Wirtschaftspolitik, im 19. Jahrhundert insbesondere die Handelspolitik, können zwar Bedingungen schaffen, die nur innerhalb bestimmter politischer Grenzen Gültigkeit besitzen, aber Waren, Kapital, Arbeitskräfte und nicht zuletzt auch Know-how zirkulierten auch schon im 18. Jahrhundert über Grenzen



Prof. Dr. Dieter Ziegler, Professor für Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte an der Universität Bochum

hinweg, sodass die britischen Versuche ganz aussichtslos waren, zwar Baumwollgarne und Baumwollstoffe nach Kontinentaleuropa zu exportieren, nicht aber Maschinen und Menschen, die diese Maschinen aufstellen und bedienen konnten.

Immerhin mussten die kontinentaleuropäischen „Nachzügler“ das Rad nicht neu erfinden, sondern versuchen, vom britischen Vorbild zu lernen und einige der dortigen Errungenschaften auf die eigenen Verhältnisse angepasst zu übernehmen. Das schloss selbstverständlich auch Industriespionage ein. Die Kostenersparnis einer intelligenten Nachahmung war beträchtlich und erklärte zu einem Gutteil, weshalb manche kontinentaleuropäische Volkswirtschaften sowie die USA den britischen Vorsprung bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts einholen konnten. Die wirtschaftliche Zusammenarbeit der europäischen Staaten begann keineswegs mit ihrer Institutionalisierung in den Römischen Verträgen 1957, sondern weitaus früher.

Abgesehen von der grenzüberschreitenden Bedeutung des wirtschaftlichen Austauschs hielten sich auch die Rohstoffvorkommen nicht an nationalstaatliche Grenzen, sodass Industrieregionen auf beiden Seiten von Grenzen entstanden. Man denke im deutschen Fall nur an das deutsch-belgische Revier zwischen Lüttich und Aachen, das deutsch-französische Saarrevier oder den sächsisch-böhmischen beziehungsweise den schlesisch-böhmischen Grenzraum. Jeder Versuch, die gegenseitige Befruchtung benachbarter Wirtschaftsräume zu unterbinden, hätte nicht nur dem Nachbarn geschadet, sondern hätte auch die eigene Entwicklung gebremst. Da mögen die Abneigungen der Preußen gegenüber dem aus einer Revolution geborenen Belgien noch so groß gewesen sein, ohne die Impulse aus den belgischen Revieren wäre nicht nur die Geschichte des Aachener Reviers, sondern auch die Geschichte des Ruhrgebiets anders verlaufen.

Verlässt man aber die nationalstaatliche Perspektive, ist es nicht mehr möglich, die Periodisierung der Industrialisierung in Frühindustrialisierung,

„Industrielle Revolution“ und Hochindustrialisierung aufrechtzuerhalten. Denn während Preußen zum Zeitpunkt der Gründung des Deutschen Zollvereins noch in der Phase der Frühindustrialisierung steckte, waren Großbritannien bereits ein Industrieland, das seinen ersten Eisenbahnboom erlebte, und die russische Wirtschaft andererseits noch ganz in den Fesseln des Feudalismus gefangen. Hier sei deshalb einem anderen Periodisierungsschema gefolgt, das davon ausgeht, dass die Industrialisierung ein sowohl sektoral als auch regional ungleichgewichtiger und ungleichzeitiger Prozess war. Das bedeutet, dass in Europa regionale Wachstumskerne entstanden, die untereinander in Beziehung traten und Impulse auf benachbarte, noch rückständige Regionen absendeten.

Sektoral ungleichzeitig und ungleichzeitig bedeutet, dass nicht alle Gewerbebereiche gleichzeitig von der Industrialisierung erfasst wurden, sondern nach und nach. Dabei bildeten sich bestimmte, auf „Basisinnovationen“ wie der mechanischen Baumwollspinnerei, der Eisenbahn oder der Elektrifizierung beruhende industrielle Führungssektoren heraus, die über einen längeren Zeitraum in der Lage waren, den Wachstumsrhythmus maßgeblich zu bestimmen. Die Wachstumsimpulse dieser Führungssektoren hielten in der Regel bei leichten Schwankungen über mehrere Jahrzehnte an, bis sie an Dynamik einbüßten. In diesen schwächeren Wachstumsphasen erfolgte dann der Durchbruch einer neuen Basisinnovation, die sich nach einiger Zeit zu einem neuen industriellen Führungssektor entwickelte und ihrerseits die Wachstumsdynamik bestimmte.

Wenn eine rückständige nationale Volkswirtschaft den Anschluss an die industrialisierenden Volkswirtschaften herstellen wollte, musste sie sich im 19. Jahrhundert in der Regel dem Wachstumsmuster der höher entwickelten Volkswirtschaften anpassen, indem sie etwa ihre geringere Arbeitsproduktivität und Produktqualität durch niedrigere Lohnkosten ausglich. Während der Boomphasen war die Nachfrage meist so hoch, dass auch die anfangs noch teuren und qualitativ kaum konkurrenzfähigen Produkte ihre Absatzchancen besaßen. Mit der Zeit wurden die Produkte der nachholenden Volkswirtschaften durch Nachahmung dann qualitativ besser, sodass sie dank der weiterhin vergleichsweise niedrigen Lohnkosten zumindest auf dem Binnenmarkt und bei den noch rückständigeren Nachbarn dauerhaft konkurrenzfähig wurden. So konnte ein selbst tragendes Wachstum über die nachholende Industrialisierung in bestimmten Schlüsselbranchen erreicht werden.

## III.

Die wirtschaftliche Entwicklung Europas vom ausgehenden 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert lässt sich durch drei langwellige Zyklen beschreiben, die durch unterschiedliche Führungssektoren bestimmt wurden: die Phase der Baumwollindustrie von den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts bis in die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts (leichtindustrielle Phase), die Phase des Eisenbahnbaus von den dreißiger/vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts (schwerindustrielle Phase) und die Phase wissenschaftsbasierter Industrien wie der Elektrotechnik und der chemischen Industrie seit den achtziger/neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges (Phase der „neuen“ Industrien).

In der ersten Phase gelang es der deutschen Wirtschaft – wie erwähnt –

noch nicht, durch die Entwicklung eines industriellen Führungssektors Baumwollspinnerei mit dem britischen Vorbild Schritt zu halten. Immerhin wurden aber in dieser Zeit die institutionellen Voraussetzungen für die Etablierung einer marktwirtschaftlichen Ordnung geschaffen, damit dies in der nächsten Phase gelingen konnte. Dabei handelte es sich im Einzelnen um:

- Die Umwandlung der nicht zu überschauenden herrschafts-, besitz-, eigentums- und nutzungsrechtlichen Vielfalt feudaler Ansprüche in kapitalistische Eigentumsrechte an landwirtschaftlichem Grund und Boden (agrarkapitalistische Transformation).
- Die Herstellung der uneingeschränkten Dispositionsfreiheit über die eigene Arbeitskraft in der Landwirtschaft („Bauernbefreiung“).
- Die Beseitigung korporatistischer Zutrittsbeschränkungen in allen gewerblichen Bereichen (Gewerbefreiheit).
- Die Herstellung eines einheitlichen einzelstaatlichen Wirtschaftsraumes durch die Aufhebung binnenwirtschaftlicher Zölle und Handelshemmnisse.
- Die Reform und die Vereinheitlichung des Steuerwesens durch eine überschaubare Zahl staatlicher Hauptsteuern, die nach zumindest ansatzweise egalitären Prinzipien erhoben werden sollten.

In den meisten deutschen Staaten waren diese Reformen bis in die 1820er Jahre abgeschlossen worden. Das galt auch für die Abschaffung der Binnenzölle, auch wenn der Deutsche Zollverein erst 1834 gegründet wurde. Das Motiv für den Zollvereinsbeitritt war bei den meisten deutschen Staaten ausschließlich ein fiskalisches. Aus ihrer Sicht stand der Beteiligung an den Zolleinnahmen die Ersparnis bei der Zollverwaltung gegenüber, was besonders für die kleineren deutschen Staaten fast überlebenswichtig war, weil sie sich auch nach fast zwei Jahrzehnten kaum von den Kosten der Napoleonischen Kriege und der Folgekosten erholt hatten.

*Die wirtschaftliche Zusammenarbeit der europäischen Staaten begann keinesfalls mit ihrer Institutionalisierung in den Römischen Verträgen 1957, sondern weit aus früher.*

Durch diese „institutionelle Revolution“ war der Weg für die Staaten des Zollvereins frei von dem langwelligen Aufschwung der zweiten Phase der Industrialisierung zu profitieren. Die „Lokomotivfunktion“ übernehmen dabei vier Branchen, der Steinkohlenbergbau, die Eisen- und Stahlindustrie, der Maschinenbau und die Eisenbahnen. Wegen der starken wechselseitigen Verflechtung dieser Branchen spricht man auch von einem Führungssektorkomplex, in dessen Zentrum die Eisenbahnen standen: zum Bau und Betrieb von Eisenbahnen benötigte man Stahl, Steinkohle und Lokomotiven, für die Stahlproduktion benötigte man Steinkohle und für die Produktion von Steinkohle benötigte man Förderanlagen, Pumpen und andere Maschinen. Für alle Industrien, die genannten und die meisten anderen, standen die Eisenbahnen schließlich als Transportmittel zur Verfügung, das durch die Verbilligung der Transportkosten die erreichbaren Märkte vergrößerte und damit einen weiteren

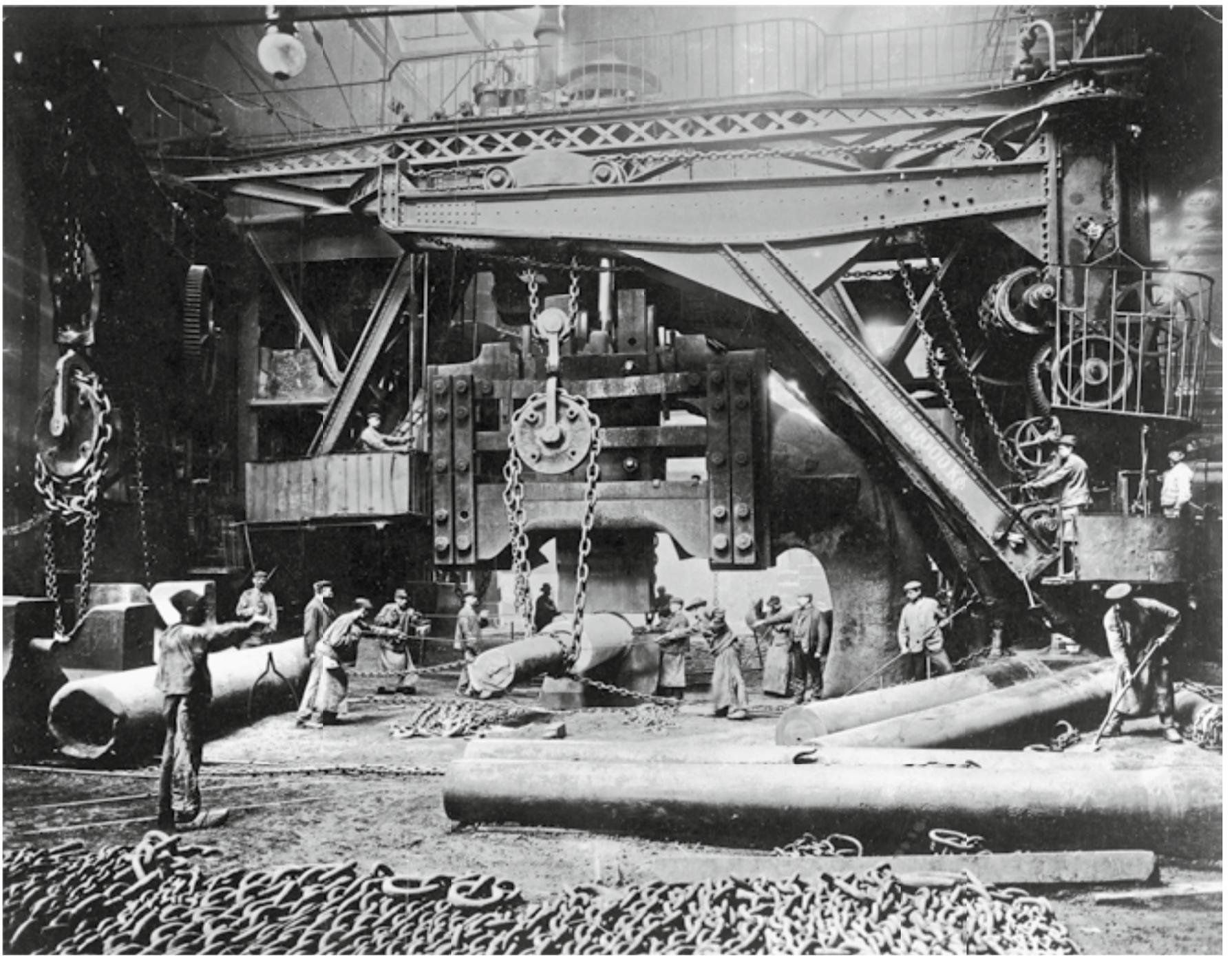


Foto: akg-images

*Auch ein „Kind“ der Industrialisierung im langen 19. Jahrhundert: der Dampfhammer „Fritz“ der Gusstahlfabrik Friedrich Krupp in Essen, aufgenommen um 1900.*

Impuls zur Ausweitung der Produktion lieferte.

#### IV.

Der Aufbau eines weite Teile des Zollvereins erfassenden Eisenbahnnetzes erfolgte in einem bemerkenswerten Tempo. So wuchs die Streckenlänge der Eisenbahnen in Deutschland von 469 km im Jahr 1840 auf 5.856 km 1850 und 11.089 km 1860. Noch schneller entwickelte sich die Leistungsabgabe, die im Güterverkehr von 3 Millionen Tonnenkilometer im Jahr 1840 auf 303 Millionen Tonnenkilometer 1850 und 1.675 Millionen Tonnenkilometer 1860 anstieg.

Während in den Anfangsjahren des deutschen Eisenbahnbaus Schienen und Lokomotiven überwiegend importiert werden mussten, weil deutsche Unternehmen noch nicht in der Lage gewesen waren, gegenüber britischen und belgischen konkurrenzfähige Produkte anzubieten, änderte sich diese Situation im Laufe der vierziger Jahre grundlegend. Während noch 1843 etwa 90 Prozent der im Zollverein verlegten Schienen

importiert worden waren und demzufolge nur 10 Prozent aus einheimischer Produktion stammten, drehte sich dieses Verhältnis innerhalb von knapp zwanzig Jahren fast um. Im Jahr 1863 wurden nur noch 15 Prozent aller Schienen importiert, während 85 Prozent aus deutschen Walzwerken geliefert wurden.

Ähnlich sah die Situation bei den Lokomotiven aus. Eine Untersuchung aus dem Jahr 1853 ergab, dass von den bis zu Beginn der vierziger Jahre gelieferten 51 Lokomotiven der preußischen Eisenbahnen 48 aus englischer, zwei aus belgischer und nur eine aus deutscher Produktion stammten. Bei den neuesten Modellen hatte sich auch hier das Verhältnis umgekehrt. In den fünfziger Jahren wurden fast alle deutschen Eisenbahnen nur noch mit deutschen Lokomotiven beliefert. Denn in der Zwischenzeit hatten sich in allen größeren deutschen Staaten Lokomotivfabriken etabliert, deren Produkte denen der ausländischen Konkurrenz in nichts mehr nachstanden. Auch der Aufstieg von Krupp zum größten deutschen Unternehmen der Reichsgründungszeit begann mit dem Eisenbahnbau. Krupp

baute zwar keine Lokomotiven, belieferte aber die Lokomotivbauer mit Komponenten wie dem schweißnahtlosen Radreifen.

Die steigende Nachfrage nach Energie im Zeitalter der Eisenbahn ist sicherlich auch eine wesentliche Erklärung für das Wachstum des Steinkohlebergbaus. Es erscheint aber zweifelhaft, ob unter den institutionellen Rahmenbedingungen des vorliberalen „Bergregals“ die Wachstumsimpulse durch die Nachfragesteigerung wirklich umgesetzt worden wären. Denn so wie die Liberalisierung der Verfügungsrechte über Boden und Arbeitskraft eine notwendige Bedingung für die Steigerung der Agrarproduktion gewesen ist, so stellte die Liberalisierung des Bergrechts eine notwendige Bedingung für die ausreichende Bereitstellung inländischer Energie im Eisenbahnzeitalter dar.

Im Gegensatz zu Landwirtschaft und Gewerbe wurde der Bergbau durch die großen Reformen des frühen 19. Jahrhunderts zunächst allerdings nicht berührt. Das Bergregal, welches das Verfügungsrecht über die im Boden vorhandenen Mineralien allein dem Terri-

torialherrn zusprach, blieb zunächst noch unangetastet. Danach konnte der Territorialherr das Abbaurecht zwar an Interessenten verleihen und dafür Abgaben erheben, aber die Unternehmens-

### *Die steigende Nachfrage nach Energie im Zeitalter der Eisenbahn ist sicherlich auch eine wesentliche Erklärung für das Wachstum des Steinkohlebergbaus.*

führung oblag auch dann nicht den Abbauberechtigten, sondern wurde von erfahrenen Fachleuten der zuständigen Bergbehörden wahrgenommen („Direktionsprinzip“).

Über die Frage der Unternehmensführung kam es im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts zu heftigen Konflikten zwischen einigen größeren Unternehmern und den Bergbehörden, wobei das Ruhrgebiet das regionale Zentrum des

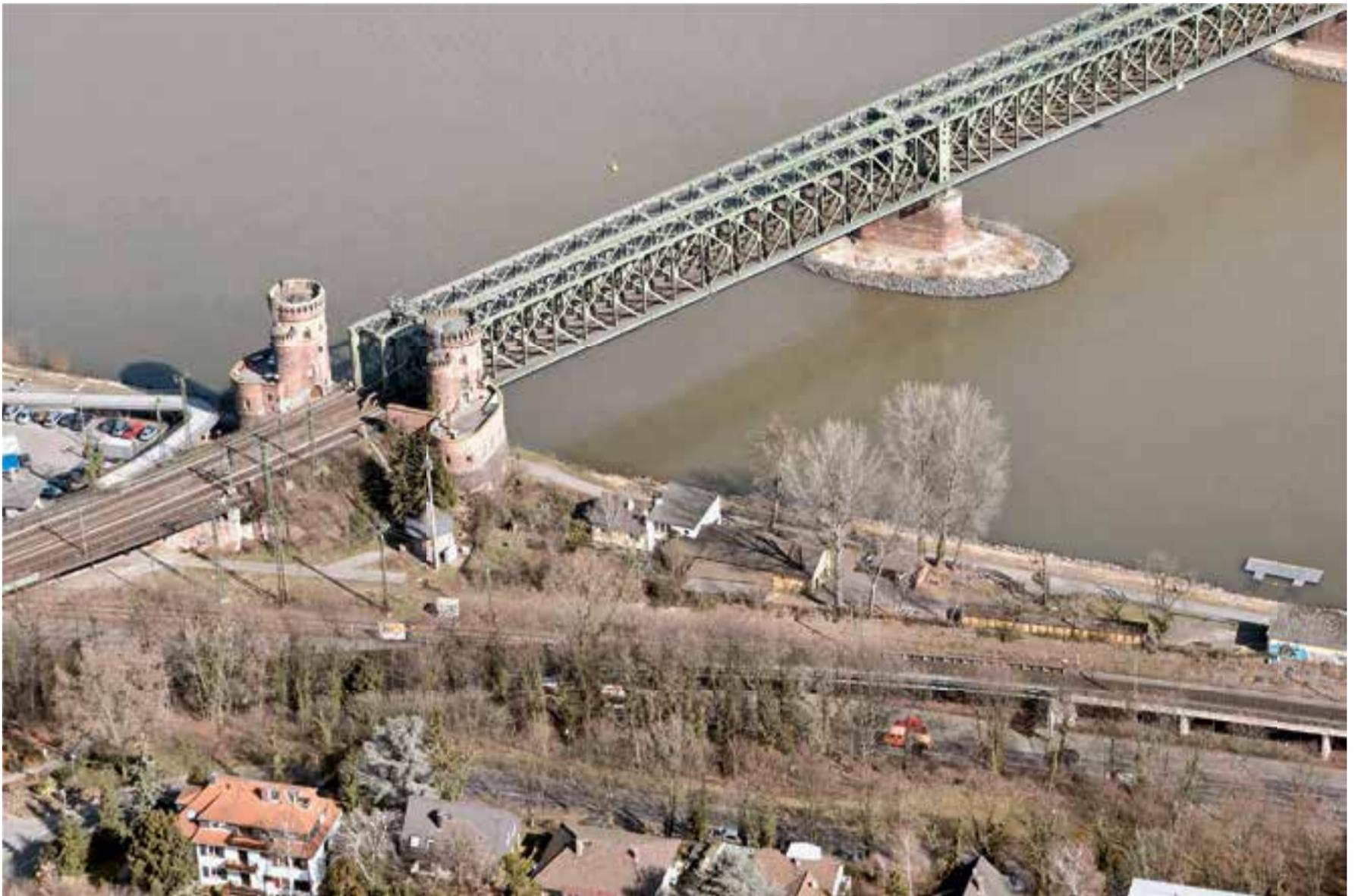


Foto: akg-images

*Eisenbahnbau war eine der Schlüsselindustrien in der Frühphase der Industrialisierung. 1862 wurde zum*

*Beispiel die berühmte Mainzer Eisenbahnbrücke – hier in einer Aufnahme von 2005 – erbaut.*

Konflikts bildete. Die leistungsfähigen Zechenbesitzer an der Ruhr sahen nämlich gute Chancen ihren Absatz zu erhöhen und waren dafür bereit zu investieren. Das wurde aber durch die zögerlichen Beamten der Bergbehörden verhindert. Die Gegner des Direktionsprinzips erreichten in den dreißiger Jahren zwar noch keine Reform der Bergordnungen, aber immerhin wurde das Direktionsprinzip insofern aufgeweicht, als die Vorgaben der Bergbehörden eher als Empfehlungen und nicht als unbedingt zu befolgende Anordnungen verstanden wurden. So gelang es im Ruhrgebiet erstmals 1832 einen Tiefbauschacht abzuteufen, was erhebliche Investitionen in die Entwässerung und Bewetterung des Grubengebäudes erforderlich machte. Gleichzeitig konnte in Tiefen vorgestoßen werden, die mit dem traditionellen Stollenbau nicht erreichbar gewesen waren.

Den Durchbruch erzielten die Verfechter der „Bergbaufreiheit“ aber trotzdem erst 1851, als mit dem Miteigentümergebot das Direktionsprinzip in Preußen endgültig abgeschafft wurde. Damit war der Wettbewerbsmarkt im Bergbau aber immer noch nicht vollständig hergestellt. Denn die Löhne wurden weiterhin von den Bergämtern festgelegt. Gegen den heftigen Widerstand der betroffenen Bergleute wurde der freie Arbeitsvertrag im preußischen Bergbau erst 1860 durch das sogenannte Freizügigkeitsgesetz eingeführt. Abgeschlossen wurde der Reformprozess des Bergrechts in Preußen durch das

Allgemeine Berggesetz im Jahr 1865, das die Tätigkeit der Bergbehörde im Wesentlichen auf die bergpolizeiliche Aufsicht beschränkte.

Mit der Bergrechtsreform war dann der Grundstein für den Aufschwung des Steinkohlenbergbaus in Deutschland und für die Entwicklung des Ruhrgebiets zum größten Industrieviertel in Europa gelegt worden. Die Steinkohlenproduktion in Preußen, wo fast alle deutschen Steinkohlenreviere lagen, stieg von 10 Millionen Tonnen im Jahr 1860 auf über 23 Millionen Tonnen nur zehn Jahre später und überschritt nach der Jahrhundertwende die Marke von 100 Millionen Tonnen, wovon zu diesem Zeitpunkt fast 60 Prozent im Ruhrgebiet und weitere 25 Prozent in Oberschlesien gefördert wurden.

#### V.

Zur Charakterisierung der dritten Phase des europäischen Industrialisierungsprozesses verwenden viele Wirtschaftshistoriker den Begriff der „Zweiten Industriellen Revolution“. Damit soll zum Ausdruck gebracht werden, dass der technische Fortschritt seit dem späten 19. Jahrhundert nicht mehr von Empirikern (durch „Tüfteln und Basteln“) getragen worden sei, sondern dass nun erstmals gezielt moderne naturwissenschaftliche Methoden in der industriellen Forschung und Entwicklung eingesetzt wurden. Stellvertretend für diese neue Innovationskultur steht die

systematische Forschung, mit der es dem US-Amerikaner Thomas Edison im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts gelang, nicht nur ein funktionsfähiges elektrisches Beleuchtungssystem vom Generator über die Transmission bis zur Glühlampe zu erfinden (oder besser: erfinden zu lassen), sondern auch gegenüber der Gasbeleuchtung konkurrenzfähig zu sein.

*Gegen den heftigen Widerstand der betroffenen Bergleute wurde der freie Arbeitsvertrag im preußischen Bergbau erst 1860 durch das Freizügigkeitsgesetz eingeführt.*

Die Kritiker einer „Zweiten Industriellen Revolution“ betonen aber zu Recht, dass eine solche Bewertung die Erfindungen der ersten Industriellen Revolution unterschätzt. Wichtiger als dieser Streit um die Terminologie ist aber die Tatsache, dass der schwerindustrielle Führungssektorkomplex seit den siebziger Jahren seine „Lokomotivfunktion“ im Industrialisierungsprozess in Deutschland eingebüßt hatte und nach einer Übergangszeit durch neue Führungssektoren, insbesondere die elektrotechnische Industrie und die chemische

Industrie, ersetzt wurde. Diese Führungssektoren werden zusammenfassend als „neue Industrien“ bezeichnet und die Phase der Industrialisierung, der sie ihren Stempel aufdrückten, demnach als die Phase der „neuen Industrien“.

Die Elektro- und die Chemieindustrie zeichneten sich insbesondere dadurch aus, dass ihre Entwicklung planvoll durch den gezielten Einsatz wissenschaftlicher Forschung vorangetrieben wurde. In beiden Industrien war nun auch nicht mehr die britische Industrie tonangebend, sondern neben der US-amerikanischen vor allem die deutsche Industrie. Der große Weltmarkterfolg der deutschen Unternehmen wird vor allem auf die gute technische und wissenschaftlich-technische Ausbildung von Facharbeitern und Ingenieuren beziehungsweise Chemikern zurückgeführt.

Zum zunächst wichtigsten Anwendungsgebiet der elektrischen Energie sollte sich die Beleuchtung entwickeln. Nachdem Edison 1882 die erste Glühlampe in einem New Yorker Bankhaus publikumswirksam hatte erleuchten lassen, war der internationale Erfolg nicht mehr aufzuhalten. In Deutschland gründete Emil Rathenau im Jahr 1883 die Deutsche Edison-Gesellschaft für angewandte Elektrizität, die sich schnell zu Edisons bedeutendster ausländischer Lizenznehmerin entwickelte. Rathenaus Weg zum Erfolg galt vielen Zeitgenossen als prototypisch für die deutsche Vorreiterrolle der neuen Technologien.

Wie seinem amerikanischen Vorbild gelang es Rathenau relativ schnell, Unterstützung von Banken zu erhalten. Aber im Gegensatz zu den Amerikanern Edison und Westinghouse, deren Konkurrenz sich zu einem wahren „Stromkrieg“ auswuchs, wandte sich Rathenau frühzeitig an den wichtigsten potentiellen Konkurrenten, Siemens & Halske, die sich bereits in den sechziger Jahren mit dem Bau von Dynamomaschinen einen Namen gemacht hatten und verständigte sich mit ihnen über die Aufteilung der Märkte.

Während die elektrotechnische Industrie in Deutschland rein privatwirtschaftlich organisiert war, erfolgte die Bereitstellung elektrischer Energie nur in Ausnahmefällen durch private Unternehmen. In der Regel übernahm dies die öffentliche Hand, oftmals kommunale Gebietskörperschaften im Verbund mit privaten Investoren. Ein großes Problem für die Kraftwerksbetreiber war zunächst die stark schwankende Kapazitätsauslastung ihrer Anlagen.

Da anfangs über 90 Prozent der erzeugten elektrischen Energie für Beleuchtungszwecke gebraucht wurde, wurde der Strom in erster Linie während der Abendstunden abgenommen. Insofern war es naheliegend, am Tag weitere Anwendungsbereiche zu erschließen und dank günstiger Tarife

### Am Vorabend des Ersten Weltkriegs hatte Deutschland zu den führenden Industrienationen der Welt aufgeschlossen.

neue Kunden zu gewinnen. Insbesondere die großstädtischen Verwaltungen erkannten schon vor der Jahrhundertwende die preispolitischen und finanziellen Möglichkeiten eines Verbundsystems zwischen den verschiedenen Sparten der Kommunalwirtschaft. Dabei erwies sich die Elektrifizierung des öffentlichen Personennahverkehrs als ein wichtiger Impuls. Denn eigene Straßenbahnen mit kommunalen Betrieben zu elektrifizieren, versprach eine ausreichende Betriebsgröße bei gleichzeitig gesicherter Grundauslastung der Anlagen, sodass sich die hohen Investitionen zu rechnen versprachen.

Etwa zu der gleichen Zeit kamen die ersten gebrauchsfähigen Drehstrommotoren auf den Markt. Dank günstiger Tagestarife interessierte sich nun auch die Industrie und wenig später das Handwerk für den elektrischen Strom als Energiequelle. Der Elektromotor besaß gegenüber der Dampfmaschine eine Reihe von Vorteilen: Er lief fast geräuschlos und belästigte den gewerblichen Anwender nicht durch Abgase, war schnell betriebsbereit und verringerte die Unfallgefahr, weil er dezentral eingesetzt werden konnte und demzufolge die Transmissionen wegfielen, mit denen sonst die Energie von der Dampfmaschine zu den Arbeitsmaschinen geleitet wurde.

Die neuen Anwendungsmöglichkeiten des elektrischen Stroms ließen in ganz Deutschland flächendeckend Kraftwerke entstehen. Auch wenn vor dem Ersten Weltkrieg noch längst nicht jeder Haushalt einen Stromanschluss besaß, stieg die Leistung der Kraftwerke in Deutschland von 60.000 Kilowattstunden 1895 auf 2,3 Millionen Kilowattstunden im letzten Friedensjahr.

Ähnlich rasant verlief die Entwicklung der Chemieindustrie. Die Grundlage ihres Erfolges bildete die Produktion synthetischer Farbstoffe für die Textilindustrie. Bereits zu Beginn der achtziger Jahre hatten die deutschen Farbenfabriken

einen Anteil von 50 Prozent am Weltmarkt erobert, den sie bis zur Jahrhundertwende auf 90 Prozent steigern konnten. Ein zweiter wichtiger Faktor für den Erfolg der deutschen Chemieindustrie war die vertikale Integration der Produktion von den Grundstoffen bis zum Farbstoff und die Weiterentwicklung in andere Produktgruppen. Die wissenschaftlichen Prinzipien, die sich hinter den künstlichen Farbstoffen verbargen, bildeten die Voraussetzungen für weitere Anwendungen. Zur wichtigsten Verwandten der Farbenindustrie wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts die pharmazeutische Industrie. Die therapeutischen Wirkungen mancher synthetischer Farben waren schon länger bekannt. Zu einer eigenen Produktlinie der großen Farbenfabriken entwickelten sich die Pharmazeutika aber erst, als die Farbenindustrie in den achtziger Jahren unter Absatzstockungen litt und sich einzelne Farbenproduzenten systematisch der pharmazeutischen Forschung zuwandten. Durch eine derart diversifizierte Produktpalette ließen sich nicht nur konjunkturelle Schwankungen besser ausgleichen, sondern die Abfallstoffe des einen Produktionszweigs bildeten nicht selten zugleich den Grundstoff für einen anderen.

Am Vorabend des Ersten Weltkriegs hatte Deutschland zu den führenden Industrienationen der Welt aufgeschlossen. In mancherlei Hinsicht war die deutsche Wirtschaft den beiden wichtigsten Konkurrenten, Großbritannien und den USA, sogar überlegen. Die außerordentlichen Fortschritte der deutschen Wirtschaft während des langen 19. Jahrhunderts lassen sich gerade auch im Vergleich mit den anderen europäischen Staaten besonders gut mit der deutschen Außenhandelsstatistik illustrieren: Zunächst lässt eine regionale Differenzierung der deutschen Außenhandelsstruktur die Unterentwicklung der deutschen Wirtschaft nach dem Ende der Napoleonischen Kriege deutlich hervortreten. Während nach Großbritannien in erster Linie Rohstoffe und Agrarprodukte exportiert wurden, wurden Fertigwaren – wenn überhaupt – fast ausschließlich in Länder exportiert, deren gewerbliche Produktion noch rückständiger war als in Deutschland.

Um 1860 hatte sich der Exportanteil der Fertigwaren dann schon mit gut 50 Prozent gegenüber den dreißiger Jahren mehr als verdoppelt. Außer nach England wurden deutsche High-Tech-Produkte wie Lokomotiven bereits in die ganze Welt exportiert. Vor der Jahrhundertwende war die deutsche Wirtschaft schließlich zu einem der wichtigen Faktoren der Weltwirtschaft geworden. In den achtziger Jahren lag der deutsche Anteil an der Weltproduktion von Industriewaren bei etwa 14 Prozent und konnte auf diesem Niveau etwa gehalten werden, so dass die Industrialisierung des übrigen Europas sowie der USA nicht auf Kosten des deutschen Anteils erfolgte.

Ganz anders war die Situation bei dem Pionier der Industrialisierung: Hatte der britische Anteil an der Weltproduktion von Industriewaren in den achtziger Jahren noch bei 27 Prozent und damit fast doppelt so hoch gelegen wie der deutsche, so sank der britische Wert bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs auf 14 Prozent ab und lag damit nur noch gleichauf mit dem großen Rivalen auf dem europäischen Kontinent. □

## Richard Wagners Oper „Tristan und Isolde“. Gipfelpunkt der Romantik oder Auftakt zur neuen Musik?

Ulrike Kienzle

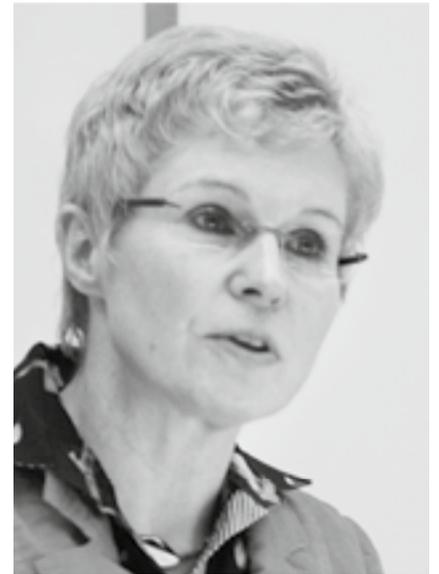
### I. Vorstoß in die musikalische Moderne

Vor hundertfünfzig Jahren, am 10. Juni 1865, erhob der Dirigent Hans von Bülow im Königlichen Hoftheater München seinen Taktstock. Eine Uraufführung stand auf dem Programm: „Tristan und Isolde“ von Richard Wagner. Zahllose Proben waren diesem Abend vorgegangen. Nicht nur hier in München, sondern vorher bereits in Wien und anderswo. Unmöglich, hatten Sänger, Musiker und Dirigenten verlauten lassen, das könne man doch gar nicht singen oder spielen. Katzenmusik!

Doch die Uraufführung von Wagners „Tristan“ im Münchner Hoftheater wird eine Sternstunde der Musikgeschichte, allen Unkenrufen zum Trotz. Ein Triumph für den Komponisten, für die Sänger und für den Dirigenten – trotzdem oder gerade weil man eine solche Musik noch nie zuvor gehört hat. München erlebt die Geburt der musikalischen Moderne.

Das Vorspiel zu Wagners „Tristan“ beginnt mit einer magischen Formel. Alle Sehnsucht, alles Leiden der Liebe – denn darum geht es im „Tristan“ – ist in einem suggestiven Klangzauber zusammengefasst. Aus der Stille heraus, dem schweigenden Urgrund der Musik, erhebt sich zunächst ein emphatischer Sextaufschwung in den Violoncelli, der lange auf dem Ton f verharrt und sodann wieder in sich zurücksinkt. Dieser Sextaufschwung ist ein expressives Ausdrucksmittel mit einer langen musikgeschichtlichen Tradition. Als *exclamatio* war die emphatische Sexte bereits in der musikalisch-rhetorischen Figurenlehre des Barock ein Zeichen für Klage, Schmerz, Sehnsucht. Durch die Orchestrierung mit einer einzigen Instrumentalstimme – dem Cello – und in einer Lage, die der menschlichen Stimme entspricht – der Tenorlage – wird dieser Sextaufschwung zum Ausdruck einer musikalischen Klangrede mit klagendem Charakter.

Diese Klangrede mündet in einen von Holzbläsern intonierten Akkord. Der horizontalen Entfaltung wird jetzt die vertikale Zusammendrängung der Töne gegenübergestellt. Die vier Töne sind zu einer in sich spannungsvollen Dissonanz verbunden: dem berühmten Tristan-Akkord. In der Tat: ein herzzerreißender Akkord. Der Akkord lässt sich funktionsharmonisch nicht erklären, er passt nicht in die musikalische Syntax. Die Musikwissenschaftler haben sich daran die Zähne ausgebissen. Ein Doppeldominant-Septakkord mit tiefalterierter Quinte? Ein Subdominant-Molldreiklang mit Sixte ajoutée? Ein Doppelleittonklang von E-Dur? Mag sein, aber das sind alles nur Namen. Der Tristan-Akkord wirkt wie eine musikalische Urzeugung aus dem Nichts. Dabei hat Wagner ihn nicht einmal erfunden, er begegnet schon bei Beethoven und bei Franz Liszt, aber eher zufällig und keineswegs an exponierter Stelle, sondern eher als eine unscheinbare Durchgangsdissonanzen. Zu Beginn des „Tristan“ dagegen wird die Dissonanz geradezu zelebriert, ohne sie in einen konsonanten Wohlklang aufzulösen, wie es der reinen Harmonie-Lehre



PD Dr. Ulrike Kienzle, Musikwissenschaftlerin, freie Autorin und Kuratorin, Mörfelden-Walldorf

entspricht. Das ist Zeichen der musikalischen Moderne, vorausweisend in die Zukunft. Arnold Schönberg wird später von der „Emanzipation der Dissonanz“ sprechen.

Aus diesem Tristan-Akkord, der den Abschluss der anfänglichen Sextfigur bildet, löst sich im letzten Achtel ein chromatischer Gang aufwärts vom gis zum h in den Oboen. Damit sind wir beim zweiten Zeichen der Moderne in Wagners „Tristan“: der Chromatik. Chromatische Töne sind normalerweise Leitöne, die zu einem Ziel hinführen, in dem die Leitton-Spannung sich auflöst und Ruhe einkehrt. Bei Wagner führen sie aber höchst selten zu einem solchen Ziel. Denn der dritte Takt endet ebenfalls in einer Dissonanz. Betrachten wir den Tristan-Akkord als einen Vorhalt mit dreifacher Leittonspannung, so löst sich das gis über a und ais zum h auf, das dis zum d, das f zum e. Zielpunkt dieser ersten Phrase ist der Dominantseptakkord von a-Moll. Also wieder eine Dissonanz, wenngleich eine milde. Auf die Tonart a-Moll ist das Vorspiel insgesamt bezogen, der reine Dreiklang wird dem Hörer jedoch vorenthalten – wiederum eine Emanzipation der Dissonanz. Der Akkord verebbt wiederum in der Stille.

Wagners „Tristan“ handelt vom Leiden an der Liebe, von einer Sehnsucht, die niemals zur Ruhe kommt. Dem entspricht die Harmonik: unaufgelöste Dissonanzen, ziellos schweifende Chromatik. Des Weiteren hören wir, wie die magische Urformel des Anfangs auf verschiedenen Tonstufen wiederholt wird – Sequenztechnik nennt man das in der Musikwissenschaft – und wie sich die chromatische Vorhaltfigur von Takt 3 verselbständigt. Ein Neuanfang erzeugt die erste weiträumig entfaltete melodische Bewegung. Sie gebiert immer neue Wellen der Erregung und der energetischen Spannung aus sich heraus. Aber das unaufhaltsame Strömen kommt niemals an ein Ziel, die Harmonik greift immer weiter aus, und jedes scheinbare

Zur-Ruhe-Kommen ist Ausgangspunkt für eine weitere energetische Entfaltung. Wagner spricht von der „unendlichen Melodie“, die nicht durch Kadenzschritte und harte Einschnitte begrenzt ist, und von der „Kunst des Übergangs“, durch welche die Klangereignisse weich und fließend auseinander hervorgehen.

Der Tristan-Akkord ist im Vorspiel omnipräsent, er hat sich dem Ohr des Hörers, seinem Nervensystem längst eingebrannt wie eine Sucht erzeugende Substanz. Schließlich sinkt die Welle in sich zusammen, der Klang erstickt, der Vorhang öffnet sich, das Drama beginnt. Das ist der Auftakt zur musikalischen Moderne!

## II. Opus metaphysicum

Allerdings ist Richard Wagner keineswegs angetreten, um die Musik zu revolutionieren. Sondern um ein Liebesdrama zu schreiben. Und – was sich nicht sogleich erschließt – um Philosophie zu treiben! Denn Wagners „Tristan“ ist ein *opus metaphysicum*, wie Friedrich Nietzsche bewundernd schrieb, ein philosophischer Traktat in Tönen. Auch das hat es vorher noch nicht gegeben. In einem Brief vom 16. Dezember 1854 berichtet Richard Wagner seinem Freund Franz Liszt von einer Entdeckung, die – so wörtlich – „wie ein Himmels Geschenk in meine Einsamkeit gekommen ist“: Es ist die Philosophie Arthur Schopenhauers, dessen Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ er gerade verschlungen hat. Im selben Brief heißt es weiter: „Da ich nun aber doch im Leben nie das eigentliche Glück der Liebe genossen habe, so will ich diesem schönsten aller Träume noch ein Denkmal setzen, in dem vom Anfang bis zum Ende diese Liebe sich einmal so recht sättigen soll: ich habe im Kopfe einen Tristan und Isolde entworfen, die einfachste, aber vollblütigste musikalische Conception; mit der ‚schwarzen Flagge‘, die am Ende weht, will ich mich dann zudecken, um – zu sterben.“

Zu dieser Zeit steuerte Wagners unerlaubte Liebe zu der wohlhabenden Kaufmannsgattin Mathilde Wesendonck auf einen ersten, leidenschaftlichen Höhepunkt zu. Wer Schopenhauer gelesen hat, der weiß: Von der „Welt als Wille und Vorstellung“ zur Konzeption eines Liebesdramas ist der Weg ziemlich weit. Denn Schopenhauer hält nichts von der Liebe. Wagner desto mehr. Die Verbindung ist waghalsig, aber sie geht auf – im Sinne der Kunst.

Kernthema der keltischen Sage um Tristan und Isolde und ihrer mittelalterlichen Ausgestaltungen ist die Liebe eines Vasallen zur Frau seines Königs und der daraus entstehende Konflikt zwischen ritterlichem Tugendsystem einerseits und der unentrinnbaren Schicksalhaftigkeit einer absolut gesetzten Liebesbeziehung andererseits. Sowohl bei Gottfried von Straßburg als auch bei seinen Vorläufern und Nachfolgern erscheint diese Liebe als verhängnisvoll, sie ist ein Quell des Leidens, ein „ewiger Tod“, wie es bei Gottfried heißt. Wagner übernimmt nur die Grundzüge dieser reich ausgestalteten Sage. Er verzichtet weitgehend auf äußere Handlung und zieht die vielen bunten Szenen und Abenteuer seiner mittelalterlichen Vorlagen auf nur drei Stationen zusammen. Er entwirft ein Seelendrama aus dem Geiste der Musik. Vor dem Hintergrund der Schopenhauerschen Philosophie erfährt die Liebesgeschichte dabei eine bedeutende metaphysische Vertiefung.

Wer das 19. Jahrhundert von Grund auf verstehen will, sollte sich unbedingt mit der Philosophie Arthur Schopenhauers und ihrer Rezeption befassen. „Die Welt als Wille und Vorstellung“ erschien 1819. Sie ist zweifellos ein Gipfel-

# München.



## Königl. Hof- und National-Theater.

**Samstag den 10. Juni 1865.**  
**Außer Abonnement.**  
**Zum ersten Male:**

# Tristan und Isolde

037  
**Richard Wagner.**

**Personen der Handlung:**

Tristan	Herr Schner von Carolath.
König Marke	Herr Zettmaier.
Isolde	Herr Schner von Carolath.
Kunze	Herr Wittermayer.
Melot	Herr Heinrich.
Brangäne	Fräulein Dreist.
Ein Hirt	Herr Simon.
Ein Struermann	Herr Hartmann.
Schiffw. Ritter und Knappen.	Hofr. & Braun.

**Textbücher sind, das Stück zu 12 Kr., an der Kasse zu haben.**  
 Regie: Herr Sigl.

**Platz-Decorationen:**  
 Im ersten Aufzuge: Festlichst Gemacht auf dem Verdeck eines Schiffes, vom K. Hoftheatermaler Herrn Angelo Cuglio.  
 Im zweiten Aufzuge: Park vor Isolds Gemach, vom K. Hoftheatermaler Herrn Doll.  
 Im dritten Aufzuge: Burg und Burghof, vom K. Hoftheatermaler Herrn Angelo Cuglio.

**Platz-Costüme**  
 nach Angabe des K. Hoftheater-Costümiere Herrn Sigl.

**Der erste Aufzug beginnt um sechs Uhr, der zweite nach halb acht Uhr, der dritte nach neun Uhr**

**Preise der Plätze:**

Eineloge im I. und II. Rang . . . . . 15 fl. — fr.	Eineloge im IV. Rang . . . . . 9 fl. — fr.
Ein Oberplatz . . . . . 2 fl. 24 fr.	Ein Oberplatz . . . . . 1 fl. 24 fr.
Ein Mittelplatz . . . . . 2 fl. — fr.	Ein Mittelplatz . . . . . 1 fl. 12 fr.
Einloge im III. Rang . . . . . 12 fl. — fr.	Ein Galleriemoble-Stg . . . . . 2 fl. 24 fr.
Ein Oberplatz . . . . . 2 fl. — fr.	Ein Vorplatz . . . . . 2 fl. — fr.
Ein Mittelplatz . . . . . 1 fl. 36 fr.	Parterre . . . . . — fl. 48 fr.
	Galerie . . . . . — fl. 24 fr.

**Heute sind alle bereits früher zur ersten Vorstellung von Tristan und Isolde gelösten Billets gültig.**  
 Die Kasse wird um fünf Uhr geöffnet.  
**Anfang um sechs Uhr, Ende nach zehn Uhr.**  
**Der freie Eintritt ist ohne alle Ausnahme aufgehoben und wird ohne Staffillet Niemand eingelassen.**

**Repertoire:**

Sonntag den 11. Juni: (Im K. Hof- und National-Theater) Martha, Oper von Hülse.	
Montag den 12. „: (Im K. Hof- und National-Theater) Elisabeth Charlotte, Schauspiel von Sud. Prof.	
Dienstag den 13. „: (Im K. Hof- und National-Theater) Mit aufgehobenem Abonnement: Zum ersten Male wiederholt: Tristan und Isolde, von Richard Wagner.	
Donnerstag den 15. „: (Im K. Hof- und National-Theater) Calixte Reoit, Oper von Briticus Doin.	

Der ganze Jeltel kost 2 Kr. Druck von Dr. K. Wolf & Sohn

Foto: akg-images

Der Theaterzettel des Königlichen Hoftheaters in München, in dem am 10. Juni 1865 einer der musikalischen

Höhepunkte im 19. Jahrhundert stattfand: die Uraufführung von Richard Wagners „Tristan und Isolde“.

punkt der philosophischen Romantik – und dies, obwohl Schopenhauer auf der Erkenntnistheorie Immanuel Kants fußt, sich mithin als Aufklärer versteht. Von seinen Zeitgenossen weitgehend unbeachtet, wurde die erste Auflage bald ein-

gestampft. Schopenhauers Stunde schlug erst nach dem Scheitern der Revolution von 1848, als die gestrandeten Revolutionäre nach einem Grund für ihre Niederlage suchten und sich über die Unvermeidlichkeit der leidvollen Weltläufe

zu trösten versuchten. Zu ihnen gehörte der ehemalige Dresdner Hofkapellmeister Richard Wagner, der auf der Flucht vor der Polizei im Zürcher Exil gelandet war. Mit seinen Werken und Schriften hat er nicht wenig dazu beigetragen,



1862 porträtiert Cäsar Willich den Komponisten Richard Wagner, dessen Oper „Tristan und Isolde“ drei Jahre später in München uraufgeführt wurde.

Foto: akg-images

dass die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts vom Denken Arthur Schopenhauers entscheidend geprägt wurde.

Nach Schopenhauers Überzeugung ist die Welt Objektivation eines blind strebenden Willens zum Dasein. Alle Manifestationen dieses Willens – Menschen und Tiere, Steine und Pflanzen – sind im innersten Wesen gleich. Individualität ist eine Täuschung: Der Mensch hält seine Person für einzigartig und von allen anderen Wesen unterschieden; in Wirklichkeit ist er jedoch mit allem, was existiert, identisch. Diese Willensmetaphysik hat drei Aspekte, die für die Konzeption des „Tristan“ entscheidend werden. Die Idee einer Einheit alles Lebenden fasziniert Wagner besonders. Sie stammt eigentlich aus dem alten Indien, aus dessen unversiegbarem Weisheitsquell Schopenhauer besonders gerne schöpft.

Der zweite Aspekt betrifft den Leidenscharakter des Daseins, der auf buddhistischen Konzepten beruht. Schopenhauer sagt: Der Wille bekriegt sich letztlich selbst: Jedes Wesen vernichtet anderes Leben, um das eigene Dasein zu bewahren und ohne zu erkennen, dass es damit eigentlich sich selbst – den universalen Willen – trifft. Leben heißt daher unwiderruflich Leiden. Auf besondere Weise prägt sich dieses Leiden in der Liebe aus: Sie ist, so Schopenhauer, Quintessenz des Willens zum Dasein und spiegelt seine Zerrissenheit daher unmittelbar. Dass Wagner auf die Lektüre von Schopenhauers pessimistischer Philosophie ausgerechnet mit der Konzeption eines Liebesdramas reagiert, um „dem schönsten aller Träume ein Denkmal zu setzen“, ist daher erstaunlich – und auch wieder konsequent, wie wir noch sehen werden.

Durch Schopenhauer lernt Wagner – drittens – die Erkenntniskritik Immanuel Kants schätzen: Danach begreift der Mensch die ihn umgebenden Dinge nur durch die enge Perspektive seiner Wahrnehmungsfähigkeit, seiner Sinne, die ihm ein falsches Bild vorgaukeln. Er lebt in Schein und Täuschung; die eigentliche Wahrheit bleibt ihm jedoch verborgen. Schopenhauer indessen glaubt, mit seiner Philosophie diese Schranke durchbrechen zu können: In Momenten der tranceartigen Entzückung, der Ekstase, aber auch der ästhetischen Kontemplation durch die Versenkung in Werke der Kunst kann der einzelne Mensch das *principium individuationis* durchbrechen und sich der All-Einheit im Willen bewusst werden. Und hier schlägt die Stunde des Künstlers! Wagner begreift diesen Zustand als befreiend und beglückend, als

eine lustvolle Erweiterung der Schranken der Persönlichkeit, als Aufgehen im überindividuellen, transpersonalen Lebensstrom. Und das will er in seiner Musik zum Ausdruck bringen.

In Schopenhauers System kommt der Kunst besondere Bedeutung zu, vor allem der Musik. Sie spiegelt den Willen direkt, ohne den Umweg über eine Nachahmung der Erscheinungswelt nehmen zu müssen, worauf die bildende Kunst zu seiner Zeit noch angewiesen ist. Der Philosoph greift hier auf die antike Vorstellung der Sphärenharmonie zurück: Danach spiegelt die klingende Musik des Menschen die Gesetze des Kosmos wider. Dieser Gedanke wird richtungweisend für Wagners Ästhetik; sie prägt aber auch ganz konkret die Komposition des „Tristan“.

Kommen wir noch einmal zurück zur magischen Eingangsformel des Tristan-Vorspiels. Es fällt nicht schwer, den Tristan-Akkord mit seiner unaufgelösten Spannung als Klangsymbol für den in sich zerrissenen, gespannten Weltwillen Schopenhauers zu deuten. Zugleich ist alles Sehnen und Leiden der Liebe darin eingefangen: die emphatische Sexte als Ausdruck der Klage, der unaufgelöste Sehnsuchtsklang, das ziellose chromatische Schweifen. Wagner selbst gibt noch eine weitere, sehr interessante Erklärung. In einem Brief an Mathilde Wesendonck vom 3. März 1860 bezieht er den chromatischen Gang des dritten Taktes auf die „buddhistische Weltentstehungstheorie“: „Ein Hauch trübt die Himmelsklarheit“, schreibt er und zeichnet in dem Brief die entsprechenden Noten auf. Er fährt fort: „das schwillt an, verdichtet sich, und in undurchdringlicher Massenhaftigkeit steht endlich die ganze Welt wieder vor mir.“

Wir haben also im Vorspiel eine musikalische Vision der Weltentstehung aus dem Geiste der Schopenhauerschen Philosophie zu erkennen. Die Quintessenz dieser Welt, aus der Sicht des Individuums betrachtet, ist die Liebe in ihrem Charakter als unerfüllbare Sehnsucht. Diese doppelte Verschränkung findet in der neuen, unerhörten Musik des „Tristan“ ihren Ausdruck.

### III. „Was träumte mir von Tristans Ehre?“

Dem inneren Drama des Vorspiels folgt das äußere Drama. Der musikalische Reichtum der Tristan-Partitur entfaltet sich aus der Keimzelle des Vorspiels. Ist dieses ein musikalisches Abbild der Schopenhauerschen Philosophie im Allgemeinen, so gibt Wagner ihr in der Bühnenhandlung eine szenische Entsprechung im Besonderen.

Der chromatische Gang erklingt, wenn Isolde sich an die alchemistische Kunst ihrer Mutter, die einst „über Meer und Sturm zu gebieten“ verstand, erinnert und ihren Niedergang zur „zahmen Kunst der Zauberin“ beklagt, „die nur Balsamtränke noch braut“. Der chromatische Gang bezeichnet hier die magischen Präparate, in denen die Mutter die Essenzen der Natur konzentriert hat. Wenig später beschwört Isolde mit demselben Motiv die „tobenden Stürme“ und „wütenden Wirbel“, die Kräfte der unbeseelten Natur also, in denen sich nach Schopenhauer der Wille zum Dasein auf elementare Weise manifestiert. Wenn dieser chromatische Aufwärtsgang zum dritten Mal erklingt, bezeichnet er jedoch nicht die äußere Natur, sondern die innere, die ein Spiegel der äußeren ist: Isoldes Gefühle beim Anblick Tristans, der sie als Brautwerber für seinen König gegen ihren Willen mit sich nach Cornwall genommen hat. Im Orchester erklingt wiederum die emphatische Sexte des Vorspiels, von erregten Streichertremolos grundiert. Isoldes Melodik entspricht der chromatischen

Fortsetzung. Die viermalige Sequenzierung dieses Motivs umfasst alle zwölf Töne der chromatischen Skala und durchschreitet den Tonraum einer Oktave. Ihr folgt eine entschiedene Beantwortung mit der fallenden Oktave zu den Worten „todgeweihtes Haupt“. In diesen fünfzehn Takten ist der Grundkonflikt des ersten Aktes enthalten: Isoldes Liebe zu Tristan, sein Ausweichen, die angestrebte Sühne durch den Tod. Diese Liebe wird als etwas Elementares, Naturhaftes, Unausweichliches aufgefasst. Die ziellose Aufwärtsbewegung der chromatischen Linie kann nur durch die entschiedene Geste der fallenden Oktave aufgehalten werden. Sie ist ein musikalisches Todessymbol, dem als optisches Pendant das Auslöschen der Fackel im zweiten Akt entspricht.

Die Liebe Isoldes zu Tristan steht von Anbeginn im Zeichen des Todes. Äußere Begründung dafür ist ihre Nichterfüllbarkeit: Tristan ist Brautwerber für seinen König. Aus politischem Kalkül sollen zwei verfeindete Staaten durch Heirat versöhnt werden. Aber dies ist nur ein vergleichsweise nebensächlicher Aspekt. Das Rätsel der Liebe Isoldes zu ihrem Feind, dem Mörder ihres Verlobten Morold, liegt tiefer. Die Urzeugung dieser Liebe findet paradoxerweise in genau jenem Moment statt, als sie dem verwundeten, wehrlosen Feind mit dem „hellen Schwert“ gegenübertritt. Es erklingt zunächst eine Umkehrung jenes chromatischen Aufwärtsgangs. Sie entspricht der Vertauschung der Silben von Tristans Namen, der als Tantris zu Isolde gekommen ist, um nicht erkannt zu werden. In dem Moment jedoch, wo sein Blick auf Isolde gerichtet ist und beider Blicke sich treffen, fällt diese Täuschung ab. Wir hören zunächst wieder eine aufwärts gerichtete Bewegung – ebenfalls ein Zitat aus dem Vorspiel –, deren Chromatik sich beschleunigt, einem dynamischen Höhepunkt zugeführt wird und auf einem verminderten Septimakkord verharret.

Aus diesem Moment des erschrockenen Innehaltens, einem Augenblick der Schwebe, in dem die Zeit still zu stehen scheint, entwickelt sich, zunächst in der Solobratsche, jene breit ausgefaltete Melodiebewegung, die sich im Vorspiel aus dem Beginn der vier Anfangstakte und ihren sequenzierenden Wiederholungen gelöst hat. Es kann kein Zweifel bestehen, dass die Liebe zwischen Tristan und Isolde hier, in dieser Begegnung der Blicke, ihren Ursprung hat.

Was hat Isolde aus Tristans Blick erfahren? Zunächst betont sie, dass Tristan „nicht auf das Schwert“ und „nicht auf die Hand“ geblickt habe. Es ist kein Erschrecken angesichts der Todesdrohung, der sich in seinen Augen spiegelt. Tristan hat offenbar keine Angst vor dem Tod. Damit jedoch wird Isoldes Rache hinfällig. Die Strafe, die sie ihrem Feind zgedacht hatte, verliert ihre Bedeutung. Der andere, entscheidendere Aspekt ist das Elend, das Isolde aus diesem Blick herausgelesen hat. Durch die Augen Tristans hat Isolde den Leidenscharakter des Daseins erfahren, das der chromatische Aufstieg versinnbildlicht. Hier findet ein „Umschlagen der Erkenntnis“ statt, wie Schopenhauer es mehrfach beschreibt: Die konventionellen Vorstellungen von Ehre und Rache werden nichtig angesichts der metaphysischen Erkenntnis der Welt als Wille.

Schopenhauer hat immer wieder betont, dass im Mitleiden das eigentliche Mysterium der Liebe verborgen sei, und Wagner hat diesen Gedanken in den Mittelpunkt seines Bühnenweihfestspiels „Parsifal“ gestellt, das etwa zeitgleich mit „Tristan und Isolde“ konzipiert, aber erst zwei Jahrzehnte später ausgeführt wird. Die Liebe hat also von Anbeginn nicht nur eine erotische, sondern auch eine metaphysische Dimension.

Isoldes Zorn über Tristans anschließendes Verhalten erklärt sich gerade daraus, dass er diesen Moment der gemeinsamen Welterkenntnis verrät, indem er nach seiner Heilung in jene Welt der rituellen Ehre und des politischen Kalküls zurückkehrt, die Isolde als unwesentlich durchschaut hat. Gefangen in der „Welt der Erscheinung“, flüchtet er aus der Erfahrung des Leidens und des Todes in oberflächliches Heldentum. Isolde aber fordert von Tristan, sich zu seiner Liebe und zu dem Moment des gemeinsamen Eintauchens in den Weltwillen zu bekennen. Dies ist der eigentliche Sinn des Todestranks, den Isolde mit Tristan trinken will. Für Schopenhauer bedeutet der Tod zwar das Ende der individuellen Existenz, zugleich aber auch eine Rückkehr zum Ursprung des Lebens. Jedes Wesen, das stirbt, geht in den Urzusammenhang des Weltwillens ein. Wenn Isolde dem Geliebten den vermeintlichen Todestrank gibt, so will sie in Wahrheit den transitorischen Moment, der in der Begegnung der Blicke ihrer beider Liebe begründet hat, zur Ewigkeit erheben.

Der Todestrank findet sich nicht in den mittelalterlichen Quellen. Die Ineinsetzung von Liebe und Tod ist eine romantisch inspirierte Zutat. In der keltischen Sage und ihren literarischen Gestaltungen sollte der magische Liebestrank, den Tristan und Isolde dort versehentlich zu sich nehmen, das moralisch Anstößige der ehebrecherischen Beziehung als gottgewolltes Schicksal legitimieren. Wagner dagegen deutet dieses Motiv psychologisch und philosophisch: Bei ihm ist der Trank ein dramatisches Symbol für das neuerliche Eintauchen der Liebenden in den Weltwillen. Daher ist es völlig unerheblich, was die beiden trinken – ihre Liebe existiert ja bereits. Wichtig ist, dass im Augenblick der Todesbereitschaft sämtliche Rücksichten von ihnen abfallen: Heldentum und Vasallentreue, Sitte und Sühne. Der Blick wird frei für die wahre Sicht auf die Dinge. Aus den Tiefen des Unbewussten steigt die Erkenntnis der Welt als Wille herauf, symbolisiert durch die Liebe.

Wagner verdeutlicht diese Zusammenhänge, indem er im Anschluss an das gemeinsame Trinken des vermeintlichen Todestranks die Musik aus dem Vorspiel wiederholt, die ja, wie wir gesehen haben, als musikalische Umschreibung der Weltentstehung aus dem Willen zu verstehen ist. Wagner konfrontiert das Anfangsmotiv zunächst mit einem Paukenwirbel und einem chromatisch absteigenden Tremolo in den tiefen Streichern, das die Erregung beider symbolisieren soll. Dann folgt jenes Motiv, das zuvor Isoldes Worte „todgeweihtes Haupt“ begleitet hat – Ausdruck für die Erwartung des nahen Todes. Sodann blüht in den Celli, wie im Vorspiel, die emphatische Sexte mit dem folgenden Tristan-Akkord und der chromatischen Linie auf. Sie wird von einer wild gezackten Geste in den Streichern beantwortet, die als musikalisches Sinnbild für den „Todestrotz“ zu gelten hat. Zuerst zaghaft, dann immer entschiedener entwickeln sich sodann das Anfangsmotiv des Vorspiels, der Tristan-Akkord und die breite Cello-Kantilene, das eigentliche Liebesmotiv. Doch dann der Schock: Mit grellem Missklang schmettern Chor und Fanfaren im Fortissimo den Jubel über die gelungene Landung des Schiffes heraus und zerstören die sanft erblühende Liebesekstase. Doch das, was hier als Missklang erscheint, ist in Wahrheit eine diatonische Melodie, es sind reine Dreiklänge!

Dies ist der Moment einer Initiation. Von jetzt an leben Tristan und Isolde in ihrer eigenen Welt. Alles, was vorher wichtig war, ist nun wesenlos: „Was träumte mir von Tristans Ehre?“ – „Was

träumte mir von Isoldes Schmach?“; fragen sie sich. Hart werden die beiden Welten Markes und der Liebenden miteinander konfrontiert. Jegliche Verständigung zwischen ihnen ist abgeschnitten.

#### IV. Im „Wunderreich der Nacht“

Was in den mittelalterlichen Vorlagen breit ausgesponnen ist: das Verheimlichen der Liebe vor Marke und dem Hofgesinde, das Unterschieben Brangänes in der Brautnacht, die Liebesspiele im Ehebett Markes, das abenteuerliche Waldleben, die vielen Verkleidungen, in denen der vom Hof verbannte Tristan als Spielmann und als Pilger, als Narr und als Aussätziger zu Isolde zurückkehrt – dies alles spielt bei Wagner keine Rolle. Er zwingt es zu einer einzigen musikalischen Abkürzung zusammen: dem Tagesmotiv, gefolgt von einem erregten Streichertremolo, das den Beginn des zweiten Aktes markiert.

Anstatt sich mit Äußerlichkeiten aufzuhalten, entwirft Wagner ein philosophisches Mysterienspiel, Welttheater aus dem Geiste der pessimistisch-idealistischen Philosophie Arthur Schopenhauers. Wagner gestaltet das große Liebesgespräch des zweiten Aktes als philosophischen Diskurs. Dem ekstatischen Jubel des Wiedersehens folgen metaphysische Spekulationen. Sie kreisen um den Tod als Vision einer grenzenlosen Verschmelzung der Liebenden.

Die Symbole und Metaphern, in denen Wagner seine beiden Protagonisten sich aussprechen lässt, sind romantischen Ursprungs. Wagner greift hier auf literarische Vorbilder zurück. Die Verherrlichung der Nacht und des Todes als der nicht mehr scheinhaften Existenz und als Erlebnisraum der Liebe ist offensichtlich von Novalis entlehnt. In dessen „Hymnen an die Nacht“ aus dem Jahre 1800, einem Dokument frühromantischer Todessehnsucht, finden sich Formulierungen, die mitunter wörtlich in den Text des „Tristan“ eingegangen sind. „Im Tode ist die Liebe am süßesten“, heißt es dort, „für die Liebenden ist der Tod eine Brautnacht, ein Geheimnis süßer Mysterien“. Die Liebenden des Novalis sind „der Nacht Geweihte“. Wagners Tristan sagt zu der Geliebten: „O, nun waren wir Nachtgeweihte“. Bei Novalis öffnet die Nacht den Liebenden die „unendlichen Augen“, die weiter sehen als am Tage. Auch Wagners Protagonisten werden „nachtsichtig“ und damit „hellsichtig“, sie begreifen Zusammenhänge, die den „eitlen Tagesknechten“ verborgen bleiben.

Die Idee der Liebesnacht, des seligen Liebestodes ist ein Traditionsstrang romantischer Herkunft, der sich bei Schopenhauer nicht vorgeprägt findet. Bei Schlegel und Novalis bedeutet der Tod nicht das Ende der individuellen Existenz, sondern er bezeichnet das Aufhören all dessen, was der unbedingten Hingabe an die Liebe im Wege steht. Ähnlich fragt sich Tristan: „Was stürbe dem Tod, als was uns stört, was Tristan wehrt Isolde immer zu lieben, ewig ihr nur zu leben?“ Und er argumentiert nach den Gesetzen der dialektischen Logik, wenn er spekuliert: „Stürb' ich nun ihr, der so gern ich sterbe, wie könnte die Liebe mit mir sterben! Die ewig lebende mit mir enden? Doch stürbe nie seine Liebe, wie stürbe dann Tristan seiner Liebe?“

Diese bei Novalis und Schlegel vorgeprägte Sicht kannte Wagner auch aus seiner Lektüre des Philosophen Ludwig Feuerbach von 1830, dessen romantisch inspirierte „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“ er bereits in den vierziger Jahren gelesen hat. Dort heißt es: „Wie der alles empfunden hat, der die Liebe empfunden hat, so weiß der alles, der die Liebe erkannt hat; erkenne sie

und du hast Gott und alles erkannt.“

Bei Feuerbach werden Liebe und Tod im Begriff des Göttlichen zusammengefasst: „Gott ist [...] lautere Liebe“, schreibt er, „es muß daher in Gott, sozusagen, einen Ort geben, wo [...] alle Wesen, alle Kreaturen eins, verzehrt, aufgehoben sind. [...] Die Dinge und alle besondern Wesen vergehen daher nicht unmittelbar und eigentlich in der Zeit, sondern in Gott selbst. Der letzte Grund aller Vergänglichkeit ist Gott.“ Der Tod markiert die Erfüllung aller Wünsche. Er kommt „aus einer innern Sehnsucht der Natur, [...], ihr Verzehrt- und Aufgelöstsein in Gott zu offenbaren“.

Damit wird der Tod, wie später bei Wagner, zum Liebes-Tod. Allerdings kennt Wagner den personalen Gottesbegriff nicht mehr, den Feuerbach noch als terminologisches Relikt älterer Traditionen übernimmt. Was Feuerbach meint, ist eigentlich ein mystischer Pantheismus. Die Analogie zum Schopenhauerschen Weltwillen, in den alle Wesen eingehen, ist deutlich. Allerdings ist es bei Feuerbach ein liebender Wille, bei Schopenhauer jedoch ein blinder, ewig hungriger Wille, der sich selbst in seinen Objektivationen bekriegt und zerfleischt.

Wir sehen in diesem philosophischen Diskurs, den das Liebesgespräch im zweiten Akt bildet, wie Wagner eine Assoziationsreihe von der Liebe als Quelle der wahren Erkenntnis über die Nacht als Ort dieser Liebe bis zum Tod als ewiger, ungestörter Gegenwart der „Liebeswonne“ fortspinnt. Die ausgeklügelten Reflexionen, die der Text des Liebesgesprächs uns vorführt, werden von der Musik indessen eindrucksvoll kontrapunktiert, indem sie das, was die Liebenden ersehnen, bereits als erfüllte Gegenwart imaginiert.

Der Beginn der großen Liebeszene suggeriert mit seinen verschwebenden Synkopen und Überbindungen, die das Metrum des Taktes verschleiern, ein Stillstehen der Zeit und damit das Eingehen in die ewige Gegenwart der Liebesnacht. Der fluktuierende Klangteppich der Streicher intoniert keine melodische Bewegung; es sind lediglich Tonrepetitionen, eine in sich flutende Klangfläche. Sie wird sukzessiv aufgefächert und erweitert: Zunächst sind es nur Violoncelli, welche die verschwebende Triolenfigur einstimmig intonieren, dann werden sie geteilt und spielen die kleine Terz c-es; sukzessiv treten Bratschen und Violinen hinzu und erweitern das Intervall zu einem As-Dur-Dreiklang in weiter Lage. Die prismatische Aufspaltung des Klangraums entspricht der Weitung des Bewusstseins in der Überwindung von Zeit und Raum.

Wenn wir uns die Singstimmenführung zu Tristans Worten „O sink hernieder, Nacht der Liebe“ anschauen, so stellen wir fest, dass diese Melodie aus den Tönen des Tristan-Akkords besteht. Die Spannung der vertikalen Zusammenballung aus dem Vorspiel, das als Sinnbild der Zerrissenheit des Schopenhauerschen Willens gedeutet werden kann, wird hier horizontal entfaltet und in lyrisches Melos aufgelöst. Dadurch erscheint das Leiden an der Liebe virtuell aufgehoben. Tiefe, liegende Bläserakkorde symbolisieren den Tod als einen Zustand der Ruhe; in der Todverkündigung der Walküre verwendet Wagner einen ähnlichen Topos. Die hohen Violinen intonieren eine lang gezogene Liegestimme, die sich chromatisch von es über fes und f nach g und as bewegt, wo sie schließlich verharret. Dies ist eine bis zur Unkenntlichkeit gedehnte Variante des chromatischen Sehnsuchtsmotivs. Von dem Grund dieses strömenden Klangbandes heben sich einzelne Holzbläsermotive ab. Aber auch sie sind

ihrer ursprünglichen Spannung entho- ben: Es ist das Tagesmotiv, das wir als grelle Geste zu Beginn des zweiten Aktes gehört haben. Es erfährt eine melo- dische Erweiterung und durchzieht den Tonsatz in einer sehr zarten Holzbläser- fassung.

Im Gegensatz zur tranceartigen Ent- rückung des ersten Teils, in dem Zeit und Raum in der Schwerelosigkeit eines flutenden Klangbands aufgehoben er- scheinen, ist die Musik im letzten Teil der Liebesszene durch die stufenweise Steigerung der Erregungsspannung und durch rhythmisches Pulsieren metrisch stark akzentuiert. In immer neuen kon- zentrischen Kreisen treibt diese Musik melodische Variationen und ekstatische Höhepunkte aus sich hervor, die wie- derum Ausgangspunkt neuer Impulse werden, bis der erwartete Kulminations- punkt von der schockartigen Entde- ckung des Liebesverhältnisses vereitelt wird. Das ist eindeutig eine Musik der sinnlichen Erfüllung. Was die Lieben- den sprachlich im Konjunktiv, als Frage oder Bitte, als Wunsch und Traum for- mulieren, wird in der Musik als erfüllte Gegenwart suggeriert.

Am Ende des zweiten Aktes entlarvt Wagner den daraus erwachsenden Wi- derspruch. Zwar beschwört Tristans Ge- sang vom „Wunderreich der Nacht“, in das er Isolde führen will, das Ideal einer metaphysischen Gemeinsamkeit, aber auf dem Weg dorthin kann Isolde nicht folgen: Indem Tristan sich in Melots Schwert stürzt, sucht er den Tod durch die Waffe, einen typisch männlichen, zudem einen einsamen Tod. Das ge- meinsame Hinübergehen in die Welt der Nacht wäre einzig durch den Todes- drank möglich gewesen, den Isolde ihm hätte bieten können. Tristans letzte Worte aber, die um „Ehr“ und Ruhm“, um Eifersucht und Verrat kreisen, bestä- tigen wiederum das ritterliche Tugend- system, das die Liebenden längst hinter sich zu haben glaubten.

## V. „Die Liebe als furchtbare Qual“

Im dritten Akt wird dieser Wider- spruch offenbar. Er steht zunächst im Zeichen der totalen Desillusionierung, der existentiellen Trostlosigkeit. Die musikalische Leuchtkraft des Orches- ters ist fahl geworden. Zwar variieren die Motive des Vorspiels zum dritten Akt diejenigen der Einleitung zum ers- ten Akt, aber die schier endlose Deh- nung einer dissonanten Sekundreibung auf dem Grund eines b-Moll-Orgel- punktes und die ziellos sich verlierenden Terzgänge der aufsteigenden Violi- nen versinnbildlichen Ödnis und Ver- lassenheit. Das Meer, im ersten Akt noch ein Ort des Übergangs von der scheinhaften Existenz des Tages in die „heil'ge Nacht“ der „Liebeswonne“, liegt im gleißenden Licht einer sengenden, verzehrenden Sonne. Die „traurige Wei- se“ des Hirten, die Tristan später als den Urklang und Grundton seines Le- bens wiedererkennen wird, spiegelt die Verlorenheit des Individuums und die Leere des unendlichen Meeres gleicher- maßen.

Auch hier steht die Zeit still, aber im Gegensatz zur erfüllten Ewigkeit der Liebesnacht ist die Bewegungslosigkeit jetzt Erstarrung. In dem „weiten Reich der Weltennacht“, aus dem Tristan zu- rückkehrt, in dem „göttlich ewigen Ur- vergessen“, wohin er sich zurücksehnt, war Isolde nicht anwesend. Sie gehört noch dem Tag, dem Licht, und daher muss Tristan „der Nacht enttauchen“. Die Liebe zu Isolde – im zweiten Akt noch als ersösend verstanden – ist jetzt Ursache seines Leidens. Tristan begreift sein Schicksal als ewiges Sehnen, das nicht sterben kann.

Damit erscheint die Liebe jetzt in an- derer Beleuchtung. In einem Brief an

August Röckel vom 23. August 1856 fasst Wagner die Kernaussage des „Tris- tan“ so zusammen: „Die Liebe als furcht- bare Qual“ Und in einem Skizzenbuch notiert er: „Letzter Akt: Fluch der Lie- be“. Nach Schopenhauer, dem Wagner hier wieder folgt, ist dies durchaus kon- sequent. Des Philosophen Sicht auf das Phänomen der erotischen Anziehung zwischen den Geschlechtern ist illusi- onslos, geradezu zynisch. Die Liebe si- chert das Weiterleben des Willens in der nächsten Generation. Dieses Leben aber ist, wie zu betonen er nicht müde wird, wesentlich Leiden. Die Liebenden sind daher – so wörtlich – „die Verräter [...]“, welche heimlich danach trachten, die ganze Noth und Plackerei zu perpe- tuieren [...].“

## Die Fessel der Liebe und der daraus erwachsende Zwang zum Leben ist ein Fluch.

Nichts anderes meint Tristan, wenn er glaubt, nicht sterben zu können, sich „ew'ger Qual vererben“ zu müssen. Dass die Liebe nicht stirbt, wie Tristan sagt, war im zweiten Akt ein metaphysischer Trost, eine positive Utopie. Dies verkehrt sich hier ins Gegenteil: Die Fessel der Liebe und der daraus erwachsende Zwang zum Leben ist ein Fluch. In Tris- tan, der aus seiner Ohnmacht wie aus dem Tode selbst erwacht ist, meditiert der Weltwille gleichsam über seine eige- ne Zerrissenheit. Daher ist es nur kon- sequent, wenn Tristan auf dem Höhe- punkt seiner Verzweiflung sich selbst als Urheber des Trankes begreift: Dieser ist ein Konzentrat allen Leidens, aber auch aller Lust, die Menschen jemals erfah- ren haben. Tristan wird hier zu einer Personifizierung des leidenden Weltwil- lens. In dieser Passage wird jegliche for- male, harmonische und melodische Ordnung aufgesprengt. Leit motive sind nur noch als Torsi, als abgespaltene Fragmente oder in geisterhaften Verzer- rungen wiederzuerkennen: beispielsweise jene Variante des chromatischen Sehnsuchtsmotivs, die zu Beginn des Vorspiels zum dritten Akt erklingt, Fet- zen der Hirtenweise, Erinnerungsfrag- mente an die Trankszene im ersten Akt. Die Harmonik läuft vollends aus dem Ruder.

Im zweiten Teil exponiert Wagner ein neues Motiv, um den Fluch vorzuberei- ten. Es wird von da an obsessiv immer wiederholt. Die Singstimme bewegt sich permanent in exaltierten Lagen und wird in einer Hochspannung gehalten, die ein melodisches Singen kaum noch zulässt und dem Sänger ein Höchstmaß an Expressivität abfordert.

Tristans Tod in den Armen der end- lich wiedergekehrten Isolde schließlich wird von Wagner nicht als ersehnte Erlösung dargestellt, vielmehr als Verlö- schen des Lebensfunken. Zwar erklingt auch hier die Keimzelle des Vorspiels mit dem Liebesmotiv, aber im Augen- blick seines Todes bricht es einfach ab. Es hinterlässt eine lange Pause, ein Va- kuum. Was danach folgt, ist harmoni- sches Füllwerk: einige Stützzakorde, die wie in einem Secco-Rezitativ nur dazu dienen, der Sängerin die Harmonie vor- zugeben. In Wirklichkeit ist hier Leere, das Nichts. Und diesem horror vacui gibt Isolde in ihren verzweifelten Klagen Ausdruck, bis sich auf einmal ganz leise die Melodie ihres Schlussgesangs erhebt.

## VI. „In des Weltatems wehendem All“

Was nun folgt – die Ankunft des zweiten Schiffes, Mord und Totschlag,

Markes Klagen, Brangänens Geständnis – das alles gehört nicht mehr zu inne- ren Drama. Es ist notwendig, um das äußere Drama zu Ende zu bringen. In „Isoldens Verklärung“, wie Wagner den Schlussgesang nannte, lässt sich dage- gen unschwer ein Moment von Auto- suggestion erkennen. Isolde versinkt in einem Meer wundersamer Synästhesi- en: Aus der visionären Wiederbelebung des Geliebten, aus seinem Lächeln, er- wächst zuerst ein Licht, ein Sternen- kranz. Sein Atem wird zum Tönen, zu einer Melodie, die Isolde einhüllt, sie mit Düften und Klängen umhüllt. Die Identität des toten Geliebten löst sich auf in den Urzusammenhang allen Da- seins, er verströmt sich in der Natur, „in des Weltatems wehendem All“.

Das Erlebnis der Entgrenzung, das Isolde zuteil wird, die Ekstase des Ein- gehens in den Weltwillen, ist zweifellos von Jenseitsvorstellungen geprägt, die Wagner durch seine intensiven Studien der altindischen Literatur kennt. Am Schluss verlässt Wagner den Schopen- hauerschen Pessimismus und entwirft eine naturmystische Utopie. Isoldens „Liebestod“ ist die Vision des „Nirvana“.

Zur Gestaltung dieser lustvollen Einswerdung von Mensch und Natur greift Wagner auf die Vision der ewigen Liebesnacht im letzten Teil des großen Duetts aus dem zweiten Akt zurück. Was dort als Sehnsucht und Hoffnung imagi- niert wurde, erfüllt sich jetzt. Isoldes Schlussgesang ist über weite Strecken ein fast notengetreues Zitat aus dem ekstatischen Liebeshymnus des zweiten Aktes. Doch eignet ihm nicht mehr der Impetus drängenden Begehrens, son- dern die Apotheose der Erfüllung. Der Kulminationspunkt, der im zweiten Akt durch die Entdeckung der Liebenden verhindert wurde, ist erreicht, wenn Isolde von „des Weltatems wehendem All“ singt, in dem sie zu ertrinken, zu versinken wähnt.

Von hier ab kehrt sich die Bewe- gungsrichtung um: Die drängende Auf- wärtsbewegung wird jetzt in einem lan- gen Akkord aufgefangen, von dem aus Achtel und Triolen mehrfach ein Auf- und Abwogen des Klanges beschreiben. Ganz am Schluss, in den letzten Takten, erfährt die zuvor stets ungelöste Tris- tan-Spannung endlich eine Auflösung. Noch einmal erklingt das chromatische Seh- suchtsmotiv; es wird jetzt aufwärts ge- führt und in einem verschwebenden H- Dur-Akkord des vollen Orchesters auf- gelöst.

Wagner hat schon früh einen Ausweg aus dem Dilemma gesucht, in das Scho- penhauer ihn geführt hat. Für den Phi- losophen ist Erlösung nur als Vernei- nung des Willens denkbar, in der asketi- schen Existenz des Heiligen. Wagner je- doch fällt es schwer, das Ideal einer Lie- be preiszugeben, die dem Menschen die metaphysische Welterkenntnis ermög- licht, um ihn andererseits der Verzweif- lung preiszugeben. Daher hat er in den fünfziger Jahren, noch während der Komposition des „Tristan“, versucht, Schopenhauers System zu korrigieren, indem er die Möglichkeit „einer voll- kommenen Beruhigung des Willens durch die Liebe“ entwirft.

In der höchsten Steigerung dieses Affekts, so Wagner, gelangt der Lieben- de über die Schranken seiner Indivi- dualität hinaus „bis zu jener Erhebung [...]“, wo [...] der Gattungswille zum vollen Bewusstsein kommt, was auf die- ser Höhe dann nothwendig gleichbe- deutend mit vollkommener Beruhigung ist.“

Wagner hat seinen diesbezüglichen Brief an Schopenhauer – wohlweislich – niemals abgeschickt, aber er hat seine Idee in der Musik von Isoldes Schluss- gesang gestaltet. Die verklärende, erlö- sende Kraft der Musik hat hier das letz- te Wort.

## VII. An der „Herzkammer des Weltwillens“

Niemand hat die Modernität und Radikalität des „Tristan“ so klar erkannt wie Friedrich Nietzsche. In der Geburt der Tragödie stellt er sich die Frage, ob es einen musikalisch sensiblen Men- schen gebe, „[...] der den dritten Akt von „Tristan und Isolde“ ohne alle Bei- hülfe von Wort und Bild rein als unge- heuren symphonischen Satz zu percipi- ren im Stande wäre, ohne unter einem krampfartigen Ausspannen aller Seelen- flügel zu verathmen? Ein Mensch, der wie hier das Ohr gleichsam an die Herz- kammer des Weltwillens gelegt hat, der das rasende Begehren zum Dasein als donnernden Strom oder als zartesten zerstäubten Bach von hier aus in alle Adern der Welt sich ergießen fühlt, er sollte nicht jählings zerbrechen? Er soll- te es ertragen, in der elenden gläsernen Hülle des menschlichen Individuums, den Wiederklang zahlloser Lust- und Weherufe aus dem ‚weiten Raum der Weltennacht‘ zu vernehmen, ohne bei diesem Hirtenreigen der Metaphysik sich seiner Urheimat unaufhaltsam zu- zuflüchten?“

Die Werke Richard Wagners üben nicht zuletzt aufgrund dieser alle Gren- zen sprengenden utopischen und revo- lutionären Kraft auch heute noch eine so mächtige Faszination aus. Sie bündeln die Gedanken und Gefühle des 19. Jahr- hunderts. Aber sie wirken auch heute noch als Enklave inmitten utopiearmen Zeit – und sie sprechen von urmenschli- chen Erfahrungen und Visionen, an de- nen anzuknüpfen und die zu erleben uns allen immer wieder aufgegeben ist. Darin liegen ihre Kraft und ihre Heraus- forderung. Und damit wirkt das 19. Jahr- hundert bis in unsere Zeit nach.

Wagners „Tristan“ – Gipfelpunkt der Romantik oder Auftakt zur Neuen Mu- sik? So lautete der Titel meines Vor- trags. Am Schluss meiner Ausführungen möchte ich das „oder“ durch ein „und“ ersetzen und das Fragezeichen durch ein Ausrufezeichen. „Gipfelpunkt der Romantik und Auftakt zur Neuen Mu- sik!“ □

## Quellen:

*Feuerbach, Ludwig: Gedanken über Tod und Unsterblichkeit. Werke in sechs Bänden, hrsg. von Erich Thies. Band 1: Frühe Schriften. Frankfurt am Main 1975*

*Nietzsche, Friedrich: Die Geburt der Tragödie. In: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden. Hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1999, Band 1*

*Novalis: Hymnen an die Nacht. In: Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs. Hrsg. von Hans-Joa- chim Mähl und Richard Samuel, Darmstadt 1999*

*Richard Wagner an Mathilde Wesen- donck. Tagebuchblätter und Briefe 1853-1871, Berlin 1904*

*Richard Wagner, Franz Liszt: Brief- wechsel. Hrsg. von Erich Kloß, 2 Bände, Leipzig 1910*

*Richard Wagner an August Röckel. 2. Auflage, Leipzig 1912*

*Schlegel, Friedrich: Lucinde. Ein Roman. Hrsg. von Karl Konrad Pollheim, Stuttgart 1963*

*Schopenhauer, Arthur: Die Welt als Wille und Vorstellung. Zürcher Ausgabe in zehn Bänden, Zürich 1977, Band 1-4*

# Konfrontation mit der Moderne. Richtungskämpfe in katholischer Kirche und Theologie

Claus Arnold

## I.

Die Kirchen- und Theologiegeschichte ist zu allen Zeiten bewegt gewesen, doch spricht Vieles dafür, dass sich im langen 19. Jahrhundert besonders tiefgreifende Umbrüche vollzogen oder zumindest angebahnt haben: Die Bildung moderner Nationalstaaten, das Auseinandertreten von Staat und Gesellschaft und die beginnende Differenzierung relativ autonomer Kultursphären, die sich im Zeichen der Aufklärung weitgehend von kirchlichem oder staatlichem Einfluss emanzipieren. Diese Prozesse haben auch die kirchlichen Landschaften umgepflügt. In ihnen zerfallen nach und nach die Lebenswelten der Frühen Neuzeit, in denen die christlichen Konfessionen unbestritten die Hauptrolle als gesellschaftliche Integrationsebene gespielt hatten. Ihre Riten und Lehrinhalte strukturierten zuvor die Lebenswelt und vermittelten letzten Sinn und Halt.

Im 19. Jahrhundert muss das Christentum mit alternativen Integrationsideologien konkurrieren, vor allem mit dem Nationalismus, der nicht mehr das rechte Leben vor Gott, sondern die Nation als letzten Wert proklamierte. Vor diesem Hintergrund hat man die Zeit seit 1789, also das lange 19. Jahrhundert bis 1914, gerne im Sinne eines einlinigen Säkularisierungsprozesses beschrieben: In dieser Zeit sei die religiöse Weltdeutung gewissermaßen verdunstet und die Welt zunehmend rein weltlich, eben säkular geworden.

Das sahen das einige Intellektuelle auch schon im 19. Jahrhundert genauso: Als Beispiel sei ein Gedicht von Matthew Arnold genannt: Arnold war Anglikaner, Sohn des berühmten Doktor Thomas Arnold, des „headmasters“ der Rugby School. Er war zunächst tätig als Schulinspektor und dann in Oxford als Professor of Poetry. Arnold sah die innere Aushöhlung des anglikanischen Christentums nicht zuletzt durch die moderne Wissenschaft, vor allem auch die historisch-kritische Bibelforschung im deutschen Protestantismus, die bis nach England wirkte und alte dogmatische Gewissheiten relativierte. Arnold bemühte sich, durch seine Bildungsarbeit wenigstens die moralisch-kulturellen Werte des Christentums zu retten, wenn sich schon seine historisch-dogmatische Grundlage scheinbar zusehends verflüssigte.

Nicht zuletzt die Poesie sollte die Funktion der Religion übernehmen, Religion also in Kultur überführt werden. Arnolds poetische Beschreibung dieses Prozesses gehört zu den Klassikern englischer Dichtkunst. „Dover Beach“ von 1867 evoziert den Strand vor den Klippen von Dover, wo Arnold selbst 1851 seine Flitterwochen verbracht hatte. Auch das lyrische Ich des Gedichtes richtet seine Betrachtungen an seine Geliebte:

Dover Beach (1867)  
von Matthew Arnold (1822–88)

THE SEA is calm to-night.  
The tide is full, the moon lies fair  
Upon the straits;—on the French coast the light  
Gleams and is gone; the cliffs of England stand,



Prof. Dr. Claus Arnold, Professor für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte sowie Religiöse Volkskunde an der Universität Mainz

Glimmering and vast, out in the tranquil bay.  
Come to the window, sweet is the night-air!  
Only, from the long line of spray  
Where the sea meets the moon-blanch'd sand,  
Listen! you hear the grating roar  
Of pebbles which the waves draw back,  
and fling,  
At their return, up the high strand,  
Begin, and cease, and then again begin,  
With tremulous cadence slow, and bring  
The eternal note of sadness in.

Sophocles long ago  
Heard it on the Ægæan, and it brought  
Into his mind the turbid ebb and flow  
Of human misery; we  
Find also in the sound a thought,  
Hearing it by this distant northern sea.

The sea of faith  
Was once, too, at the full, and round earth's shore  
Lay like the folds of a bright girdle furled.  
But now I only hear  
Its melancholy, long, withdrawing roar,  
Retreating, to the breath  
Of the night-winds, down the vast edges drear  
And naked shingles of the world.

Ah, love, let us be true  
To one another! for the world, which seems  
To lie before us like a land of dreams,  
So various, so beautiful, so new,  
Hath really neither joy, nor love, nor light,  
Nor certitude, nor peace, nor help for pain;  
And we are here as on a darkling plain  
Swept with confus'd alarms of struggle and flight,  
Where ignorant armies clash by night.

Obwohl Arnold die „See des Glaubens“ im Rückzug sah, wandte er sich in seinen späteren Lebensjahren immer mehr theologischen Schriften zu und erkannte, dass es ohne Religion doch nicht gehe – allerdings mit der Religion, die vorhanden war, auch nicht. Arnold wurde so zum Vorläufer des theologischen Modernismus im anglikanischen Christentum. Dieses Phänomen, dass sich in allen christlichen Konfessionen Tendenzen bilden, die das Christentum anschlussfähig an die neue Zeit machen wollen, deutet schon darauf hin, dass die Analyse eines bloßen Säkularisierungsprozesses zu kurz greift. Säkularisierung geschieht zwar, doch gibt es zumal im 19. Jahrhundert starke gegenläufige Trends.

Die neuere historische Forschung betont deshalb die Bedeutung des religiösen Aufschwungs, des *religious revival* in seinen verschiedenen Ausprägungen im 19. und 20. Jahrhundert. Die Kirchen verlieren zwar ihre Monopolstellung, mobilisieren dafür aber stärker als zuvor ihre Anhänger. Dazu kommen viele neue freikirchliche Gruppen, Sekten und andere Transformationen des Religiösen. So schwappt um 1900 eine Mystik-Welle über Europa, die sich im internationalen Erfolg von Büchern wie Evelyn Underhills „Mysticism“ oder dem „Santo“ von Antonio Fogazzaro widerspiegelt. Speziell im Katholizismus wird als *revival* besonderer Art dabei die ultramontane Bewegung des 19. Jahrhunderts genannt, die für eine kompromisslose Zentrierung der Kirche auf den Papst eintrat und effektiv an die Mittel der traditionellen Frömmigkeit anknüpfte, um eine Mobilisierung der Gläubigen zu erreichen. Hatte die Aufklärung etwa das Wallfahrtswesen als unnütze äußerliche Form der Religiosität kritisiert, so belebten es die Ultramontanen neu und inszenierten mit der Trierer Heilig Rock-Wallfahrt von 1844 das größte Massenereignis des Vormärz mit einer halben Million Teilnehmern.

## II.

Dass gerade die römisch-katholische Kirche im 19. Jahrhundert auch Aufschwünge kannte, verdeutlicht das zweite englische Beispiel einer Person, die Matthew Arnold in Oxford übrigens gut kannte: John Henry Newman bemühte sich als anglikanischer Theologe zunächst darum, die englische, stark protestantisch geprägte Staatskirche wieder stärker im Sinne des altchristlichen Vorbildes zu „katholisieren“. 1845 zog Newman aber den Schluss, dass es die von ihm gewünschte Kirche schon gebe: nämlich in der römisch-katholischen.

Er konvertierte also und begründete dies in seiner „Apologia pro vita sua“: „Die Hauptursache davon lag vermutlich in dem Gegensatz (zur anglikanischen Kirche), der sich mir in der katholischen Kirche darbot. Denn ich sah plötzlich eine Wirklichkeit vor mir, die etwas ganz Neues für mich war. Ich fühlte, dass ich mir nicht durch eigene Gedankenarbeit eine Kirche schaffen musste; ich brauchte keinen Akt des Glaubens an sie zu erwecken; ich musste mich nicht mühsam in eine Stellung hineinzwängen, sondern mein Geist fand Ruhe und Frieden, und ich staunte sie fast untätig an als eine große objektive Tatsache. Ich betrachtete sie, – ihre Riten, Zeremonien und Geboten; und ich sagte: ‚Das ist eine Religion‘, und wenn ich dann auf die arme anglikanische Kirche zurückschaute, für die ich so viel gelitten hatte, und auf alles, was sie anging, und an unsere verschiedenen Versuche (im Oxford Movement) dachte, sie in der Lehre und Ethik zu heben, so schien sie mir wirklich ein Nichts zu sein.“

Gerade in der wachsenden Unübersichtlichkeit der Moderne, in der die anglikanische Established Church als nationale Einrichtung langsam an Boden verlor, gewann die römische Kirche in ihrer vermeintlich geschlossenen Objektivität für Newman an Anziehungskraft. Freilich hatte er auch in dieser neuen religiösen Heimat einiges zu leiden, zumal im Umkreis des Ersten Vatikanums, bis ihn Leo XIII. dann zum Kardinal machte.

Die Zeit ab 1789 ist also gleichermaßen von Säkularisierung und religiösen Aufbrüchen gekennzeichnet. Diese Prozesse sind dabei aber von den Rahmenbedingungen der Moderne geprägt. Die Art der Verhältnisbestimmung zur Moderne induziert auch spezifische Gruppenbildungen innerhalb der christlichen Konfessionen. Auf der einen Seite die limitiert Verständigungsbereiten, die der Moderne aber durchaus nicht kritiklos gegenüberstehen: sie heißen im Protestantismus vor allem „Liberale Protestanten“ oder Kulturprotestanten, im Katholizismus nennt man sie katholische Spätaufklärer, Liberale Katholiken, Reformkatholiken, Modernisten. Auf der anderen Seite die eher Konservativen, die eine Kontrastgesellschaft zur schlechten Moderne bilden wollen, also etwa konservative Lutheraner und Evangelikale, oder bei den Katholiken die Ultramontanen, die Antimodernisten und Integralisten. Doch selbst diese modernitätskritischen Gruppen können sich den Wirkungen der Moderne nicht entziehen und nutzen zumindest deren strukturelle Möglichkeiten zur Durchsetzung ihrer Ziele und erreichen damit zum Teil ungewollt modernisierende Wirkungen, sind formal gesehen oft sogar „moderner“ als die theologisch Liberalen.

## III.

Konkretisieren wir diesen Befund anhand der kirchlich-theologischen Situation in Deutschland vor 1848. Welche Tendenzen waren hier prägend und standen in Spannung zueinander?

Landläufig verbindet man mit Aufklärung eher die Kirchenkritik eines Voltaire mit seinem „Ecrasez l'infame“. Doch gab es gerade in Deutschland eine durchaus kirchlich gesinnte katholische Aufklärung, die sich schon zu Zeiten der Reichskirche Bahn brach und bis circa 1830 wirksam war. Diese „katholische Aufklärung“ prägte zunächst ein irenisches Verhältnis zum Protestantismus, also ein Zurückschrauben des Konfessionalismus, der die Katholische Kirche nach dem Konzil von Trient geprägt hatte. Theologisch kritisierte man die Scholastik, also die vor allem durch Thomas von Aquin geprägte mittelalterliche Schultheologie, die man als zu kompliziert und spitzfindig ansah. Man wollte wieder zurück zu den Quellen und förderte das Studium der Bibel und der Kirchenväter. Allgemein wollte man die Bildung des Klerus heben, dem man das Ideal des Hirten der Pfarrgemeinde vor Augen stellte. Damit wurde im Grunde genommen auch eine Forderung des Konzils von Trient eingelöst, das aus den geistlichen Pfründe-Inhabern wieder wahre Seelsorger machen wollte. Die Pfarrgemeinde wurde deshalb nicht umsonst Zentrum einer katholisch-aufgeklärten Kirchenreform. Auch in der Liturgie sann man auf Klarheit und Einfachheit: Die deutsche Sprache sollte einen möglichst großen Raum einnehmen, der Ritus für das Volk verständlich werden. Besonderen Wert legte man auf die Predigt, in der Glaubensverkündigung und moralisch-pädagogische Führung des Volks verbunden wurden.

Mit Misstrauen blickten die katholischen Aufklärer auf das hergebrachte



Ein bayerischer Theologenkreis um den späteren Regensburger Bischof Johann Michael Sailer, der einerseits eine biblische und christozentrische, also durchaus aufgeklärte Theologie vertrat,

förderte doch zugleich eine romantische Innerlichkeit, die fast pietistische Züge aufwies. Unser Bild zeigt das Grabmal Sailers im Regensburger Dom.

Wallfahrtswesen des barocken Katholizismus, das sich in traditionellen Lebenswelten wie Oberschwaben oder dem Münsterland hartnäckig hielt. Nach Ansicht des aufgeklärten Klerus sollten die Leute nicht ständig zu irgendwelchen Events an anderen Orten „auslaufen“, sondern sich Sonntag für Sonntag um ihren eigenen Hirten scharen und sich von ihm leiten lassen. Die volksfestartige Ausgestaltung der Wallfahrten sah man als Gefährdung der öffentlichen Moralität an.

Im Gegensatz zur Aufklärung ist der religiöse Charakter der Romantik als allgemeiner geistiger Strömung nie umstritten gewesen. Ihr Sinn für das Überrationale, das Unbewusste, das Geheimnis, ihre Hochschätzung von Tradition, Autorität und Gemeinschaft und schließlich ihr Leitbild eines christlich-universalen Mittelalters haben ihr eine besondere Affinität zum Katholizismus verliehen. Dieser erschien als die organisch gewachsene Religion der Vorzeit, in der auch noch Wunder und mystische Erfahrung ihren Platz hatten.

Dennoch war gerade im katholischen Raum zwischen 1800 und 1830 der Übergang von der Aufklärung zur Romantik fließend, wie überhaupt die

*Im Gegensatz zur Aufklärung ist der religiöse Charakter der Romantik als allgemeiner geistiger Strömung nie umstritten gewesen.*

scharfe Opposition von Aufklärung und Romantik fragwürdig geworden ist. Letztere setzt die Ersteren eben in einem umfassenden Sinne voraus. Das zeigt sich deutlich im bekannten Münsterschen Kreis um die Fürstin Gallitzin, in dem einerseits mit Franz von Fürstenberg eine gemäßigte, pädagogisch-praktische Spätaufklärung vertreten war und andererseits mit dem Konvertiten Grafen Stolberg und dem späteren Erzbischof Droste-Vischering auch eine romantisch-strengkirchliche Richtung. Ähnliches gilt für den bayerischen Kreis um den späteren Regensburger Bischof Johann Michael Sailer, der einerseits eine biblische und christozentrische, also durchaus aufgeklärte Theologie vertrat, und doch zugleich eine romantische Innerlichkeit förderte, die fast pietistische Züge aufwies.

Eine bekannte und wichtige Gestalt dieses Überganges ist auch der Tübinger (dann noch kurzzeitig in München zum Görres-Kreis gehörige) Theologe Johann Adam Möhler, der gerade die Schriften der Kirchenväter für sein organisches Kirchenverständnis heranzuziehen wusste. Möhler hat ähnlich wie Newman (den er nach den neuesten Forschungen von Kenneth Parker und Mike Shea stärker beeinflusste, als bisher angenommen) einer ganzen Generation von Theologen eine neue intellektuelle Identifikationsmöglichkeit mit der katholischen Kirche vermittelt. Möhlers neues katholisches Selbstbewusstsein schlug sich etwa in solchen Formulierungen nieder: „Die Katholische Kirche hält ihren Bekennern das geschichtlich Gegebene vor, um es in ihr Inneres zu verwandeln. Sie glaubt nicht, durch Irren erst zur Wahrheit kommen zu lernen. Das überlässt sie den Häretikern und hält es, wie es denn auch so ist, für einen Umweg. Der Protestant gelangt, wenn er den geschichtlichen Jesus erst erforschen zu müssen glaubt, doch am Ende erst dort an, von wo der Katholik ausgegangen ist, wenn es jenem gut geht.“

Insgesamt zeichnete diese romantischen Kreise aber noch eine große

konfessionelle Duldsamkeit aus. Das kämpferisch katholische, antiprottestantische und antiaufklärerische Element trat erst in der folgenden Generation, ab 1830 stärker hervor und wurde auch kirchenpolitisch wirksam. Man bezeichnet diese neue Bewegung meist als die „ultramontane“.

#### IV.

„Ultra montes“ heißt „über die Berge hinweg (gerichtet)“. Das sind natürlich die Alpen. Gemeint sind mit „Ultramontanen“ also jene Leute, die sich Orientierung aus Italien, genauer hin aus Rom, also vom Papst erhoffen. Der Begriff ist ursprünglich ein polemischer, er wird dann aber auch zur trotzig

### *Das unfehlbare Papsttum als geistliche Monarchie sollte die Grundlage jeder gesunden gesellschaftlichen Entwicklung darstellen.*

Selbstbezeichnung der „Ultramontanen“. In der Forschung wird der Begriff heute mehr oder weniger wertfrei verwendet. Wer ihn nicht mag, spricht von „strengkirchlich“.

Was denken nun also diese jungen Leute, Geistliche und Laien, die ab 1830 zunehmend den Ton im deutschen Katholizismus angeben? Eine Programmschrift, die darüber Auskunft gibt, ist das Werk eines französischen Laien, Joseph de Maistre, mit dem Titel „Du pape“ („Vom Papste“) von 1819, das auch in Deutschland übersetzt und breit rezipiert wurde. De Maistres Werk stand ganz unter dem Eindruck der verheerenden Folgen der Französischen Revolution. Das Papsttum, der Felsen Petri, war für ihn die einzige Macht, die sich in den Stürmen bewährt hatte. Von ihr hoffte er sich für die Zeit der Restauration alles: Das unfehlbare Papsttum als geistliche Monarchie sollte die Grundlage jeder gesunden gesellschaftlichen Entwicklung darstellen. Gegen die gefährlichen Einflüsse von Revolution und Aufklärung wurde die katholische Kirche als objektive Institution gesetzt.

Was bedeutete dies konkret in Deutschland? Das kirchenpolitische Feindbild der Ultramontanen war hier klar: Es war das Staatskirchentum, das in die Rechte des Papstes und der Bischöfe eingriff, und es war die „seichte Aufklärung“ beziehungsweise die ältere Generation im Klerus, die von ihr geprägt war und meist mit dem Staatskirchentum zusammenarbeitete. An die Stelle dieser unheiligen Allianz wollte man eine selbstbewusste, „freie“ (freilich weiterhin staatlich privilegierte) katholische Kirche setzen. Theologisch suchte man überwiegend die Neuscholastik durchzusetzen, also eine Theologie, die sich ganz an den großen Werken des Mittelalters, vor allem jenen Thomas von Aquins orientierte, und sich entschieden gegen jede Verständigung mit der modernen Philosophie eines Kant oder Hegel verwahrte.

Allerdings gab es hier keine einheitliche Linie. Manche Ultramontane wollten der neueren Philosophie und auch der historischen Forschung, die gerade unter dem Einfluss der Romantik einen großen Aufschwung nahm, einen weiten Raum gewähren. Das sollte zu späterem Streit und zur Spaltung der ultramontanen Bewegung Anlass geben. Hier reicht es, den Namen Ignaz von Döllinger zu nennen, der sich vom Muster-Ultramontanen vor 1848 zum exkommunizierten Post-Ultramontanen nach 1870 wandelte, auch weil er im Streit um die päpstliche Unfehlbarkeit



Foto: akg-images

Der Kirchenhistoriker Johann Adam Möhler (1796-1838), hier porträtiert um das Jahr 1830, gehörte zu den wichtigs-

ten deutschen Theologen im langen 19. Jahrhundert. Das Gemälde findet sich heute im Georgianum in München.

auf der historischen Dimension der Theologie beharrte.

Die Ultramontanen verstanden es zugleich, sich einen Rückhalt im katholischen Volk zu verschaffen. Im Gegensatz zu den Theologen der Aufklärung förderten sie die traditionellen Formen der Volksfrömmigkeit wie Wallfahrten und Marienverehrung und prägten sie zugleich in ihrem Sinne um. Im Hintergrund stand hier ein starkes, romantisches Interesse an der religiösen Erfahrung, an der Mystik, von der man sich Sicherheit im Glauben und übernatürliche Leitung angesichts der Bedrohungen der Neuzeit erhoffte. Einige Ultramontane verfielen hierbei in einen „ungesunden“ Mystizismus (etwa der Fall Luise Beck, den Otto Weiß rekonstruiert hat, und natürlich San Ambrogio, jüngst durch Hubert Wolf dargestellt).

Einen paradigmatischen theologischen Fall in der Übergangszeit um 1830 stellt derjenige des katholischen

Philosophen und Theologen Georg Hermes dar, der zunächst in Münster und dann von 1820 bis zu seinem Tod 1831 an der Bonner katholisch-theologischen Fakultät wirkte. Hermes stand für ein doppeltes Programm: für die Vereinbarkeit von Vernunft und Glauben und für die Zusammenarbeit von (preußischem) Staat und katholischer Kirche. Ersteres war für viele gebildete, bürgerliche Katholiken im Zuge der Metaphysik-Kritik von Immanuel Kant schwierig geworden. Hermes suchte deshalb dem Kant'schen Kritizismus auf philosophischer und theologischer Basis entgegenzutreten, was er vor allem in seiner „Einleitung in die christkatholische Theologie“ leistete. Hermes ließ sich dabei teilweise vom deutschen Idealismus inspirieren. „Hermes übernahm vom sog. mittleren Fichte Anregungen, deren unbestechliches Ethos der Wahrheitssuche und der Verwirklichung der Menschenwürde alte Ideale der Auf-

klärung mit denen der Restauration zu verbinden suchte“ (Herman H. Schwedt).

Hermes prägte damit eine ganze Generation des rheinischen Klerus, setzte sich aber bereits zu Lebzeiten und noch mehr posthum zwischen alle Stühle. Von seinem originellen Standpunkt aus bekämpfte er nicht nur die rationalistischen Aufklärer, gegen die er auch den Zölibat verteidigte, sondern genauso den Fideismus des romantischen Gefühlsglaubens, der sich für ihn mit einer gefährlichen „Aftermystik“ verband. In den Augen der ultramontanen Theologen war Hermes dabei heterodox, weil er den Irrlehren Kants nicht einfach die reine Lehre des Thomas von Aquin entgegenhielt, sondern sich selbst in moderner Philosophie versuchte – ein Schicksal, das nach Hermes noch viele andere prominente katholische Theologen wie der Tübinger Johannes Evangelist von Kuhn erleiden sollten. Zugleich

stießen sich die Ultramontanen an seiner Nähe zum preußischen Staat, die Hermes mit dem irenischen Kölner Erzbischof Spiegel teilte, der ihn 1825 zum Domkapitular machte.

Tatsächlich wurden die Hauptwerke Hermes nach seinem Tod 1835 von Papst Gregor XVI. in der feierlichsten möglichen Form, nämlich durch ein eigenes Breve mit dem Initium *Dum acerbissimas* auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt (1835). Hinter dieser

### Metternich präferierte dagegen den Fideismus eines Louis Bautain, bei dem der Gehorsam auch in Glaubensfragen und nicht das Verstehen im Vordergrund stand.

Verurteilung, an die sich ein langwieriger Kampf gegen die Anhänger des Hermes anschloss, stand eine interessante Kombination: zum einen die Anklage durch den hochultramontanen Pfarrer Anton Josef Binterim aus Bilk bei Düsseldorf, zum anderen eine direkte Intervention des österreichischen Staatskanzlers Metternich. Die Intervention des Restaurationspolitikers par excellence gegen den staatsfrommen Restaurationstheologen Hermes mag überraschen. Doch für Metternich und seinen konservativen Berater Karl Ernst Jarcke untergrub Hermes' vermeintlicher Rationalismus und seine Betonung des vernünftig-gläubigen sittlichen Subjekts die Grundlagen der katholischen Religion und war insofern subversiv.

Metternich präferierte dagegen den Fideismus eines Louis Bautain, bei dem der Gehorsam auch in Glaubensfragen, und nicht das Verstehen, im Vordergrund stand. Zugleich wollte man die kirchenfeindliche preußische Regierung treffen. Papst und Indexkongregation liehen dieser ultramontan-reaktionären Allianz ihre Hand. Hermes wurde zum Prototyp des theologischen Rationalismus stilisiert, zum Vertreter des positiven Zweifels, ohne dass man diese Lehre in seinen Werken nachweisen konnte. Kein Glanzstück des „römischen Lehramts“, das zwar bald auch den Fideismus Bautains verurteilte, aber weiterhin eine autoritäre Achse mit Metternich bildete, die sich zum Beispiel im Fall Heinrich Heine bewährte. Ihn brachten Gregor XVI. und Metternich gemeinsam auf den kirchlichen und staatlichen Index (1836/1845), weil sie in ihm den Anführer einer revolutionären Sekte, nämlich des „jungen Deutschland“, sahen.

#### V.

Einen Vorfall von höchster Bedeutung für die Durchsetzung der ultramontanen Bewegung in Deutschland ereignete sich 1837: Der Kölner Erzbischof Droste-Vischering, der weniger irenische Nachfolger Spiegels, den wir schon aus dem Gallitzin-Kreis kennen, wurde am 20. November auf Veranlassung des Oberpräsidenten der Rheinprovinz festgenommen und in die Festung Minden abgeführt. Hintergrund war ein konfessionspolitischer Streit um die Mischehen zwischen Protestanten und Katholiken. Vereinfacht gesagt wollte die preußische Regierung durchsetzen, dass die Kinder aus konfessionsgemischten Ehen stets in der Konfession des Vaters getauft und erzogen würden, weil man sonst eine schleichende Katholisierung der Bevölkerung befürchtete.

Die römische Kurie und Droste-Vischering bestanden jedoch auf der ausschließlich katholischen Kindererziehung. Drostes Vorgänger, der Hermes-Freund Spiegel war kompromissbereiter gewesen, und hatte sich mit der Versicherung der „Glaubenstreue“ von Seiten des katholischen Partners zufrieden gegeben. Droste war im Zeichen der neuen Kirchlichkeit zu solchen Kompromissen aber nicht mehr bereit und wurde zum Märtyrer des Ultramontanismus: Die Kölner Bevölkerung und das Domkapitel waren über seine Verhaftung zwar nur mäßig erregt, aber Papst Gregor XVI. protestierte öffentlich gegen die Festnahme Drostes und der Publizist Joseph Görres verglich in seinem „Athanasius“ den persönlich eher skurrilen Erzbischof mit dem Kirchenlehrer des vierten Jahrhunderts, der den römischen Kaisern widerstanden hatte.

Erst das ungeheure öffentliche Echo auf die Kampfschrift von Görres erzeugte einen Schub der katholischen Bewusstseinsbildung. Die preußische Regierung musste schließlich unter König Friedrich Wilhelm IV. den Rückzug antreten. Das Kölner Dombaufest besiegelte 1842 die Versöhnung von Staat und ultramontaner Kirche und zugleich auch das Schicksal der noch verbliebenen Hermesianer. Das liberal-katholische Bürgertum im Rheinland (Thomas Mergel), und die ihm zugetanen aufgeklärten Geistlichen sahen sich innerkirchlich durch diese Ultramontanisierung an den Rand gedrängt. Man muss hier aber mit Wertungen vorsichtig sein: Die Kirchliche Aufklärung stand zwar inhaltlich für moderne Optionen, für Rationalität, Individualität und Autonomie des Subjekts. Politisch gesehen hatte sie sich aber zumindest teilweise dem vormodernen Modell der Einheit von Kirche, Staat und Gesellschaft verschrieben.

Die Ultramontanen in Deutschland hingegen hatten inhaltlich ein konservatives bis reaktionäres Programm. Ihre gesellschaftliche Organisationsform war aber formal moderner. Sie nutzten ab 1848 entschiedener als die Aufklärer das Instrument der Vereine und Parteien und deuteten so in die Richtung einer pluralen Gesellschaft, in der Konflikte zwischen verschiedenen Interessensgruppen offen ausgetragen werden (ohne dass sie diese liberale Gesellschaft aber im Grundsatz akzeptiert hätten). □

## Eine „neue“ Kirche? Die Folgen der Säkularisation für den Katholizismus

Dominik Burkard

„Ein knapp anliegend steifleinern Habit statt des alten reichgestickten Purpurmantels, ein Rohrstengel statt des Zepters verlorener Landesherrlichkeit, dazu die Dornenkrone der Dienstbarkeit: Ecce Ecclesia Germanica!“ – Vielleicht ist dieser Satz von Joseph Görres die treffendste, sicher aber die augenscheinlichste Charakterisierung jenes Umbruchs, der mit dem Untergang der alten Reichskirche in der Säkularisation zwar begann, aber mit der Neuorganisation der deutschen Kirche und der erstmaligen Besetzung der „neuen“ Bistümer nicht zu Ende war. Die „Säkularisation“ der deutschen Kirche (man kann sich darüber streiten, ob es sich dabei um eine *Verweltlichung* oder eine *Entweltlichung* der Kirche handelte – vielleicht zuerst das eine, dann das andere), zeitigte mittelfristige, aber auch langfristige Folgen, welche die Kirche nicht nur in ihrem äußeren Bestand, sondern in ihrer Tektonik, ihrem inneren Gefüge veränderten.

Auf dem Wiener Kongress (1814/15) wurden von kirchlicher Seite noch einmal verzweifelte Versuche einer Revision unternommen, die auf eine (teilweise) Restauration der 1802 untergegangenen geistlichen Staaten, zumindest aber der Reichskirche zielten. Immer wieder wurde auf den Westfälischen Frieden und den Reichsrezess von 1803 rekurriert; auch wies man darauf hin, die Säkularisation sei mit dem Wegfall des Säkularisationsgrundes von 1803 – durch Wiedereroberung der linksrheinischen Gebiete – obsolet geworden und müsse deshalb rückgängig gemacht werden. So einleuchtend diese Argumente waren – sie verfielen nicht. Dem „ungeheuren Rechtsbruch“ der Säkularisation (Treitschke) folgte keine Reorganisation der geistlichen Staaten. Und selbst die weniger weitreichenden Hoffnungen, die sich allein auf die kirchliche Reorganisation richteten, blieben unerfüllt. Es siegte der eifersüchtige Absolutismus der Fürsten, der die Kirche einer meist engherzigen Staatskirchenhoheit unterwarf.

Im Resultat stellte der Zusammenbruch der Reichskirche nicht nur die Frage nach dem Verhältnis der Kirche zur staatlichen Gewalt und zur kirchlichen Hierarchie, sondern ganz grundlegend die Frage nach der künftigen Gestalt der deutschen Kirche. Gleichwohl dürfte es kaum zutreffen, von einer „Stunde Null“ zu sprechen. Eher handelte es sich um eine „Sattelzeit“, in der nach Zukunftsmöglichkeiten gesucht wurde und in der sich – erst allmählich – ein tiefgreifender Wandel vollzog. Noch gab es viele Brücken über den „garstig breiten Graben“, den die Säkularisation gerissen hatte.

Vom römischen Standpunkt aus war klar, wie die deutsche Kirche der Zukunft auszusehen hatte. Das „Corpus iuris canonici“ gab die Leitlinien vor. Doch dieses Kirchenmodell – auch in der alten Reichskirche nur Anspruch, nicht Realität – stieß auf Widerstand. Der aufgeklärte Absolutismus versuchte, die drohende gesellschaftliche Segmentierung abzuwehren und alles auf den absolutistischen Herrscher hin zu orientieren. Die Kirche wurde dabei nicht ausgenommen. Am liebsten wäre es den Landesherren gewesen, das Modell eines *Summepiskopats* durchzusetzen,



Prof. Dr. Dominik Burkard, Professor für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit an der Universität Würzburg

das nur auf den ersten Blick protestantischer Provenienz war – auch Bayern verfügte hier über eine reiche Erfahrung. Letztlich handelte es sich um eine unmoderne Zielvorgabe, und dennoch um eine territorialpolitisch verständliche – und in diesem Sinne zeitgemäße, ja sogar „moderne“ – Folge von Säkularisation und Mediatisierung. Die Wunschvorstellung war freilich nicht durchzusetzen, in der konkreten Praxis musste man sich mit den Realitäten abfinden und Kompromisse suchen.

Es liegt auf der Hand, dass es bei der Neugestaltung der Kirche keine allgemein gültige Konzeption gab: Zum einen standen die Konstrukteure der neuen Kirche – allen zeitlichen oder konfessionellen Verwerfungen zum Trotz – in vielfältigen Traditionen und wählten, um die jeweiligen Ansprüche zu untermauern, historische Segmente aus einem vorhandenen „ekklesiologischen Baukasten“ aus. Zum anderen konnten – je nach Akzentuierung – bei der Neugestaltung doch sehr verschiedene Wege beschritten werden. Die Staaten hatten differenzierte, voneinander abweichende Vorstellungen darüber, wie die Kirche in ihren Ländern aussehen sollte. Das bayerische Konzept etwa unterschied sich fundamental von jenem, das die protestantischen Mittelstaaten auf ihren berühmten Konferenzen in Frankfurt entwickelten. Und dieses wiederum war nur ein Kompromiss verschiedenster Modelle, wie sie innerhalb der einzelnen Staaten und ihrer Regierungen diskutiert wurden. Zudem ist fraglich, ob es sich bei den staatlichen Konzeptionen überhaupt um genuin staatliches Gedankengut handelte. Denn die „Architekten“ der verschiedenen staatlichen Entwürfe waren in aller Regel kirchenrechtskundige Geistliche, Kanonisten, Kirchenmänner. Artikulierte sich hier also etwa ein Katholizismus, der zwar nicht dem römischen Denken entsprach, aber trotzdem kirchlicher und nicht primär staatlicher Natur war? Tatsächlich entpuppte sich das Staat-Kirche-Problem so zugleich als Auseinandersetzung

zwischen miteinander konkurrierenden Trägern kirchlicher Gewalt, als Diskurs verschiedener kirchlicher Konzepte und Traditionen.

## I. Politische Voraussetzungen

Der Reichsdeputationshauptschluss von 1803 sah vor, die alten Diözesen vorläufig und bis zu einer gesamtdeutschen Regelung in ihren bisherigen Grenzen zu belassen. Dies bedeutete freilich nur ein formal-strukturelles Festhalten am bisherigen status quo. Denn schon bald nach dem Fall der geistlichen Staaten gingen die „Erben“ daran, das kirchliche System in ihren Ländern zu verändern. Eine – zugesicherte – reichsrechtliche Regelung wollten die Staaten erst gar nicht abwarten. Einige hatten gar noch vor dem offiziellen Beschluss der Reichsdeputation zu Regensburg im Frühjahr 1803 Pläne für eine künftige Gestaltung der katholischen Kirche entworfen. Württemberg etwa nahm bereits im Herbst 1802 mit dem Heiligen Stuhl Kontakt auf, um einen eigenen Landesbischof für die neu erworbenen katholischen Gebiete (mit letztlich über 432.000 Katholiken) zu erhalten. Ähnlich die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt. Bayern hatte schon seit langem versucht, eine geschlossene Landeshierarchie zu schaffen; ein wenn auch fragwürdiger Kompromiss war 1784 mit der Errichtung einer ständigen Nuntiatur in München gelungen. Von 1802 bis 1807 wurden mit Nachdruck Gespräche über die Errichtung einer bayerischen Landeshierarchie geführt. Auch alle anderen blieben nicht untätig. Kleinere Souveräne mit nur wenigen Katholiken suchten den Zusammenschluss oder den Anschluss an ein anderes Bistum. Nicht zuletzt die von Rom, Wien und – damals noch – Paris verfolgten gegenläufigen Strategien behinderten jedoch alle derartigen Pläne. Den Staaten blieb nichts anderes übrig, als grundlegende Lösungen vorerst hintanzustellen und auf dem Weg einseitiger Verordnungen zu agieren.

Ein entschiedener Gegner des Konzepts verschiedener Landeskirchen war Kurerzkanzler Karl Theodor von Dalberg. Anstelle einzelstaatlicher Lösungen schwebte ihm – konform zum Reichsdeputationshauptschluss – eine durch ein Reichskonkordat abgesicherte, primatial verfasste Reichskirche vor. Der Untergang des Reiches zwang Dalberg jedoch 1806 zu einer Eingliederung in den Rheinbund. Mit dem Sturz Napoleons war das Schicksal eines gesamtdeutschen Konkordats dann endgültig besiegelt. Immer stärker pochten die Staaten auf ihre eigene Souveränität, die sie nicht durch gesamtdeutsche Regelungen der Kirchenfrage und fremde Eingriffe geschmälert wissen wollten. Ihre extremen staatskirchlichen Vorstellungen konnten zwar an der päpstlichen Kurie wenig Gegenliebe finden, doch wurden die Bestrebungen um Einzelkonkordate letztlich durch eine undurchsichtige Politik Roms unterstützt. Diese zielte darauf, eine gesamtdeutsche Lösung unter allen Umständen zu verhindern. Tief saß die Furcht vor einer starken deutschen Kirche; mit einzelnen, zumal protestantischen und im Umgang mit der Kurie unerfahrenen Staaten glaubte man am Tiber leichter fertig zu werden.

Dalberg fand in seinem Konstanzer Bistumsverweser Ignaz Heinrich von Wessenberg einen Nachfolger, der die gesamtdeutschen Pläne – freilich unter völlig neuen politischen Bedingungen – fortführte. Doch auch dessen Initiativen zu einem Bundeskonkordat schlugen fehl; und so war nach dem Wiener Kongress der Weg für Einzelkonkordate frei. Den Anfang machte 1817 das katholische Bayern. Wenig später begannen

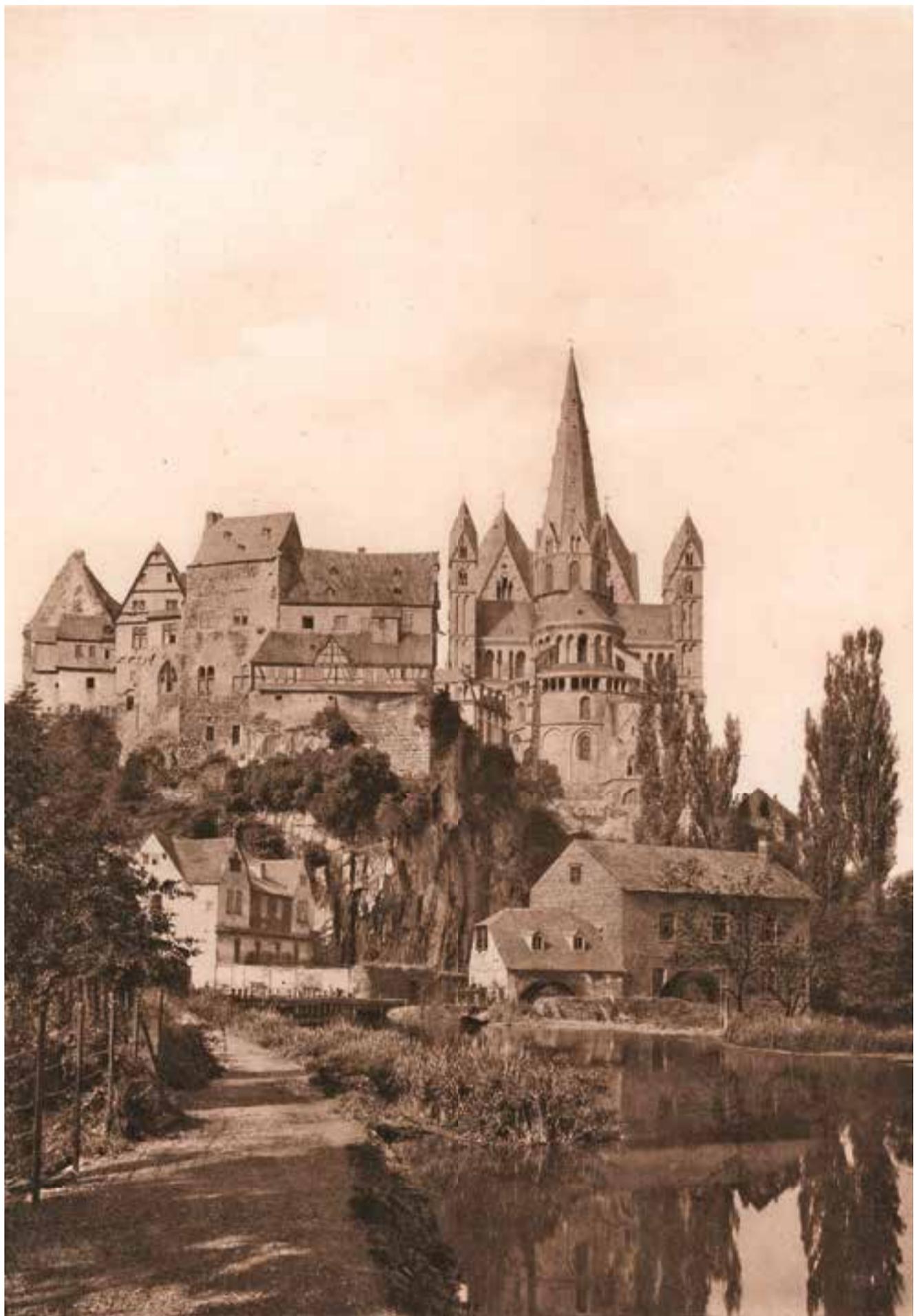


Foto: akg-images

*Durch die Neuorganisation der Kirche in Deutschland entstanden nach den Umbrüchen der Säkularisation auch neue Bistümer. Viele der neu entstandenen deutschen Staaten, die katholische*

*Neubürger integrieren mussten, wünschten sich ein eigenes Bistum. So entstand für das Herzogtum Hessen-Nassau im Jahr 1827 das Bistum Limburg, das auch die Stadt Frankfurt*

*umfasst. Bischofskirche wurde die schon im Mittelalter gebaute Stiftskirche St. Georg – hier von George Clarkson im Jahr 1867 gemalt.*

auch Preußen, Hannover, die Niederlande und die Schweiz, aufs Neue mit der römischen Kurie zu verhandeln. Übrig blieben die protestantischen Mittel- und Kleinstaaten, die durch die Säkularisation mitunter eine große Anzahl Katholiken erhalten hatten. Noch einmal drängte Wessenberg – nun mit Erfolg –

auf eine kirchliche Neuordnung nach gemeinsam zu vereinbarenden Grundsätzen. Württemberg machte sich zum Sprecher und Motor der „Frankfurter Konferenzen“, auf denen von März 1818 an die Grundzüge einer gemeinsamen Kirchenpolitik beraten wurden. Neben Württemberg gehörten zu den

teilnehmenden Staaten Baden, Hessen-Darmstadt, Kurhessen, Nassau, die Stadt Frankfurt, Oldenburg, Mecklenburg, die sächsischen Häuser, die Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck sowie die Fürstentümer Waldeck und Lippe. Lange, wenngleich vergeblich, hoffte man, auch Preußen, Hannover,



Foto: akg-images

Ein entschiedener Gegner des Konzepts verschiedener Landeskirchen war Kurzerzkler Karl Theodor von Dalberg. Anstelle einzelstaatlicher Lösungen schwebte ihm – konform zum Reichsde-

putationshauptschluss – eine durch ein Reichskonkordat abgesicherte Reichskirche vor. Dalberg, hier ein Porträt gemalt von Joseph Oechs aus dem Jahr 1810, scheiterte mit seinen Ideen.

die Niederlande und selbst Bayern würden dem Verein beitreten und so eine gesamtdeutsche Regelung ermöglichen.

## II. Zugrundeliegende Vorstellungen

Die zentrale Idee, welche die aufgeklärt-absolutistischen Staaten bei der kirchlichen Organisation ihrer Länder zugrunde legten, war das Territorialprinzip. Es galt, die neu entstandenen bzw. in neuen Grenzen konstituierten Flächenstaaten zu stabilisieren. Die unterschiedlichen Landesteile mussten zusammengesetzt, die neuen (katholischen) Untertanen integriert werden. Hierbei kam der Religions- und Kirchenpolitik

eine kaum zu überschätzende Bedeutung zu. Oberstes Ziel war eine für die jeweiligen Staaten einheitliche, von fremdem Einfluss möglichst unabhängige kirchliche Organisation. Dabei folgte man zunächst ganz praktischen Bedürfnissen. Denn in der Regel hatten die Staaten katholische Untertanen aus verschiedenen kirchlichen Sprengeln erhalten. Dazu kam, dass durch Binnenwanderung immer häufiger Diasporagemeinden entstanden waren bzw. jetzt entstanden, deren finanzielle und jurisdiktionelle Situation in vielerlei Hinsicht ungeklärt war. Wollten die Landesherren hier reglementieren, mussten sie meist mit mehreren kirchlichen Stellen

verhandeln. Die komplizierte Organisation des Kirchenregiments verhinderte eine einheitliche Staatspolitik ebenso wie die auf allen Ebenen erstrebte Integration der neuerworbenen Gebiete. Dies galt vice versa für die kirchlichen Verwaltungen, die es ihrerseits stets mit mehreren staatlichen Verhandlungspartnern zu tun hatten. Eine Bereinigung der kirchlichen Landkarte war also erstes Bedürfnis.

Bei der Frage nach den staatsrechtlichen Vorstellungen, die hinter der Kirchenpolitik der Staaten standen, ist so dann die Vorstellung vom evangelischen *Summepiskopat* zu nennen. Dies gilt zunächst für protestantische Staaten,

hier wirkte die seit Jahrhunderten in Anspruch genommene Ausübung kirchlicher Gewalt in Bezug auf die jeweilige protestantische Landeskirche zweifelsohne weiter und beeinflusste auch die Einstellung der katholischen Kirche gegenüber nachhaltig. Die Einrichtung katholischer Kirchenräte als staatliche Behörden ist in direkter Parallelität zu den evangelischen Konsistorien zu sehen.

Die Vorstellung vom landesherrlichen Kirchenregiment und den *jura circa sacra* war allerdings kein speziell evangelisches Erbe. Seit dem Westfälischen Frieden wachten die Landesherren, gleich welcher Konfession, streng darüber, dass an den Bestimmungen (d.h. an der konfessionellen Eindeutigkeit) festgehalten wurde. Selbst dort, wo später katholische Fürsten die Regierung evangelischer Staaten übernommen hatten, ging man davon aus, dass die Kirchenhoheit der Bischöfe weiterhin sistiert sei, also eigentlich nicht existierte. Die katholischen Landesherren füllten – ähnlich dem evangelischen *Summepiskopat* – das entstandene Vakuum aus; die ursprünglich zuständigen Bischöfe hatten nichts mehr zu sagen.

Eine besondere Ausprägung hatte das landesherrliche Kirchenregiment im 18. Jahrhundert in Österreich erfahren. Die vorherrschende Charakterisierung des Josephinismus als eines bloßen, mit dem Katholizismus unvereinbaren Staatskirchentums, stellt allerdings eine Engführung dar. Denn der Josephinismus war insofern mehr, als er staatskirchliche Vorstellungen mit innerkirchlichen Reformbemühungen verband. Er war weitgehend getragen und durchdrungen „vom Geist des reichskirchlichen Episkopalismus des 17. und 18. Jahrhunderts, dessen Wurzeln bis in das Spätmittelalter zurückreichen. Die Auseinandersetzung über das bischöfliche Amt auf dem Trienter Konzil hatte keine der Fragen letztgültig beantwortet, die in der Gesamtkirche seit der kirchlichen Reformbewegung des 14. und 15. Jahrhunderts und besonders in der Reichskirche durch die Gravamina und die konziliaristische Theorie aufgebrochen waren. Und so wurde von Seiten des Josephinismus eine Wiederbelebung des Episkopalismus stark gefördert. Das josephinische Kirchenrecht erfuhr durch die aufgeklärten Staaten des 19. Jahrhunderts eine weitgehende Rezeption.“

Die Staaten des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts beließen es also nicht dabei, für ihre Territorien Diözesen zu umschreiben und zu dotieren. Nicht nur der äußere Bestand ihrer „Landeskirchen“ sollte festgeschrieben werden, sondern auch deren innere Gestalt und rechtlichen Verhältnisse, und zwar weit hinaus über jenen Rahmen, den hierfür üblicherweise ein Konkordat bot. Die Legitimation lieferten nicht nur die genannten Theorien. Der Reichsdeputationshauptschluss hatte den Landesherren die Sorge für die ihnen untergebenen Katholiken und deren kirchliche Einrichtungen ausdrücklich zur Pflicht gemacht. Auch aus ihrer Eigenschaft als Dotatoren der (neuen) Kirche leiteten die Landesherren gewisse Rechte ab und reklamierten für sich so ein ganzes Bündel von *jura majestatica circa sacra*.

Da nicht zu erwarten war, dass sich die römische Kurie auf derartig umfassende Regelungen einlassen würde und da man der Kurie ohnehin ein weitergehendes Mitspracherecht innerhalb der einzelnen Ortskirchen absprach, griffen die Staaten zu einem Mittel, das schon Napoleon 1801 angewandt hatte. Wie Napoleon das Französische Konkordat durch „Organische Artikel“ ergänzte, so erließ Bayern auf das Konkordat von 1817 hin ein „Religionsedikt“. In ähnlicher Weise folgte in den oberrheinischen Staaten 1830 eine „Landesherrliche

Verordnung“, die eine (modifizierte) Fassung des vollständigen Frankfurter Kirchensystems darstellte und die in den Verhandlungen mit Rom nicht durchgesetzten Grundsätze zu gesetzlicher Geltung erhob. So wurde jeweils die auf notwendigerweise schmalstem Konsens geschlossene Vereinbarung mit dem Heiligen Stuhl durch ein nachträgliches staatliches Gesetz erweitert.

Eine differenzierte Betrachtung der Diözesankonzeptionen, wie sie die aufgeklärten Staaten im 19. Jahrhundert entwarfen, lässt die Diskussion voneinander zu unterscheidender – und einander überlappender – Kirchensysteme erkennen. Es handelt sich um ein staatskirchliches System (vorwiegend josephinischer Prägung) und um das System des kirchlichen Episkopalismus. Obwohl sich das staatskirchliche System in einer Vielzahl von Punkten mit dem episkopalistischen System, wie es etwa in Ems formuliert wurde, überschneidet, herrschte zwischen beiden eine Diskrepanz. Der Episkopalismus wandte sich gegen alle Faktoren, welche die bischöfliche Jurisdiktion einengten, also auch gegen die Landesherren. Für viele überzeugte Episkopalisten war das Staatskirchentum lediglich ein Instrument, um den römischen Widerstand gegen innerkirchliche Reformen leichter zu überwinden. Andererseits waren die Staaten nicht bereit, einen unbeschränkten Episkopalismus zuzulassen, der ihre Souveränität verletzt hätte. Einig waren sich Bischöfe und Landesherren lediglich in einem, dem Ziel, das „despotische Joch“ des römischen Hofes abzuschütteln.

### *Der Umbruch, dem die Kirche zu Beginn des 19. Jahrhunderts unterworfen wurde, wirkte sich nachhaltig auch auf die innere Gestalt der Kirche und auch auf die Ekklesiologie aus.*

Der Vergleich der „Systeme“ und deren Einmünden in die praktische Politik des 19. Jahrhunderts zeigt folgendes: Die staatskirchlichen Vorstellungen unter Rückgriff auf frühere Zeiten waren ein Konglomerat, das einerseits auf das Verhältnis von Staat und Kirche zielte, andererseits jedoch tief in die innerkirchliche Verfassung eingriff. Dasselbe galt vom „Episkopalismus“, der ebenso den Doppelcharakter „eines innerkirchlichen Verfassungskonflikts zwischen Primat und Episkopat und eines kirchenpolitischen Kampfes [...] um das landesherrliche Kirchenregiment“ besaß.

Dies konnte nicht anders sein, waren doch beide Problemkreise nur verschiedene Seiten ein und derselben Medaille. Die „Ortskirche“, um die es dem Staatskirchentum ebenso wie dem Episkopalismus ging, stieß an zwei Grenzen: die universalkirchlichen Ansprüche des Papsttums und die universalen Ansprüche des (absolutistischen) Staates. Die Frage war nicht, welches der Systeme („Josephinismus“, „Episkopalismus“, „Papalismus“) sich durchsetzen konnte. Eine einfache Lösung, ein System in „Reinform“, konnte es nicht geben. Wohl aber stand zur Debatte die Frage nach möglichen Koalitionen oder Kombinationen. Würde eine „kirchliche“ Allianz von Papal- und Episkopalismus zustande kommen, um sich gegen staatliche Vorstellungen durchzusetzen? Würde ein durch *febronianische* Grundsätze abgerundetes Staatskirchensystem Fuß fassen? Oder würde der Papst mit den Staaten einen Pakt eingehen, um

die Ansprüche der Ortskirche in ihre Schranken zu verweisen? Die Rezeption und Komposition der verschiedenen Systeme führte zu unterschiedlichen Konzeptionen (Bayern, Preußen, Hannover, Oberrheinische Kirchenprovinz).

### **III. Ekklesiologische Folgen**

Die Konkordats-Politik, wie sie nach der Säkularisation betrieben wurde, deutet bereits von ihrer Form her einen grundlegenden Wandel an. Denn die Verhandlungen wurden nicht – wie früher – zwischen den Staaten und einzelnen Bischöfen geführt; Vertrags- bzw. Verhandlungspartner waren vielmehr Staat und Römische Kurie. Die in der Säkularisation vollzogene wirtschaftliche Enteignung der Bischöfe und ihre politische Entmachtung scheint also zugleich ihre innerkirchliche Marginalisierung impliziert zu haben.

Zunächst hatte es nicht danach ausgesehen, denn zum einen waren die geistlichen Berater der Staaten mehrheitlich Vertreter einer episkopalen Kirchenstruktur. Zum anderen lagen die von den Staaten und der Römischen Kurie vertretenen Standpunkte so weit auseinander, dass ein Kompromiss gefunden werden musste, der zunächst dem bischöflichen Amt zugute zu kommen schien. Beide Seiten, Staat und Kurie, glaubten nämlich, über die Bischöfe ihren eigenen Einfluss ausbauen und den der Gegenseite beschneiden zu können.

So fand das Selbstbestimmungsrecht der Ortskirche Eingang ins Konzept der Staaten, sollte aber freilich zu Lasten universalkirchlicher Ansprüche gehen. Der Bischof wurde mit weitgehenden Rechten ausgestattet. Genuine Institution diözesaner Selbstbestimmung – auch dies ist charakteristisch – war allerdings nicht allein er, und auch nicht das Domkapitel. Unter Rückgriff auf die synodalen Traditionen der Kirche, und noch mehr auf die von allgemeinen Konzilien immer wieder eingeschärfte Verpflichtung, wurde die Synode – in der Theorie – zu dem Instrument ortskirchlicher Reform schlechthin. Es verwunderte deshalb nicht, dass von Seiten kirchlicher Reformer in den folgenden Jahrzehnten immer wieder – wenn auch vergeblich – die Einberufung von Diözesan- und Provinzialsynoden gefordert wurde.

Im Interesse einer territorialorientierten, und das hieß: bischofszentrierten Lösung, wurden zudem sämtliche Exemtionen von der bischöflichen Jurisdiktion untersagt und dem Bischof in allen kirchlichen Angelegenheiten ohne Ausnahme Dispensationsrechte zugesprochen. Orientiert am Idealbild der vom Bischof geleiteten Diözese kam es außerdem zum Wegfall alter kirchlicher Verfassungsfiguren. In diesem Sinne sind auch andere oft fehlinterpretierte Maßnahmen zu sehen. Hatten sich doch im Laufe der Zeit Kräfte etabliert, die das „Diözesansystem“ unterwanderten und die bischöfliche Gewalt empfindlich beschnitten. Zu nennen sind die päpstlichen Nuntien, aber auch Stifte und Klöster beanspruchten für sich und ihr Territorium weitreichende Exemtionen; einige Stifte besaßen mit einem *infulierten* Propst gar quasi-episkopale Gewalt. Es wundert deshalb nicht, dass die Staaten ein Verbot von Klöstern und Orden durchsetzten. Dabei handelte es sich keineswegs nur um die Ausläufer einer aufgeklärten Mönchskritik, ökonomische Rationalisierung oder Furcht vor dem kostspieligen Zwang zur Restitution. Auch wenn derartige Momente den reformorientierten Ansatz immer wieder überlagert haben dürften: Das Verbot von Klöstern entsprach dem angestrebten Kirchenideal, das den Bischof als Seelsorger seiner Diözese in den Mittelpunkt rückte.

Die prinzipiell starke Stellung des Ortsbischofs wurde in Theorie und Praxis allerdings weitgehend ausgehöhlt, etwa durch Beschränkungen des bischöflichen Zensur- und Strafrechts, der finanziellen Selbstverwaltung oder beim Einfluss auf die theologischen Lehranstalten. Die Beschränkungen stießen bei den Vertretern des römischen Modells auf Ablehnung: „Ist es kein Widerspruch, wenn in einem Satze gesagt wird zuerst: der Bischof kann seine Diözese frei, wie es die katholische Kirchenverfassung erfordert, verwalten, er wird hierin weder vom Staate gehindert, noch vom Papste beschränkt werden. Und dann: der Bischof wird nichts ohne Vorwissen und Genehmigung des Staats vornehmen! [...] ein solcher Bischof ist das überflüssigste Möbel von der Welt, ein wahrer Popanz“.

Rom selbst war freilich ebenso wenig bereit wie der Staat, den Bischof in die völlige Freiheit zu entlassen. So wurde die staatliche Doktrin, die dem Episkopat die Kirchengewalt zusprach („Episcopatus, quibus Ecclesia Catholica regitur“) abgelehnt. Ausdrücklich bestand die Kurie darauf, in der Person des heiligen Petrus habe Christus „den römischen Bischof zu seinem Stellvertreter auf Erden gemacht“ und ihm den „Primat nicht nur allein der Ehre, sondern auch der Jurisdiktion“ übertragen. Die Kirche werde also vor allem durch den Papst „beherrscht und regiert“. Entsprechend scharf wurde der Grundsatz zurückgewiesen, die Bischöfe könnten „aus eigenem vollen Rechte“ in die Ausübung der Kirchengewalt eintreten. Mit Nachdruck verfolgte die Kurie stattdessen ein Modell, das den Bischof de facto zum Apostolischen Vikar degradierte.

Zwischen den Extremen blieb der Bischof als Schlüsselfigur heiß umkämpft. Die staatlichen Hoffnungen erfüllten sich nur teilweise. Die vorgesehenen Reglementierungsmechanismen (Synoden, Domkapitel als kollegiales Gremium mit Integration des Bischofs) erwiesen sich in den folgenden Jahrzehnten als unwirksam. Der Staat musste erkennen, dass die Bischöfe zu Reformen nicht gezwungen werden konnten. Zudem eskalierten die letztlich unveröhnten Gegensätze im Laufe des 19. Jahrhunderts immer wieder, was fast zwangsläufig zum engen Schulterschluss der Bischöfe mit dem Papst führte. Das Bestreben, sich vor dem allmächtigen modernen Staat durch Anschluss an eine starke, unabhängige, internationale Macht zu schützen, begünstigte den Aufstieg des Papsttums. Die Kirche war immer weniger Staatskirche oder Bischofskirche, sie wurde zur Papstkirche. Dies blieb nicht ohne Folgen auch für die theoretische Reflexion. Innerhalb der Theologie kam es zu einem Siegeszug der papalen Ekklesiologie, die mit der dogmatischen Definition des Jurisdiktionsprimats und der päpstlichen Infallibilität ihren Höhepunkt erreichte.

### **IV. Schluss**

Meine Grundthese, die ich zu erläutern versuchte, lautet: Der Umbruch, dem die Kirche zu Beginn des 19. Jahrhunderts unterworfen wurde, wirkte sich nachhaltig auch auf die innere Gestalt der Kirche und auch auf die Ekklesiologie aus.

Als Joseph Kardinal Ratzinger 2005 zum Papst gewählt worden war, wurde ich von einem Journalisten gefragt, ob die Bischöfe Angst vor dem Papst haben müssten. Meine Antwort lautete: „Sie müssen nicht, aber haben (wohl) oft“. Verantwortlich dafür ist, wie ich meine, der Umbruch, den die Kirche zu Beginn des 19. Jahrhunderts erlebte.

Die Kirche hat sich in den vergangenen 200 Jahren von einer Bischofskirche, in der die Ortskirchen große

Eigenständigkeit und sehr weitgehende Vollmachten hatten, zunächst zur Staatskirche, dann aber zur Papstkirche gewandelt. Dies hängt vor allem mit der Säkularisation von 1802 zusammen, als aus den deutschen Fürstbischöfen – die immer zugleich geistliche Oberherren und (zum Teil äußerst mächtige) Landesherren kleinerer oder größerer „Kirchenstaaten“ waren – rein innerkirchliche Funktionsträger wurden. Mit der Säkularisation verloren sie ihre politische, aber auch ihre kirchenpolitische Potenz. Zugleich erhielt die römische Kurie, etwa bei der Ernennung von Bischöfen, ein immer größeres Gewicht – oder sogar (wie in Bayern seit dem Konkordat von 1924 bzw. nach allgemeinem Kirchenrecht seit 1917) – ein Ausschließlichkeitsrecht. Es ist aber freilich ein großer Unterschied, ob sich Bischöfe auf ein Mandat ihres Klerus (repräsentiert im Domkapitel), also auf ihre Ortskirche, stützen können, ihr auch verpflichtet sind (etwa durch Wahlkapitulationen und ortskirchliche Regulierungsstrukturen), oder ob sie ausschließlich Bischöfe von päpstlichen Gnaden sind.

Dies alles führte zu mentalen Verschiebungen. Den Bischöfen, die nun in der Regel nicht mehr aus den höheren Schichten (Adel, Bildungselite) kamen, sondern vor allem aus den mittleren und unteren (handwerklich-bäuerlichen) Milieus, fehlte ein autonomes, starkes Selbstbewusstsein. Sie definierten sich – zumal unter politischem und gesellschaftlichem Druck (der Staatskirchenhoheit, der Kulturkämpfe des 19. Jahrhunderts) – zunehmend von der römischen Autorität her. Auch dies blieb nicht ohne Folgen, nun im innertheologischen Bereich. Die Entwicklung der letzten 200 Jahre hat hier ebenfalls die Gewichte verschoben. Während noch auf dem Konzil von Trient (1545-1563) ein Universalprimat des Papstes keine Chance hatte, wurde dieser im I. wie im II. Vatikanischen Konzil (1870, 1962-1965) als Glaubenslehre definiert. Dem Papsttum kommt seither eine absolute Vorrangstellung zu. Damit aber stimmten die Bischöfe ihrer theologischen wie jurisdiktionalen Selbstmarginalisierung zu.

Freilich hat es in den letzten Jahrzehnten auf allen Ebenen viele Versuche zur Einführung bzw. Wiederentdeckung synodaler Elemente in der Kirche (Räte, Diözesan- und Bischofssynoden) gegeben. Von einer synodalen oder gar demokratischen Umstrukturierung der Kirche kann jedoch keine Rede sein. Die Kirche ist und bleibt (gerade auch im Konfliktfall) eine Monarchie. Daran ändern selbst traditionell stark kollegiale Elemente, zum Teil seit Jahrhunderten eingeübt (etwa im römischen Kurialsystem), wenig. Kollegiale wie synodale Gremien kommt trotz aller Beschlussvollmacht im letzten nur beratende Funktion zu; Veränderungen bewegen sich im Bereich kleinster Nuancen. Dass in einer globalisierten, näher zusammengedrängten Welt das alte Problem Ortskirche – Universalkirche nicht einfacher geworden ist, liegt auf der Hand. Ob ein Bischof aber vor dem Papst Angst haben muss, hängt heute wie früher nicht zuletzt davon ab, welches (theologisch fundiertes) Selbstverständnis er hat – und wie es ihm gelingt, dieses praktisch umzusetzen. □

# Geschichte als Ersatzreligion? Geschichtsschreibung und Geschichtsdenken im 19. Jahrhundert

Hans-Michael Körner

Unsere drei Tage hier in der Katholischen Akademie in Bayern, wo wir uns im Blick auf einen Gang durch das lange 19. Jahrhundert versammelt haben, entheben den Referenten der wortreichen Entschuldigung, dass natürlich das Reden über die Geschichte als angebliche Ersatzreligion keinen umfassenden Zugriff auf eben dieses 19. Jahrhundert beinhaltet, sondern nur ein ganz spezifisches Segment herausgreift. Natürlich kann man dieses 19. Jahrhundert auch noch unter ganz anderen Blickwinkeln angehen, unter dem Blickwinkel des Eisenbahn- und Kanalbaus, des Aufschwungs der chemischen und der elektrischen Industrie oder der sozialen Bewegung oder des Marx'schen Kapitals.

Im Anschluss an solche Selbstverständlichkeiten sei es mir gestattet, neben dem mildernden Fragezeichen – „Geschichte als Ersatzreligion?“ – die Konturierung meines Themas durch drei weitere Begriffe zu schärfen: „Geschichte zwischen Dilettantismus, Wissenschaft und politischer Sinnstiftung“. Hier wird beziehungsweise würde dann unmittelbar deutlich, wie gewaltig der Raum für alternative Deutungen dieses 19. Jahrhunderts doch ist: Hat die Intensivierung des Historischen, von der wir im Blick auf das 19. Jahrhundert wohl tatsächlich ausgehen dürfen, hat diese Intensivierung etwas oder nichts zu tun mit dem Aufschwung des Verkehrswesens? Oder haben umgekehrt – was unmittelbar einsichtig erscheint – die Tendenzen zur Bewahrung des historischen Erbes gegen Ende des Jahrhunderts vielleicht etwas zu tun mit dem Zerstörungspotential einer sich technisierenden Welt?

Sie sehen selbst, zu welchen Kategorien man vorstoßen würde, wenn man das gestellte Thema seiner feuilletonistischen Gewandung entkleidet, es von der Sache und von den vielfältigen Differenzierungen her ernstnimmt. Ich darf Sie demgegenüber vorerst einladen gleichsam zu einem Spaziergang in die weiten Gefilde dieses Themas, nicht, um im Bild zu bleiben, nicht in dessen gefährlich eingeschnittene Täler und nicht auf dessen schwindelerregende Höhen, sondern in die vor uns liegende Anschaulichkeit der Geschichtsbegeisterung, der Geschichtsverücktheit, der Geschichtsverfallenheit des 19. Jahrhunderts. Und insoweit Zeit und Kraft hinreichen, können wir uns nach diesem Spaziergang immer noch an der Analyse und der Deutung solcher Phänomene versuchen. Diese wird sich in erster Linie an den Verhältnissen im Königreich Bayern orientieren, ohne dass damit auch nur im entferntesten eine bayerische Sonderrolle unterstellt werden soll.

## I.

Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts, um damit ganz unvermittelt zu beginnen, ist ein gewaltiges, vor uns aufgeschlagenes Geschichtsbuch und stellt Maria Stuart und Wallenstein, Götz von Berlichingen und Agnes Bernauer, König Ottokar und Danton, Robert Guiscard und Don Karlos auf die Bühne. Im Bereich der Epik ist der Begriff des Historienromans weit über



Prof. Dr. Hans-Michael Körner,  
Professor em. am Historischen Seminar  
der LMU München

die deutsche Literatur hinaus zum Gattungsnamen geworden: von Walter Scott bis Alessandro Manzoni, von Charles Dickens bis zu Viktor von Scheffel, von Adalbert Stifter bis zu Gustav Freytag, wobei sofort in den Sinn kommt, dass solche Tendenz nicht mit dem 19. Jahrhundert endet, im Gegenteil, wenn wir an Lion Feuchtwanger, Heinrich Mann, Alfred Döblin oder Richarda Huch denken, im 20. Jahrhundert eine erneuerte Konjunktur erfährt, die bis in die Gegenwart anhält.

Neben das Drama und den Roman tritt – von Friedrich Schiller bis Theodor Fontane – die historische Ballade, neben die Literatur insgesamt die Welt der Oper, von Richard Wagners Meistersingern bis zu Verdis Aida. Es ist viel darüber spekuliert worden, was dieser dichterische oder kompositorische Umgang mit der Vergangenheit, was diese beobachtbaren Formen der Ästhetisierung der Geschichte für Konsequenzen zu mentalen Prägungen führten, die von einem rational und kognitiv gesteuerten Umgang mit der Geschichte gar nicht erzielt werden konnten, ob sich damit Haltungen der Dramatisierung und Personalisierung verbanden, die das Geschichtsbild breiter Kreise bestimmten und resistent machten für möglicherweise adäquatere Annäherungsmodi an die Vergangenheit.

Die Frage gewinnt an Schärfe, wenn wir den Blick auf die so bezeichnete Historienmalerei lenken, die – aufbauend auf ältere Vorbilder und Ansätze von Altdorfer bis Rubens – weithin die Malerei des 19. Jahrhunderts beherrscht, die sich als internationales Phänomen gerade mit französischen und belgischen Höhepunkten darstellt, die, wenn wir an Peter von Cornelius, Wilhelm von Kaulbach oder Carl Theodor von Piloty denken, hier in München überaus prominent vertreten ist. Allein ein Überblick über das Werk des letzteren erscheint wie ein Gang durch die bayerische, die deutsche und die Welt-

geschichte: der Tod Alexanders des Großen, die Ermordung Cäsars, Thusnelda im Triumphzug des Germanicus, Nero auf den Trümmern Roms, Herzog Arnulf von Bayern, die Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon, die Schlacht bei Ampfing, die Gründung Ettals, die Stiftung der Ingolstädter Universität, Christoph Columbus, die Gründung der Katholischen Liga, die Schlacht am Weißen Berg, Seni vor der Leiche Wallensteins.

Dieser Typ von Malerei ist dabei gar nicht auf die Galerien und Museen beschränkt; denken Sie nur an den Historienzyklus in den Hofgartenarkaden im nördlichen Anschluss an die Münchner Residenz, wo gleichsam ein Bilderbuch der bayerischen Geschichte in durchaus volkspädagogischer Absicht präsentiert wurde, das die Höhepunkte der bayerischen-wittelsbachischen Geschichte wohlgernekt jedermann – ohne Eintritt, ohne Aufsicht, ohne Bewachung – vor Augen stellen sollte: die Beilehnung, um Beispiele zu nennen, die Beilehnung Otos von Wittelsbach mit dem Herzogtum Bayern von 1180, die Kaiserkrönung Ludwigs des Bayern von 1328, das Primogeniturgesetz von 1506, die Erhebung Bayerns zum Kurfürstentum 1623, Max Emanuel und die Erstürmung Belgrads 1688, die Gründung der Akademie der Wissenschaften 1759, die bayerische Verfassung von 1818.

Wenn ich meine Schrittgeschwindigkeit bei diesem Spaziergang beibehalte und all den anzusprechenden Historisierungsphänomene des 19. Jahrhunderts so viel Aufmerksamkeit zuwende, wie ich das bei der Literatur und der Malerei eben angedeutet habe, dann wird uns die Zeit jenseits der reinen Phänomenologie knapp geraten. Ich nenne deshalb nur weitere Stichworte: An den Wohnhäusern historischer Berühmtheiten jedweder Art werden Gedenktafeln angebracht, um an die spezifischen Leistungen und Verdienste in der Vergangenheit zu erinnern. Eine verräterische Terminologie spricht nicht von Literaturwissenschaft oder Biologie als akademischen und schulischen Disziplinen, sondern ausschließlich von Literaturgeschichte und von Naturgeschichte. Straßen und Plätze in unseren Städten werden nach historischen Ereignissen oder Figuren benannt. In der Architektur kommt es zu wahren Historisierungswellen, beschert uns hier in München die Neoromanik etwa die St.-Anna-Kirche im Lehel, die Neogotik die Pfarrkirche Hl. Kreuz in Giesing, die Neorenaissance den Königsbau der Münchner Residenz oder der Neobarock den Justizpalast am Stachus. Im 19. Jahrhundert begegnet uns in ausgeprägter Form der Kult der runden Zahl, die Etablierung einer Jubiläumskultur, die, ausgestattet mit einem reichen Formenkanon, an die Ereignisse einer mehr oder weniger weit zurückliegenden Vergangenheit erinnert.

Der Rang und die Attraktivität der Geschichte im 19. Jahrhundert – Stichworte müssen genügen. Die genannte Jubiläumskultur kanonisiert die Form des historischen Festzugs; die poetische Verklärung des Mittelalters erlebt in der gemütvollen Hinwendung zum altdeutschen Nürnberg einen Höhepunkt; die Domfertigtbauten von Regensburg bis Köln spiegeln diese Mittelalterbegeisterung ebenso wider. Der Typus der historischen Biographie überflügelt alle anderen Darstellungsformen an Popularität und Verbreitung. Das historische Argument findet Eingang in Thronreden und Landtagsdebatten.

Und ferner: Das Fach Geschichte verlässt im 19. Jahrhundert seine ursprünglich im Kontext der Realienfächer angesiedelte eher marginale Stellung und macht seine Karriere in einem deutschkundlich bestimmten Lehrplan-

umfeld. Die damit verbundene Professionalisierung verdankt sich in erster Linie dem Zuschnitt der Geschichtswissenschaft selbst, die vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein ganz neues Profil erringt. Die Gründung des Bayerischen Nationalmuseums, hervorgegangen aus einer Initiative König Maximilians II., ist ein Paradebeispiel dafür, wie man sich von der visuellen Präsentation der als ruhmreich definierten eigenen Geschichte Wirkungen hinein in die Öffentlichkeit erwartete, wie sich im Institut des Museums ein bildungsbürgerliches Element mit einem systemstabilisierenden Faktor vermenigen konnte, wie die Geschichte, näherhin deren epochal angelegte Betrachtung zu einer zentralen Deutungsinstanz wird.

In ihrer Gänze erfasst man die historisierende Dimension des 19. Jahrhunderts indes nur dann, wenn man den bislang erwähnten Stichworten und Einzelheiten noch das Denkmal hinzufügt. Von der Ruhmeshalle, um sich allein auf Münchner Beispiele zu beschränken, von der Ruhmeshalle mit der Bavaria an der Theresienwiese über die Feldherrnhalle am Odeonsplatz bis zum Siegestor, von den Denkmälern für Kurfürst Maximilian I. am Wittelsbacherplatz, für Max I. Joseph vor der

## Der Typus der historischen Biographie überflügelt alle anderen Darstellungsformen an Popularität und Verbreitung.

Oper oder König Maximilian II. in der Maximilianstraße über das monumentale Kaiser-Ludwig-Denkmal bis zur ganzen Fülle von einzelnen Personendenkmälern, die solche für Goethe und Schiller und Westenrieder einschließen: Die Denkmäler des 19. Jahrhunderts sind angefüllt mit Deutungen der Vergangenheit, sie sind in erster Linie immer zu lesen als die steingewordene Intention des Auftraggebers, der Initiator, sie werden zu Gradmessern der historischen Bedeutungszuweisung, sie sind beides in einem: Erinnerung an die Vergangenheit und ihre Heroen, Erinnerungstiftung für die Zukunft und die Nachgeborenen.

## II.

Ich breche an dieser Stelle meinen als solchen bezeichneten Spaziergang durch die Gefilde der Anschaulichkeit des Historischen ab. Der Schritt von der Phänomenologie zu Analyse und Interpretation ist, um ein weiteres Mal die Spaziergangsmetapher zu bemühen, in diesem Fall besonders steinig. Wenn man aber für das 19. Jahrhundert ein Spezifikum von so herausragender Art registriert, das dieses Zeitalter *grosso modo* sowohl vom 18. wie vom 20. Jahrhundert separiert, dann ist doch wohl der Gedanke naheliegend, in erster Linie danach zu fragen, was denn überhaupt neu ist an diesem 19. Jahrhundert, was denn der uns allen mehr oder weniger geläufige Umbruch vom 18. auf das 19. Jahrhundert an Innovationen bereithält und mit sich bringt. Ich darf mich in diesem Zusammenhang auf vier Hinweise beschränken:

1. Am Beginn des 19. Jahrhunderts, enger gefasst im Jahre 1806, kollabiert das System des immer so bezeichneten Alten Reiches. Wenn man vom Interludium des Rheinbundes absieht, dann werden durch diesen Kollaps des Alten Reichs die deutschen Staaten in ihre eigenstaatliche Souveränität entlassen, die seit 1815 dann überwölbt wird von



Foto: akg-images

*Karl Theodor von Pilotys Gemälde „Tod Alexanders des Großen“, entstand im Jahr 1886. Es steht beispielhaft für die Historienmalerei, die sich im 19. Jahrhundert international etablierte.*

der Konstruktion des Deutschen Bundes.

2. Unabhängig von diesem Zusammenbruch des Alten Reiches – und diesem teilweise vorausgehend – hatte der Vorgang der Säkularisation beziehungsweise der der Mediatisierung der geistlichen Fürstentümer nur grundstürzend zu nennende Veränderungen herbeigeführt. Uns allen ist der Befund geläufig, dass aus der Säkularisation ein Prozess der lebensweltlichen Säkularisierung erwuchs, hervorging, der sich alternativen Orientierungsangeboten mehr oder weniger bereitwillig öffnete.

3. Die Verwerfungen der napoleonischen Bündnispolitik, der Zusammenbruch des Alten Reiches, militärische Siege und Niederlagen, die glücklichen Zufälle von Allianzen und gelösten Bündnissen waren die Voraussetzungen für einen territorialpolitischen Umbruch, der am Beginn des 19. Jahrhunderts die politische Landkarte Deutschlands völlig verändert. Dieser Umstand evozierte die Integrationsproblematik, die Herausforderung, die neu hinzugewonnenen Territorien zu integrieren.

4. Trotz der Revolution von 1789 und der Umbrüche der napoleonischen Zeit überlebt in den Staaten des Deutschen Bundes und noch des Deutschen Reiches die Monarchie als Staatsform. Und dennoch gilt: Es ist eine andere Monarchie, mit der wir es im 19. Jahrhundert zu tun haben. Die keinerlei Rechtfertigungsdruck ausgesetzte Selbstverständlichkeit der monarchischen Idee des

vorrevolutionären Zeitalters ist vorbei, die Monarchie wird nunmehr an ihren Leistungen gemessen, sie ist, in Bayern schon seit 1818, an die Festlegungen einer Verfassung gebunden, sie muss als konstitutionelle Monarchie ihren Standort im Geflecht konkurrierender Mächte in Landtag und Bürokratie und Ministerium erst noch finden, sie ist der Fundamentalkritik republikanischer Visionen und dem Druck der nationalpolitischen Erregung ausgesetzt.

Unsere Sehweise des 19. Jahrhunderts ist häufig besetzt von gleichsam statischen Vorstellungswelten: wenn man so will von der Annahme einer biedermeierlichen Idylle im Vormärz bis zur Vorstellung einer selbstgefälligen Saturiertheit des Wilhelminismus. Wenn man allerdings hinter diese Vordergründigkeit blickt, dann erhellt sich – allein schon bei einer Beschränkung auf die deutschen Verhältnisse – ein Panorama dramatischer Herausforderungen an Staat und Gesellschaft. Und diese Herausforderungen sind zu einem ganz erheblichen Teil unmittelbare Folgen beziehungsweise langfristige Fernwirkungen eben jener Problemlagen, die ich in meinen vier Stichpunkten eben angedeutet habe.

Eine ganze Reihe dieser Herausforderungen – und hier sind wir nun unmittelbar bei unserem Thema – glaubte man im 19. Jahrhundert in besonders effizienter Weise allein mit einem Rückgriff auf die Vergangenheit bewältigen

zu können. Für solche Verwendungszusammenhänge hat sich der Begriff Geschichtspolitik eingebürgert, und in der Tat kann man unter diesem Rubrum einen ganz erheblichen Teil der vorgeführten Phänomenologie analysierend und interpretierend verstehen. Das lässt sich anhand diverser Beispiele gerade auch aus der bayerischen Geschichte überzeugend demonstrieren, was im Folgenden an zwei Details knapp zu veranschaulichen ist.

Das erste Beispiel nimmt Bezug auf die neuen Realitäten der monarchischen Ordnung. Die Verfassung von 1818 hatte ein System grundgelegt, das von einem Mächtedreieck, bestehend aus Monarch, Ministerium und Volksvertretung, gekennzeichnet war. In diesem Mächtedreieck, innerhalb dieser Konkurrenzsituation kam es für den Monarchen darauf an, ihm selbst und damit der monarchischen Idee Sympathien und Loyalitäten zuzuführen. Und als eine besonders erfolgversprechende Strategie der Sympathie- und Loyalitätseinwerbung wurde von den Monarchen des 19. Jahrhunderts die Geschichte, die Erfolgsgeschichte des regierenden Hauses eingeschätzt. Das gilt in extremer Weise für Bayern, näherhin etwa für die Geschichtspolitik König Ludwigs I.

Bei meinem Spaziergang durch die Gefilde der Geschichtsbegeisterung des 19. Jahrhunderts war auch von den Fresken in den Hofgartenarkaden die Rede gewesen, auch davon, dass sie er-

kennbar einem volkspädagogischen, mehr noch, einem hochgradig politischen Anliegen verpflichtet waren. Dieses Anliegen gilt es, im Sinne der hier angesteuerten Fragestellung, zu präzisieren. Bei einer genaueren Betrachtung der Themenauswahl wird nämlich sehr schnell deutlich, dass der Rang des Hauses Wittelsbach im Kontext der deutschen Geschichte diese Themenauswahl nahezu ausschließlich bestimmte.

*Die Verfassung von 1818 hatte ein System grundgelegt, das von einem Mächtedreieck, bestehend aus Monarch, Ministerium und Volksvertretung, gekennzeichnet war.*

Im Sinne einer solchen Konzeption erklärt sich sowohl die Dominanz des monarchischen Elements wie auch die Tatsache, dass die Zäsur zwischen dem Kurfürstentum und dem Königreich keine Maßgabe für das Bildprogramm darstellen konnte. Vielmehr lebt die Stimmigkeit eines Bildprogramms, das dem Kriterium der dynastischen Dignität verpflichtet ist, von einem solchen Element der Kontinuität, die bis in die Gegenwart hinein aufgezeigt werden kann.



Regionale Geschichtspolitik: Für die Neu-Bayern aus Würzburg ließ König Ludwig I. ein Denkmal des wohl wichtigsten mainfränkischen Fürst-

bischofs anfertigen: Julius Echter von Mespelbrunn (1545-1617). Noch heute hat es in Würzburg einen zentralen Platz in der Stadt.

Die beiden Fresken, die für das Neue Bayern des 19. Jahrhunderts stehen, beziehen sich auf die beiden zentralen Bereiche, in denen sich Leistung und Bedeutung einer deutschen Dynastie manifestieren können: auf die Vorbildhaftigkeit der inneren Ordnung und auf die nationale Zuverlässigkeit gegenüber dem äußeren Feind.

Der Präsentation einer solchen Geschichtsdeutung im Medium des Historienzyklus wuchs aus der Sicht des Monarchen, Ludwigs I., die Aufgabe zu, Überzeugungsarbeit zu leisten. Das bayerische Volk sollte aus der demonstrierten Vorbildhaftigkeit monarchischen Handelns in der Vergangenheit die Loyalität gegenüber der monarchischen Idee und dem Träger des monarchischen Prinzips in der Gegenwart ableiten. Das meint Geschichtspolitik angesichts der Gefährdungen und Möglichkeiten der neuen konstitutionellen Ordnung.

Zum zweiten Beispiel: Es war im Zusammenhang der Herausforderungen, die das 19. Jahrhundert für die bayerische Staatspolitik bereithielt, von der Integrationsproblematik die Rede, von den Zwängen, aus den altbayerischen und den neubayerischen Gebietsteilen des Königreichs Bayern eine homogene staatliche Einheit zu formen.

König Ludwig I. war überzeugt davon, dass die Bewohner der neuen Provinzen umso eher bereit und willens waren, die Wirklichkeit des neuen Gesamtstaates anzuerkennen, je mehr dieser ihnen ihre regionalen und teilweise lokalen Traditionen beließ. Diese Überzeugung setzte der König in einer regionalistisch zu nennenden Geschichtspolitik um: Keinen der altbayerischen Erinnerungsbestände machte er für die Franken und Schwaben verpflichtend;

die Augsburger erhalten vom König vielmehr ein – man könnte sagen ihr – Fuggerdenkmal, die Würzburger ein Denkmal für Julius Echter von Mespelbrunn, die Erlanger ein solches für Markgraf Friedrich von Brandenburg; die historische Vereinsarbeit wird auf der Ebene der einzelnen Kreise, der heutigen Regierungsbezirke, organisiert; und in der Ikonographie der großen Münchner Denkmäler sind immer alle acht Kreise des Königreichs präsent: Schauen Sie sich daraufhin einmal das Siegestor, die Fassade des Festsaalbaus der Residenz, die Dekorationen der Ruhmeshalle an!

### III.

Die Zuwendung zu dergestalt gebündelten Sanierungsstrategien angesichts der Provokationen, denen die bayerische Politik im 19. Jahrhundert ausgesetzt war, ist zwar geeignet, die Frage nach den präzisen Anteilen der Geschichte innerhalb solcher Verbundsysteme zu beantworten, die Frage nach den tieferen Ursachen für den spezifischen Rang des Historischen in Politik und Öffentlichkeit des 19. Jahrhunderts indes bleibt auch nach dieser Präzisierung noch offen.

Hier wird man gedanklich erst dann einen Schritt weiterkommen, wenn wir die Betrachtungsweise auf die deutschen Verhältnisse, auf das Szenario der so bezeichneten nationalen Frage ausdehnen. Zwar ist immer wieder mit guten Gründen darauf hingewiesen worden, dass die Unterscheidung, die Friedrich Meinecke in diese Debatte eingebracht hat, nämlich diejenige zwischen Kultur- und Staatsnation, eher als ein idealtypisches Konstrukt denn als eine Abbildung der Wirklichkeit zu gelten habe.

Aber wenn man sich jener, sicherlich zutreffenden, Beschränkung bewusst ist, dann ist es auch heute noch hilfreich, mit dieser Differenzierung zu laborieren.

Und der Kern dieser Differenzierung besteht nach Friedrich Meinecke darin, dass es – wie etwa in den USA oder auch in Frankreich – nationale Ordnungen gibt, die sich primär über ihre gemeinsame Staatlichkeit definieren und daneben solche, denen dies nur im Rückgriff auf die gemeinsame Sprache, auf die gemeinsame Kultur, auf die gemeinsame Geschichte gelingt. Solche Differenzierung zu Ende zu denken führt dann zu dem Befund, dass im mitteleuropäischen Raum, der über keine staatlich dimensionierten Kriterien für Nationalstaatsgründungen verfügte, dass also im mitteleuropäischen Raum unter Einschluss Böhmens und Italiens die gemeinsame Vergangenheit als identitätsstiftende Mitte mit einer erheblichen gemeinschaftsbildenden Kraft in den Vordergrund trat. Wenn es bei uns hier um Bayern, um die Verhältnisse des Königreichs geht, dann wird ein weiterer Zusammenhang zentral: In dem Maße, in dem der Rang der Geschichte im Kontext der deutschen Nationalidee an Bedeutung gewann, verschaffte sie – die Geschichte – sich Bedeutung auch bei der Konstruktion eines konkurrierenden bayerischen Nationalbewusstseins. Man spricht ja wohl zu recht von zwei verschiedenen, wie gesagt miteinander konkurrierenden Formen des Nationalismus, von zwei verschiedenen Nationalideen, wenn man auf die deutschen Verhältnisse – und das noch weit

### *Neben der deutschen Nationalidee, die auf die Schaffung eines gesamtdeutschen Nationalstaates abhob, stand die einzelstaatliche – etwa, besonders scharf ausgeprägt, die bayerische – Nationalidee.*

über die Jahrhundertmitte hinaus – schaut: Neben der deutschen Nationalidee, die auf die Schaffung eines gesamtdeutschen Nationalstaates abhob, stand die einzelstaatliche – etwa, besonders scharf ausgeprägt, die bayerische – Nationalidee. Der ging es gerade um die Bewahrung dieser einzelstaatlichen Souveränität.

So scharf diese beiden Nationalideen miteinander konkurrierten, in einem Punkte wiesen sie eine strukturelle Ähnlichkeit auf. Während die deutsche Nationalidee auf keinerlei staatliche Fundierung zurückgreifen konnte und deswegen, wie wir gesehen haben, das gemeinsame deutsche Erbe ins Zentrum rückte, konnte sich zwar der bayerische Nationalgeist – zumindest unter den Bedingungen des Deutschen Bundes – auf ein gleichsam geordnetes und stabiles Staatswesen, das Königreich Bayern eben, beziehen, das aber gleichwohl in seiner Legitimation von den nationaldeutschen Kräften außer- wie innerhalb Bayerns massiv in Frage gestellt wurde. Angesichts solcher Infragestellung ging die bayerische Nationalidee eine ähnlich enge Bindung mit der bayerischen Geschichte ein, wie das im Falle der deutschen Nationalidee und ihrer Liaison mit der deutschen Geschichte zu beobachten ist.

Ich stelle kurz den Zusammenhang her. Ausgangspunkt meiner Überlegungen war die Phänomenologie der Geschichtsbegeisterung des 19. Jahrhunderts. Um diese zu verstehen und erklä-

ren zu können, erschien es sinnvoll, nach den grundstürzenden Veränderungen am Beginn des 19. Jahrhunderts und nach den damit verbundenen Herausforderungen zu fragen. Dabei zeigte es sich, dass manche dieser Herausforderungen mittels geschichtspolitischer Strategien angegangen werden konnten, tatsächlich auch angegangen wurden. Und die tiefere Ursache, warum man angesichts politisch-gesellschaftlicher Problemstellungen an die Wirkungsmacht ausgerechnet der Geschichte glauben mochte, erkannten wir in der Struktur des deutschen beziehungsweise des bayerischen Nationalgedankens, der gemäß der eigenen Wahrnehmung zur Stabilisierung seiner Konsistenz jeweils auf die Geschichte angewiesen war.

Die politische Wirkungsmächtigkeit des historischen Appells und die Erfolgsperspektiven einer staatlichen Geschichtspolitik lassen sich – soweit das bisherige Fazit – angesichts der nationalpolitischen Bedingungen in Deutschland bis zu einem gewissen Grad erklären.

Der politisch motivierte Umgang mit der Geschichte zielt auf eine Verknüpfung der Gegenwart mit der Vergangenheit, auf eine Stilisierung der immer wieder zitierten historischen Grundlagen als Basis der Gegenwart und hegt von daher die Hoffnung auf staatspolitische Wirkungen solcher Erinnerung.

Wenn wir uns indes nochmals die ganze Fülle der Geschichtsbegeisterung des 19. Jahrhunderts vor Augen halten und wenn wir registrieren, dass es dabei – in der Kunst, in der Literatur, auf der Bühne, aber auch im individuellen Lebensstil – Phänomene zu beobachten gilt, bei denen man sich mit geschichtspolitischen Erklärungsmustern erkennbar schwer tut, dann haben wir es mit Zusammenhängen zu tun, die jenseits des staatlich-politisch-gesellschaftlichen Raumes angesiedelt sind und die möglicherweise auf anthropologische oder philosophische Grundannahmen in der Perspektive des deutschen Idealismus und der romantischen Bewegung verweisen.

Und doch ist es dann immer wieder die Schärfe der Zäsur um 1800, die in den Vordergrund tritt, was die österreichische Historikerin Grete Klingenstein vor Jahrzehnten in griffige Formulierungen goss: „Es ist auch, als ob sie (die Herrscher und Völker) durch die gemeinsame Erinnerung zu den Ursprüngen zurückkehren wollten, wo sie das Wissen von Herkunft und Bestimmung aufbewahrt und den Kern des eigenen Wesens unverletzt glaubten. Als ob sie in der Rückkehr Halt und Beständigkeit suchten für Patriotismus und Nationalismus, für den neuen Gemeinschaftsinn, dem sie sich inbrünstig hingaben, als im Geschiebe der Umbrüche um 1800 die alten Bande der sozialen Zuordnung und Zusammengehörigkeit in Stadt und Land rissig wurden.“ □

*Der Beitrag fasst Überlegungen zusammen, die der Autor am 13. Oktober 2006 im Rahmen der Tagung „Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege – Bilanz nach 100 Jahren“ vortrug; gedruckt in: Egon Johannes Greipl und Hans-Michael Körner (Hrsg.): 100 Jahre Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Bd. 1: Bilanz; Regensburg 2008; S. 23–28.*

# Die Modernität des Sozialen.

## Gerhart Hauptmanns „Die Weber“ und die literarische Avantgarde

Tim Lörke

### I.

Gerhart Hauptmanns sozialkritisches Theaterstück „Die Weber“ eroberte sich mit einem Knall seinen Platz in der deutschen Literaturgeschichte. Denn das Stück war bei seiner ersten öffentlichen Aufführung 1894 im Deutschen Theater in Berlin tatsächlich etwas Unerhörtes: Nicht allein seiner brisanten politischen Thematik wegen, an der die zuständigen Behörden denn auch gehörig Anstoß nahmen, sondern auch aufgrund seiner formalen Avanciertheit. Hauptmann musste damit rechnen, sowohl bei den staatlichen Behörden als auch bei der literarischen Öffentlichkeit auf Widerstand zu stoßen. Der Skandal ließ auch nicht lange auf sich warten.

Der Aufführung vorangegangen war ein Streit um das Zensurverbot. Bezeichnenderweise wurde das Verbot nicht damit begründet, das Stück stelle wahrheitswidrig die Zustände dar, die zum schlesischen Weberaufstand im Jahr 1844 führten. Im Gegenteil: Die Theaterpolizei begründete ihr Verbot mit der historischen Stimmigkeit des Stücks, die durch eine gelungene Inszenierung aufrührerisch wirken müsse und vor allem den der Sozialdemokratie zugeneigten Teil der Bevölkerung zum Aufstand anstacheln könne. Hauptmanns Anwalt klagte gegen das Verbot, schließlich handele es sich doch um die Darstellung von historischen Ereignissen, die mittlerweile fünfzig Jahre zurücklägen. Doch erwiderte der Berliner Polizeipräsident, der zeitliche Abstand sei unerheblich, „da die im Stück beschriebene Gesellschaftsordnung noch die gegenwärtige sei“.

Für die Frage nach der Modernität des Sozialen in literarischer Perspektive ist daran zweierlei bemerkenswert: zum einen die gelassene, aus heutiger Sicht zynisch anmutende Haltung, mit der das wilhelminische System hier zu seinen Klassenschranken steht. Es wird ja gar nicht bestritten, dass unter den schlesischen Webern das Elend groß war und nicht zuletzt durch die kapitalistische Wirtschaftsordnung hervorgerufen wurde. Und zweitens wird von den Zensurbehörden die Verbindung gezogen von Hauptmanns Drama und dem Autor selbst zur sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Es wird eine Nähe postuliert von Naturalismus und Sozialdemokratie, ja, der Naturalismus wird als künstlerischer Arm der Sozialdemokratie wahrgenommen.

Gerhart Hauptmann hat dies für seine Person und sein Stück immer zurückgewiesen, die literaturwissenschaftliche Forschung hat dies trotzdem immer wieder zum Anlass genommen, über den Stellenwert der sozialen Frage für die naturalistische Dichtung – und damit für die beginnende literarische Moderne am Ende des 19. Jahrhunderts nachzudenken.

### II.

Vom 4. bis 6. Juni 1844 kommt es in Schlesien zur Revolte der Weber, die blutig niedergeschlagen wird. Die amtliche Untersuchung der Vorgänge nennt die „Not der Leinen-Arbeiter“ die Ursache. Der Aufstand wird in der Folge



Dr. Tim Lörke, Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Deutsche und Niederländische Philologie der Freien Universität Berlin

Gegenstand einer ganzen Reihe von literarischen Texten, von denen Heinrich Heines Gedicht „Die Weber“ sicherlich der bekannteste ist.

Im Sommer 1890, also 46 Jahre nach dem Aufstand, beginnt Gerhart Hauptmann mit den Vorarbeiten zu seinem Stück „Die Weber“. Neben seiner Lektüre wissenschaftlicher Darstellungen der Revolte unternimmt er zwei Reisen ins Webergelände. Auf der ersten begleitet ihn der dem linken SPD-Flügel angehörende Redakteur Max Baginski. Auf seinen Reisen spricht Hauptmann mit noch lebenden Augenzeugen des Aufstands. Daran zeigt sich bereits der für den Naturalismus typische, gleichsam dokumentarische Anspruch: Der dichterische Schaffensprozess wird unterstützt oder doch zumindest vorbereitet durch eine nahezu wissenschaftliche Recherche. Ende 1891 kann Hauptmann die Arbeit an der Dialektfassung „De Waber“ abschließen. Damit das Stück auf deutschen Bühnen aufgeführt werden kann, schließt Hauptmann eine zweite Fassung „Die Weber“ an, die sich sprachlich dem Hochdeutschen zwar annähert, aber noch immer von Regionalismen deutlich geprägt ist.

Der 1. Akt der „Weber“ ist ein dramaturgisches Meisterstück, das schonungslos die schlesischen Verhältnisse aufdeckt. Im Kontext des Fabrikherrn müssen die Weber das von ihnen hergestellte Leinen prüfen lassen, um den kargen Lohn ausgezahlt zu bekommen. Deutlich wird dabei, dass alle Weberfamilien unter Hunger und den nachfolgenden Krankheiten leiden, dass die Armut auch zur Einschränkung der Arbeitskraft führt und wie das auf Ausbeutung angelegte System organisiert ist, in dem die Weber ihre Arbeitsergebnisse und damit letztlich ihre eigene Arbeitskraft verkaufen.

Das besondere dramatische Potential ergibt sich aus der Figurenführung, die den vielen Webern den einen Fabrikanten gegenüberstellt, der sich seiner

sozialen Verantwortung entzieht und noch darüber klagt, als wohlhabender Mann von den armen Webern immer nur bedrängt und um Geld angegangen zu werden. Diese antithetische Figurenkonstellation gewinnt an psychologischer Glaubwürdigkeit durch die Einführung von drei Figuren, die gewissermaßen zwischen den Webern und dem Fabrikanten stehen: der Expedient, der Kassierer und der Lehrling, die zwar sozial eher zu den Webern zählen, es aber beruflich geschafft haben, durch die Anstellung in der Fabrik aufzusteigen und sich so von ihren eigentlichen Wurzeln zu entfremden. Erst diese drei Figuren helfen Hauptmanns Stück über die Gefahr offensichtlicher Polemik hinweg, denn dass die Weber arm und gut sind und der reiche Fabrikant böse, wäre keine künstlerisch befriedigende Lösung. Doch die perfide Bosheit, mit der die drei Angestellten agieren, wie sie sich lustig machen über die Weber und jede Verantwortung weit von sich schieben, lässt die soziale Kälte und Herzlosigkeit erst richtig deutlich werden.

Die nächsten drei Akte vertiefen die Darstellung der Not am Beispiel einer Familie, ehe in der Schankstube der Entschluss zum Aufstand fällt und die Erregung der Weber immer weiter ansteigt, ehe sie sich in der Gewalt gegen den Fabrikbesitzer entlädt. Hauptmann begründet den steigenden Zorn mit den sozialen Verhältnissen und zeigt, wie sich die immer gleiche Abfolge von Demütigungserfahrungen auf die Verzweiflung der Weberfamilien auswirkt.

Die Revolte wird von Hauptmann dargestellt als ein ekstatisches Ereignis, das sich nahezu jedem bewussten Entschluss der Weber zu entziehen scheint. Sie entspringt einzig der emotionalen Erregung, die durch die kreisende Branntweinflasche nur verstärkt wird. Die Revolte als Delirium und Raserei? Die Rezeption hat verschiedentlich daran Anstoß genommen und darin eine Distanzierung Hauptmanns von den wütenden Webern erkennen wollen. Doch verkennt diese Sicht die eigentliche Stoßrichtung von Hauptmanns Stück: Denn Hauptmann will gerade vorführen, wie die sozialen Gegebenheiten die Handlungen der Weber determinieren. Der Aufstand erscheint so als die nur folgerichtige Konsequenz der Ausbeutung durch die Fabrikanten.

Endeten „Die Weber“ mit dem 4. Akt, wäre eine Nähe zur Arbeiterbewegung möglich. Das Stück würde sich dann in den Dienst der Sozialdemokratie stellen, wie es die Zensurbehörden befürchteten. Es gibt jedoch noch den 5. Akt, der die Aussage des Stücks differenziert. Er spielt am Tag nach dem Sturm auf das Haus des Fabrikanten. Wie bei jeder Ekstase, folgt die Ernüchterung. Die Weber müssen einsehen, dass ihr Gegner mächtiger ist. Das Militär unterstützt die Fabrikanten, es gibt Tote. Sodann müssen die Weber erkennen, kein durchdachtes politisches Programm zu haben und keinerlei politische Organisationsform. Der Aufstand, der sich aus der sozialen Lage ergibt, hat keinen Rückhalt. Er ist nur eine aggressive Entladung der aufgestauten Demütigungsgefühle.

Das Dilemma der Weber stellt Hauptmann in zwei antithetischen Figuren dar: dem alten Hilse und seiner Schwiegertochter Luise. Hilse wendet sich gegen die Revolte, er ist fromm und monarchistisch. Seiner Meinung kommt moralische Bedeutung zu, weil er doch – im Gegensatz zu den verschiedenen bürgerlichen Figuren, die ebenfalls gegen den Aufstand sind – als Weber die Not und das Elend am eigenen Leibe erfahren hat. Luise betont dagegen das Recht auf Leben. Ihre Kinder sind bereits verhungert. Luise schließt sich den Aufständischen an, der alte Hilse bleibt in seinem Lehnstuhl am Fenster, wo ihn

eine verirrte Kugel trifft. Mit diesem theatralischen Effekt enden die „Weber“. Ratlosigkeit steht am Ende des Stücks.

Und die Parteinahme für die Arbeiterbewegung? Hauptmann schreibt kein Stück, das sich einfach für die sozialdemokratische Agitation eignen würde. Es stellt eher eine paradoxe Mischung dar aus nüchterner Analyse der Situation auf Basis einiger naturalistischer Überzeugungen und dramatisch-kunstvoller Gestaltung.

### III.

Bevor das Verhältnis des Naturalismus zur Arbeiterbewegung beleuchtet wird, sei der Naturalismus als künstlerische Bewegung und Schreibweise näher vorgestellt. Daran werden dann auch einige der Kunstgriffe Hauptmanns deutlich.

Der Naturalismus formiert sich etwa in den letzten zehn Jahren des 19. Jahrhunderts. Er versteht sich als eine Avantgardebewegung. Künstlerische Avantgarden im Allgemeinen wollen nicht nur auf die Kunst wirken und neue Schreibweisen und Darstellungsformen etablieren. Zum avantgardistischen Anspruch gehört immer auch die Beeinflussung des Lebens und der gesellschaftlich akzeptierten Denkweisen. Avantgarden eignen ein sinnstiftender Zug. Darum müssen Avantgarden gewissermaßen aggressiv auftreten und auf Frontbildung bedacht sein. Erst die Konfrontation mit den etablierten Formen des Schreibens und Denkens lässt das ersuchte Neue hervortreten. Avantgarden kämpfen um die Aufmerksamkeit des Publikums und wollen sich besonders von den akzeptierten und tonangebenden Bewegungen abgrenzen.

Der Naturalismus versteht sich als Gegenentwurf zum poetischen oder bürgerlichen Realismus, wie er vor allem mit den Namen Wilhelm Raabe und Theodor Fontane verknüpft ist. Die Elendschilderung in Hauptmanns „Webern“ verdeutlicht das. Der Realismus verweigert die Darstellung des Elends, allenfalls verklärt ist sie möglich. Bei Fontane verströmt die Kleine-Leute-Wohnung Wärme und Gemütlichkeit, auch dort findet sich Geborgenheit. Bei Hauptmann ist von Wärme, Gemütlichkeit, Geborgenheit nichts zu sehen: Das Elend ist nackt, weil es ungeschönt dargestellt wird. Der Realismus unterscheidet zwischen der „bloßen Sinnenwelt, dem bloß Handgreiflichen“ und dem „Wahren“, wie Fontane in einem Aufsatz programmatisch feststellt. Der Realismus zieht eine scharfe Grenze zwischen Kunst und Realität. Die Realität wird in der Kunst nicht einfach abgebildet oder dokumentarisch erfasst, vielmehr ermöglicht erst die Kunst mit ihren ästhetischen Strategien die Erfassung der Wahrheit. Eine „schöne Seele“, so Fontane, müsse „das Ganze beleben“. Damit schließt der Realismus letztlich an die deutsche klassische Ästhetik an. Deswegen ist der deutsche Realismus auch deutlich hinter der scharfen Gesellschaftskritik zurückgeblieben, die in England oder Frankreich mit Namen wie Dickens, Balzac oder Zola verknüpft ist. Die künstlerische Darstellung der Welt fügt etwas Schönes hinzu, was eben auch bedeutet, dass das offensichtliche Elend entweder überhaupt nicht gezeigt werden kann, weil es nicht schön ist, oder nur so verbrämt gezeigt werden kann, dass eine kalmierend-ästhetische Wirkung davon ausgeht. Eng damit verbunden ist die Preisgabe einer Idee der Objektivität, wie sie etwa Flaubert in Frankreich proklamiert. Eine subjektive Haltung bestimmt den dichterischen Schaffensprozess, der die wahrnehmbare Welt in eine idealisierte, gleichsam künstliche Wirklichkeit überführt.



Foto: ak-images

Gerhart Hauptmann, hier porträtiert von Lovis Corinth im Jahr 1900 – sechs Jahre zuvor wurden Hauptmanns „Weber“ in Berlin uraufgeführt.

Das hierin ausgesprochene künstlerische Problem dreht sich um eine Bestimmung von Wahrheit. Für den Realismus ergibt sich Wahrheit nur im Kunstwerk, weil die Kunst durch die Fiktionalisierung, also die absichtlich komponierte Gestaltung einer dargestellten Welt die darin waltende Schönheit zum Ausdruck bringt. Die tatsächliche Welt kann damit bewiesenermaßen als schön gelten. Von einem solchen Wahrheitsbegriff will sich der Naturalismus als künstlerische Avantgardebewegung scharf absetzen. 1892 versucht der Kritiker Leo Berg, den Naturalismus zu definieren. Er bringt eine Reihe von Begriffen in Anschlag, um sich dem Phänomen zu nähern, und findet unter anderem den Begriff der „Naturwahrheit“. Der Naturalismus wird somit bestimmt als eine „Rückkehr zur Natur und Befreiung von künstlichen Regeln“.

Der Dichter und Literaturtheoretiker Arno Holz greift diese Meinung auf. Er findet eine mathematisch anmutende Formel, um den Kunstbegriff des Naturalismus auf den Punkt zu bringen und

vom Realismus abzusetzen: Kunst = Natur – X. Die Variable X steht in seiner Gleichung für die Kunstmittel, die ästhetischen Strategien, die nach Holz' Ansicht die Darstellung der Natur in der Kunst notwendigerweise verfälschen. Nach dieser Auffassung ist die Darstellung der Wahrheit in der Kunst genau genommen nicht möglich, weil Kunst die Wahrheit immer verfälscht. Der Naturalismus bezieht somit theoretisch die genaue Gegenposition zum Realismus: Dessen Formel könnte man ja als Kunst = Natur + X bezeichnen, weil für den Realismus die Kunstmittel erst die Wahrheit ans Licht fördern. Der Naturalismus will dagegen eine Annäherung an die gegebene natürliche Wahrheit leisten und rechnet mit der Unvollkommenheit seiner Mittel. Darin liegt die spezifische Modernität des Naturalismus, die einige literarische Konsequenzen zeitigt und den Naturalismus zu etwas skandalträchtig Neuem macht. In ein literarisches Feld, das dominiert wird von idealistischer Verbrämung, platzt der Naturalismus mit seinem

Anspruch, Wahrheit möglichst schonungslos zu zeigen.

Der revolutionäre Zug bestimmt das Selbstbild derjenigen Künstler, die sich zum Naturalismus zählen. Die meisten Naturalisten sind zwischen 20 und 30 Jahre alt sind. Den Ton bestimmt die Generation der um 1860 Geborenen. Der Naturalismus kann damit als eine Jugendbewegung gelten wie zuvor der Sturm und Drang, die Frühromantik oder der spätere Expressionismus. Als Gruppe finden sich die Naturalisten zusammen, um ihren Widerspruch gegen eine aus ihrer Sicht falsche und verbrauchte Kunst zu artikulieren. Angesichts der gewählten Sujets kann sich zudem der Eindruck aufdrängen, ihr revolutionärer Furor richte sich auch gegen die soziale Einrichtung der Welt, die als fundamental ungerecht empfunden wird. Die soziale Frage wird zum Thema der Dichtung, kleine Handwerker und Proletarier steigen auf zu den Helden der Kunst.

Die Protestbewegung des Naturalismus muss sich selber organisieren, um

sich gegen die dominierenden Kunstströmungen durchzusetzen, aber auch, um die notwendige Öffentlichkeit herzustellen. Dazu schafft sich der Naturalismus eine eigene institutionelle Infrastruktur. Es werden Zeitschriften gegründet, und Vereine ermöglichen als neuartige Theaterorganisationen die Aufführung von Stücken unter Umgehung der Zensur. Gerade in dieser organisatorischen Zielstrebigkeit erweist sich das avantgardistische Potential des Naturalismus, der damit zum Vorreiter wird für die nachfolgenden literarischen Bewegungen der Moderne. Noch die antinaturalistischen Schulen des Ästhetizismus und des Symbolismus greifen auf die institutionellen Modelle des Naturalismus zurück.

Noch etwas kennzeichnet den Naturalismus als typische Avantgardebewegung: die hohe Zahl der theoretisierenden Manifeste, die Ziele und Schreibweisen der Gruppe definieren. Dabei mangelt es oft an einer übergreifenden Idee, weil die Naturalisten sich zwar nach außen als Gruppe konturieren, im



Foto: akg-images

Das Plakat zu einer Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Weber“ zeichnete der böhmische Maler Emil Orlik (1870-1932).

Inneren aber verschiedene Auffassungen bestehen, die erst ausgehandelt werden müssen. Darum gibt es eine deutlich umrissene naturalistische Dichtung nicht. Allenfalls eine Vorliebe für gewisse Themen und literarische Darstellungsweisen verbindet die Autoren miteinander. So kann der Begriff Naturalismus zu einem Synonym für moderne Dichtung frei von inhaltlich-programmatischen Festlegungen werden. Noch Thomas Mann nimmt ihn für seinen 1901 erschienenen Roman „Buddenbrooks“ in Anspruch, obwohl „Buddenbrooks“ kaum eine der poetologischen Vorgaben des Naturalismus erfüllt, wie sie von den Theoretikern der Bewegung aufgestellt wurden.

Wie kann man also bei einer so dynamischen Bewegung wie dem Naturalismus zu etwas wie einer festen Bestimmung, einer Definition kommen, um den Naturalismus von anderen literarischen Strömungen sinnvoll abzugrenzen? Der Naturalismus greift in zwei Bereiche aus, denen sich andere eher verweigern. Einerseits orientiert sich der Naturalismus an der modernen Naturwissenschaft, andererseits prägt ein sozialkritisches Engagement die naturalistische Bewegung.

Der Siegeszug der Naturwissenschaften als meinungsbildende Leitwissenschaft setzt mit der Gründung des deutschen Kaiserreichs ein. Darauf reagiert vor allem das Bildungsbürgertum mit Ablehnung, bedeutet er doch den Verlust

der Deutungshoheit. Einem dunklen, immer raunenden Begriff von Kultur zugetan, versucht das Bildungsbürgertum, sein sinnstiftendes Potential zu bewahren. Kultur soll es ermöglichen, den eigentlichen, tieferen Sinn des Lebens wahrzunehmen. Die Naturwissenschaften setzen sich davon natürlich sehr deutlich ab. In literarischen Werken von Autoren, die zum Bürgertum zählen und auch für das Bürgertum schreiben, spielen die Naturwissenschaften keine Rolle, allenfalls wird aus kritischer Perspektive ein Blick darauf geworfen. Der Naturalismus hingegen ist die erste literarische Strömung, die sich auf die zeitgenössischen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse bezieht und diese produktiv macht für die Literatur. Darin liegt das besondere Verdienst des Naturalismus als einer modernen Literaturströmung.

Darin erweist sich zugleich der protestierende, revolutionäre Charakter des Naturalismus. Denn er richtet sich ja unter anderem auch gegen die bürgerliche Einrichtung der Welt. Die zuvor beschriebene Absetzung des Naturalismus vom Realismus, der bürgerlichen Schreibweise schlechthin, findet ihre Parallele in der naturalistischen Absetzung vom Bürger als Helden der Literatur. Diese wiederum wird gewissermaßen naturwissenschaftlich begründet. Unter Rückgriff auf den naturwissenschaftlichen Positivismus des 19. Jahrhunderts verabschiedet der Naturalismus

die klassischen Grundlagen der Dichtung und stößt damit das Bürgertum vor den Kopf. In der naturalistischen Perspektive erscheint der Mensch nicht länger als selbstbestimmtes Ich, das moralischen Gesetzen verpflichtet ist, sondern als fremdbestimmt durch soziale und biologische Faktoren. An die Stelle der Bildungserlebnisse, die den Menschen zu einem vollgültigen Mitglied der Gesellschaft heranreifen lassen, wie es seit Goethes „Wilhelm Meister“ zum deutschen Romanmuster verfestigt war, treten Vererbung und Milieu.

Die Naturalisten übernehmen ihre Vorstellungen von den französischen Wissenschaftstheoretikern Auguste Comte und Hippolyte Taine. Comte wendet sich gegen Spekulation und Metaphysik, an ihre Stelle setzt er Beobachtung und Experiment. Der Mensch ist nach Comte das Produkt seiner Herkunft und Umwelt. Für seinen Schüler Taine wirkt die Trias Rasse – Milieu – Zeit zusammen, um den Menschen grundlegend zu prägen. Im deutschen Naturalismus bestimmt gerade der Milieugedanke die Ästhetik. Themen, Figuren und Handlung sind vom Milieu bestimmt. Die Weber in Hauptmanns Stück bieten dafür ein hervorragendes Beispiel, weil ihr Aufstand gerade nicht das Ergebnis einer autonomen Entscheidung ist, sondern sich aus ihrer sozialen Situation ergibt.

Ergänzt wird die Bestimmung des Milieus um einen biologischen Deter-

minismus. Dafür kann Hauptmanns Drama „Vor Sonnenaufgang“ als Beispiel dienen, weil darin das für die Handlung zentrale Motiv des Alkoholismus und seiner Vererbbarkeit auf die biologische Vorherbestimmung des Menschen verweisen. In den Mittelpunkt naturalistischer Dichtung rückt damit der Mensch in seiner Gebrechlichkeit, die als Konsequenz äußerer, nicht zugänglicher oder veränderbarer Faktoren vorgeführt wird.

Daran schließt das sozialkritische Engagement an, schließlich sind die meisten naturalistischen Figuren Vertreter armer Milieus, in die sie hineingeboren werden. Die Herausbildung eines modernen Industrieproletariats in seinem Elend und die soziale Frage sind für den Naturalismus zentrale Themenstellungen. Auch dies wiederum zeitigt Konsequenzen für das Verhältnis von Bürgertum und Naturalismus, denn das Engagement für die Arbeiterklasse geht einher mit Kritik und Zweifel an der bürgerlichen Gesellschaft und am Kapitalismus. Das doppelte revolutionäre Potential des Naturalismus relativiert zunächst die Autonomie des Ichs, um sodann die gesamte gesellschaftliche Einrichtung infrage zu stellen.

An Gerhart Hauptmanns „Webern“ lassen sich beide Tendenzen zeigen: In den „Webern“ gibt es nicht den einen Helden und Protagonisten. Die Handlung verteilt sich auf verschiedene Figuren, die aber allesamt dem Weberstand

zugehören: an die Stelle des Einzelnen tritt das Kollektiv. Das Kollektiv wiederum ist durch seine Milieuzugehörigkeit geprägt. Die vorgeführten Figuren leben ein von anderen ihnen vorbestimmtes Leben in Armut und Abhängigkeit vom kapitalistischen System. Damit kündigen Hauptmanns „Weber“ alle Verpflichtungen der bürgerlich-realistischen Literatur auf: Anstelle der Figurenpsychologie regiert hier die Abhängigkeit vom Milieu, das Elend wird nicht beschönigt, sondern in seinen radikalen Folgen drastisch aufgezeigt, statt eines sympathischen Helden tritt ein ganzes Figurenensemble auf, das den Einzelnen als bedeutungslos angesichts der Masse vorführt.

Hauptmanns „Weber“ sind darum mit Recht als das bedeutendste soziale Drama der deutschen Literatur bezeichnet worden. Zu fragen bleibt, was das für das Verhältnis von Naturalismus und Sozialismus bedeutet.

#### IV.

Gerhart Hauptmann weist zurück, Sozialist zu sein oder einer Partei nahezustehen, weil er sich das freie Dichtertum nicht durch die Befolgung einer politischen Doktrin verstellen lassen will. Er beharrt auf der absoluten Autonomie der Kunst, die sich nicht in den Dienst einer Sache stellen will. Und doch gibt er in einem Interview mit der amerikanischen Zeitschrift „New York World“ zu, zwar kein Prediger sein zu wollen, aber doch der Hoffnung angehangen zu haben, die Welt und den Menschen durch seine Kunst ein wenig besser, ein wenig freundlicher, ein wenig barmherziger machen zu können.

Damit ist bereits der zentrale Konflikt angesprochen, der das Verhältnis von Naturalismus und Sozialdemokratie belastet: Die Autonomie der Kunst, die ihren eigenen Regeln folgt, ist nicht ohne Weiteres mit einem politischen Programm in Einklang zu bringen. Der 5. Akt der „Weber“ zeigt das ganz deutlich, weil er das Agitationspotential des Stücks durch die Reflexion weiterer, widersprüchlicher Positionen abschwächt. Entsprechend hat denn auch eine sozialistisch-marxistisch orientierte Literaturkritik den 5. Akt abgelehnt, weil er gewissermaßen die bürgerliche Perspektive auf der Inhaltsebene einführe – die Ablehnung des Aufstands – und die bürgerlichen Erwartungen an die Kunst erfülle durch den effektheischenden Tod des alten Webers, der damit gleichsam zum Opfer der eigenen Kollegen wird. Die politische Inanspruchnahme der Kunst geht immer auf eine Verdeutlichung und Zuspitzung aus, die aus ästhetischer Sicht als unbefriedigend empfunden werden muss.

Und umgekehrt stört sich die SPD am Naturalismus. 1896 kommt es auf dem Parteitag zur Naturalismusdebatte. Hier werden im Ansatz bereits Argumente aufgeführt, die die weitere sozialistische Auseinandersetzung mit dem Naturalismus bestimmen. Abgelehnt wird gerade das naturalistische Menschenbild: zum einen, weil der Gedanke der grundsätzlichen Determiniertheit Veränderungen als unmöglich scheinen lässt, zum anderen, weil die Darstellung des Elends mit der Betonung von Schmutz und Verrohung verbunden ist. Die eigentliche Distanz der Naturalisten zur Arbeiterbewegung hat diese genau wahrgenommen. So bleibt es das Verdienst des Naturalismus, die soziale Frage zum Gegenstand der Kunst gemacht zu haben – auch wenn die naturalistischen Antworten kritisch ausfallen. □

## Projektion. Ein Paradigma zur Deutung moderner Kunst

Hubertus Kohle

Die Projektion kann als eine Kategorie gedeutet werden, die auf fundamentale Art und Weise das Verhältnis des Menschen zur Außenwelt charakterisiert. Man hat sie als das Schlüsselkonzept einer Ästhetik definiert, die die innere Konstruktion eines Bildes gegenüber der Nachahmung der Außenwelt privilegiert. So vor allem Jutta Müller-Tamm in ihrem umfassenden und tief-sinnigen Buch über „Abstraktion als Einfühlung“, in dem sie den Titel von Wilhelm Worringers berühmter Dissertation „Abstraktion und Einfühlung“ von 1907 aufgenommen und umgewandelt hat. Die Umwandlung deshalb, weil sie im Unterschied zu Worringer und diesen mit seinen eigenen Kategorien korrigierend die Projektion nicht mehr der Abstraktion entgegengesetzt, sondern letztere als einen Aspekt der Projektion auffasst, die Projektion also als den grundlegenden Begriff beschreibt.

Statt der Mimesis oder Imitatio, seit Jahrhunderten Grundlage des Kunstbegriffs, wird mit der Projektion die Vorstellung von innengeleiteter Schöpferkraft eingeführt, nachdem die Genieästhetik des 18. Jahrhunderts Vorstufen dazu natürlich schon formuliert hatte. Und man kann sagen, dass in der abstrakten Kunst sich am reinsten die körperliche Einfühlungskraft des Künstlers wie Betrachters materialisiert. Um abstrakte Kunst soll es aber hier nicht gehen, vielmehr um punktuelle Deutungen von Künstlern, die am Anfang der Entwicklung hin zu einer nicht-gegenständlichen Kunst gestanden haben.

Die Bedeutung des Projektionsbegriffs im späten 19. Jahrhundert zeigt sich in verschiedenen Disziplinen wie der Anthropologie, der Psychologie, der Kunstgeschichte und natürlich der Ästhetik selber. Schon bei Friedrich Theodor Vischer etwa avanciert die Projektion zu zentraler Bedeutung in einer Philosophie, die nunmehr fast zur Psychologie geworden ist. Umso mehr gilt das für seinen Sohn Robert Vischer, den eigentlichen Begründer der Einfühlungspsychologie. Und auch für andere deutsche Psychologen wie Johannes Volkelt oder Theodor Lipps, letzterer in direktem Kontakt mit den Künstlern der Jahrhundertwende. Oder auch für Kunsthistoriker, die wie Heinrich Wölfflin in seiner Dissertation „Prolegomena zu einer Psychologie der Architektur“ (1886) einen systematischen Zugang zur Kunst in ihrem Fach verankern wollten, das bis dahin eher biographisch orientiert war.

Und last but not least für Anthropologen wie Wilhelm Wundt oder den Engländer Edward Burnett Tylor. Sie erkennen in der Projektion eine für den prähistorischen Menschen fundamentale Wahrnehmungskategorie und postulieren deren Relevanz auch noch für die Moderne, hier ins Ästhetische verwandelt. Damit können sie auch eine künstlerische Praxis der Avantgarde anregen, die den Primitivismus als vielversprechende Möglichkeit für eine Erneuerung der Kunst identifiziert.

Hier sei versucht, alle diese unterschiedlichen Zugänge zusammenzuführen, um damit Hinweise für Deutungsmöglichkeiten zu gewinnen, die sich auf vier Künstler beziehungsweise Künstlergruppen beziehen. Es wird um den Deutschromer Arnold Böcklin gehen,



Prof. Dr. Hubertus Kohle, Professor für Mittlere und Neuere Kunstgeschichte an der LMU München

um Vincent van Gogh, um einige Repräsentanten des Münchener Jugendstils, und um die beiden Heroen des „Blauen Reiters“, Wassily Kandinsky und Franz Marc.

#### I. Theorie

Für die genannten Psychologen muss als Naturgesetz gelten, dass der Mensch nicht objektiv wahrnimmt, sondern dass diese Wahrnehmung von Kategorien bestimmt ist, die von seiner eigenen geistig-sinnlichen Verfasstheit geprägt sind. Das gilt zunächst einmal für den prähistorischen Menschen, von dem schon die Rede war. Er neige dazu, seine eigene Körperform in die Außenwelt hineinzu-projizieren und in den Erscheinungen der Natur Empfindungen von personifizierter Freude und Schrecken zu erkennen. Erst im Laufe der Zivilisationsgeschichte gelinge es ihm in zunehmendem Maße, die Außenwelt zu objektivieren, sie so wahrzunehmen, wie sie „eigentlich“ ist. Es ist dabei aufschlussreich, dass diese stammesgeschichtlich alte Wahrnehmungsform, die ich Projektion nenne, nicht einfach verschwinde, sondern dass sie im Bereich der Ästhetik weiterwirke. Speziell an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert wird sie als Alternative zu den technorationalistischen Gegebenheiten der Moderne gedeutet. So wie man in dieser Zeit den Prozess der Zivilisation häufig auch als einen Niedergang beschrieben hat.

Theodor Lipps definiert das ästhetische Vergnügen als „Lust an dem Objekt, aber nicht an dem Objekt als solchem, sondern sofern ich mich in dasselbe hineingefühlt habe.“ Um ein Beispiel zu geben: Die Ratio erfährt den Baum als einen komplexen biologischen Organismus, während für denjenigen, der sich identifiziert, der projiziert, der Baum die Äste „trägt“ (Lipps), und eben dieser Baum streckt die Äste „sehnsüchtig“ (Vischer) dem Himmel entgegen. Dass es zu einer ästhetischen Deutung komme, hänge damit zusammen, dass der Mensch eben kein Wesen sei, welches die Welt ausschließlich über den

Gesichtssinn wahrnehme, sondern dass er einen Körper besitze. Dass er körperlich empfunden habe, was es heißt, ein Gewicht zu tragen. Dass er die Sehnsucht mit einem körperlichen Prozess assoziiere, den man definieren könnte als eine Bewegung, welche darin besteht, sich über sich selbst hinaus auszudehnen.

„Wir haben andere Gedanken und Bestrebungen, wenn wir liegen, andere, wenn wir stehen; eine erzwungene zusammengedrückte Körperstellung dämpft unseren Mut, bequem und nachlässig gelagert vermögen wir schwerlich andächtig zu sein, und aller Zorn beruhigt sich durch die Ruhe des Körpers.“ Das sind die Worte Hermann Lotzes, eines anderen Repräsentanten der psychologischen Philosophie. Er will zeigen, dass nicht nur die Seele auf den Körper einwirkt, sondern andersherum, dass sich auch der Körper auf die Seele auswirkt. Heinrich Wölfflin und in seinem Gefolge August Schmarsow konnten direkt an ein solches Körperparadigma anschließen, dort zum Beispiel, wo sie von den psychologischen Qualitäten der Säule sprachen. Wölfflin erzählt, dass die gedrungene dorische Säule häufig mit dem gesenkten Haupt identifiziert werde, für Schmarsow erzeugt eine dünne Säule Gefühle der Leichtigkeit und der Erhöhung. In beiden Fällen wird ein see-lischer und körperlicher Zustand in der Form der architektonischen Elemente gespiegelt. Wenn die Ästhetik der Projektion zuletzt wieder entdeckt wurde, dann muss das auch im Rahmen einer Kunstgeschichte gesehen werden, die den Körper ins Zentrum rückt. Und im wissenschaftlichen Kontext darf ich ebenfalls ihren Wiederhall in der Gehirnforschung erwähnen, wobei es genügt, auf die Bedeutung der Spiegelneuronen zu verweisen.

Das hier beschriebene Weltverhältnis hat in den Augen der Theoretiker in grauer Vorzeit überwogen, während es später von einer wachsenden Rationalität überlagert worden sei. Es bietet sich an, die Anthropologen und Mythentheoretiker der Zeit auf entsprechende Konzeptionen zu befragen, die im Übrigen häufig von den Einfühlungspsychologen konsultiert wurden – und andersherum. Edward Burnett Tylor schreibt 1871 in „Primitive Culture“, dass sich für die prähistorischen Volksstämme Sonne, Sterne, Bäume und Flüsse, der Wind und die Wolken in animierte Wesen verwandelten, die ein dem menschlichen und tierischen ähnliches Leben führten. Für Tylor, der als der Erfinder des Animismus als anthropologischer Theorie gilt, basiert das mythische Denken auf einer Tendenz, Analogien herzustellen. Er unterstreicht, dass die Poesie diesen Prozess in der Moderne beibehält, welche in einer lang andauernden Entwicklung den Gedanken der Analogie durch den der Kausalität ersetzt hat.

Wilhelm Wundt folgt Tylor hierin nach und insistiert, dass die mythische Einbildungskraft keine Angelegenheit der Vergangenheit ist. Vielmehr sei sie in die Künste hinein verlegt worden, die eine menschliche Fähigkeit bewahren, welche im Zivilisationsprozess abhanden gekommen sei. Die Argumentation ähnelt stark derjenigen der Einfühlungstheoretiker. Die Welt der prähistorischen Götter kann demnach nur als eine anthropomorphisierende, also vermenschlichende Projektion gesehen werden. Alle Naturelemente werden in den Animismus-Theorien eines Tylor oder Wundt zu lebenden und handelnden Wesen, also zu Reflexen der eigenen Person.

Hieraus kann unmittelbar eine Reflexion des späten 19. Jahrhunderts abgeleitet werden, in der sich die Melancholie

der Moderne kristallisiert, die wiederum Anlass für wichtige Konzeptionen der modernen Kunst ist. Denn die Gegenwart wird von vielen zeitgenössischen Intellektuellen für eine Zeit der Dissoziation gehalten, in der die ursprüngliche Einheit verschwunden sei. Dazu vorläufig nur so viel: In dieser Konzeption avanciert die Kunst zu einem Medium, das die Entfremdung kompensiert, der Zerebralität der Moderne die Fülle der Urzeit entgegenstellt.

## II. Arnold Böcklin

Es ist kaum ein Zufall, dass bei den erwähnten Einfühlungspsychologen und Mythentheoretikern die Bergwelt als Projektionssphäre besonders präsent ist. Bei Robert Vischer lesen wir: „erfüllt uns das gedrückte oder emporgerichtete, das geneigte oder gebrochene Gepräge einer Erscheinung mit einem geistig gedrückten, deprimierten oder stolzgehobenen, mit einem nachgiebig milden oder zerrissenen Stimmungstone. Blitzschnell werden diese Zeichen in ihre menschlich entsprechende Gehaltsbedeutung übersetzt. Die Wand dieses Felsens scheint Fronte zu machen und die Stirn zu bieten; wir erblicken daher einen geistigen Trotz in ihr.“

In der Malerei Arnold Böcklins wird die Bergwelt zu einem bevorzugten Projektionsfeld. Beim Betrachten seiner Bilder glaubt Richard Muther, einer der sensibelsten Zeitgenossen des Schweizer Malers, das Geflüster der Berge und der anderen Naturphänomene wie in menschlicher Sprache zu vernehmen: „Pan, der einen Hirten erschreckt“ (Abb. 1). Das Bild ist im Jahr 1860 entstanden, und es zeigt seine hier interessierenden Eigenschaften vor allem, wenn wir vergleichend ein zweites Werk des gleichen Themas hinzuziehen, das zwei Jahre vorher entstanden ist. In diesem

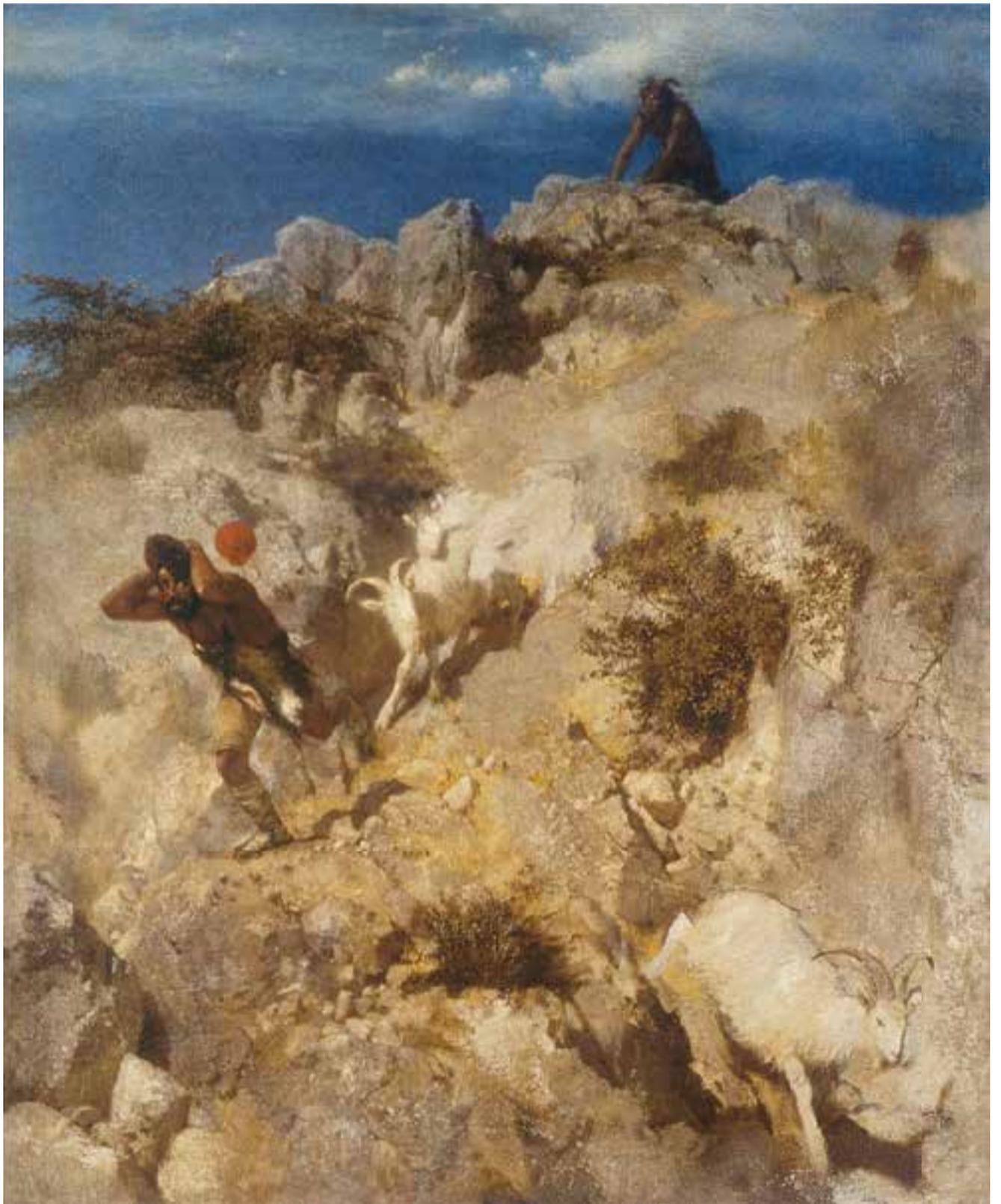


Abb. 1: Arnold Böcklins „Pan, der einen Hirten erschreckt“.

*Bei keinem anderen Maler der Kunstgeschichte herrscht so eindeutig die Meinung vor, dass er sein eigenes Leben unmittelbar in Kunst umgewandelt habe, wie bei Vincent van Gogh.*

früheren Bild unterscheidet sich die mythische Figur deutlich von ihrer Umgebung. Ganz dazu im Gegensatz ist sie im ersten Bild koloristisch den umgebenden Felsen angeglichen, und hier wirkt Pan wie ein belebter Fels.

Anders gesagt: Die Bedrohlichkeit des Steins regt den Künstler dazu an, diesen in der Vision eines beunruhigenden Wesens wie dem Pan zu kondensieren, was wiederum dazu führt, dass der Betrachter die spezifische Atmosphäre dieses Naturausschnittes zu realisieren vermag. „Gewiss nicht wirklich schaut aus Luft, Wolke, Berg, Fels, Pflanze ein Mensch uns an; aber der starke Schein wäre nicht möglich, wenn nicht alles Unpersönliche, ja auch Unorganische eine wirkliche Vorstufe des Geistes wäre.“

An anderer Stelle benennt der soeben zitierte Friedrich Theodor Vischer die fundamentalen Konsequenzen, die sich daraus ergeben. Er behauptet, dass jeder lebendige Geist immer wieder einen psychischen Mechanismus aktiviere, dem die Götter ihre Existenz verdanken, dass aber für uns Moderne die Kreaturen der Imagination keine realen Wesen mehr seien. Um sie wieder zu verlebendigen, den Prozess der Zivilisation gleichsam wieder zurückzudrehen, entwickeln die modernen Künstler eine

ganze Reihe von Ersatzmechanismen, etwa dort, wo sie sich dem Alkohol und den Drogen hingeben. Aber man kann sich hierzu auch anderer, natürlicherer und weniger schädlicher Hilfsmittel bedienen: Für Böcklin ist das zweifellos die extreme Hitze des italienischen Sommers. Aus der psycho-anthropologischen Literatur der Zeit wissen wir, dass intensive Sonneneinstrahlung haluzinatorische Wirkungen entfalten kann.

## III. Vincent van Gogh

Bei keinem anderen Maler der Kunstgeschichte herrscht so eindeutig die Meinung vor, dass er sein eigenes Leben unmittelbar in Kunst umgewandelt habe, wie bei Vincent van Gogh. Diese Meinung ist gar zum Klischee verkommen. Aus dem hier eingenommenen Blickwinkel können wir sie allerdings

durchaus wieder aufnehmen, zunächst anhand der berühmten Gruppe der „Sonnenblumen“.

Der englische Kritiker und Maler Charles John Holmes kommentiert zeitgenössisch eines von van Goghs Bildern. „Wenn wir uns diese Bilder genauer ansehen, entdecken wir, dass diese großen Sonnenblumen geradezu lebendig erscheinen. Ihre Blätter kräuseln sich und züngeln wie Flammen, ihre Herzen zittern unter einem intensiven Feuer, das nicht von dieser Erde zu sein scheint. Ich kenne kein Werk von einer ähnlich beunruhigenden Anziehungskraft.“ Zwei Bilder sollen im Folgenden dazu dienen, die Eindrücke Holmes nachzuvollziehen, welche ganz offensichtlich nur als Resultate von Projektionen zu verstehen sind.

In den Sonnenblumen von 1887 liegen die Blumen nicht einfach nur auf dem Tisch, sondern scheinen alters-

schwach, mitleidserheischend in ihrer Hinfälligkeit, auf der Schwelle des Todes. Die linke Blume etwa wirkt wie auf ihrem Zweig zerknautscht. Und so wie Heinrich Wölfflin in seiner psychologisch akzentuierten Lektüre die Fassade des Münchener Finanzministeriums mit ihren Rustikabossen über den Fenstern wie eine gerunzelte Stirn las, so scheinen die Brauen der Augen bei den Sonnenblumen (es sind natürlich die Blätter) traurig ermattet um den Blumenstempel herum angeordnet. Zusammen genommen ist dieses Blumenporträt ein memento mori, das dem sensiblen Betrachter Tränen in die Augen treibt. Und zwar aus zwei Gründen: objektiv, weil die Blumen abgeschnitten sind und damit dem Tod geweiht, und subjektiv aufgrund ihrer formalen Anlage.

Die Münchener Sonnenblumen, von denen es in der Anlage ähnlich sechs weitere gibt, ähneln einem Gruppen-



Abb. 2: Vincent van Goghs „Olivenbäume“ von 1889.



Abb. 3: Der „Serviertisch“ aus dem Jahr 1898 von Hermann Obrist.

porträt. Ich vergleiche einigermaßen willkürlich eines des französischen Revolutionsmalers Louis Léopold Boilly. Als Betrachter ist man geneigt, in jeder einzelnen Blume menschliche Wesen mit ihren Gesichtern zu imaginieren. Einige von ihnen neigen den Kopf in einer Mischung aus Überraschung und vielleicht ganz leichter Abscheu nach unten, die Kleinste hat sich lediglich nach unten verkrochen. Man hat stark den Eindruck, dass sich rechts unten ein deutliches Anziehungszentrum für die Blicke der Blumen befindet und dass nur ein oder zwei sich nicht dahin wenden, wie die rechts oben und links unten. Das Bild dürfte eben auch deswegen so beliebt beim Publikum sein, weil es sich in ihm lebendig spiegeln kann.

Und das ist wirklich im Bild angelegt, also nicht einfach nur eine willkürliche Haltung des Betrachters. In jedem Fall wird man sagen können, dass so etwas nicht bei jedem gemalten Blumenstrauß funktioniert. Nehmen Sie etwa Jan Brueghels Bild von 1606. Da geht das nicht! Und nicht durch Zufall dürften sich zwei Künstlerzeitgenossen van Goghs entsprechend geäußert haben. Emile Bernard hat einmal geschrieben: „Vincent’s Blumen sehen aus wie Prinzessinnen.“ Und Camille Pissarro ist noch deutlicher: „Vincent’s Blumen sehen aus wie Menschen.“

In der monistischen Philosophie der Epoche tauchen Denk- und Beschreibungsfiguren auf, die die van Gogh’sche Ästhetik auf frappierende Weise zu charakterisieren scheinen. Gustav Fechner, Begründer der Psychophysik, schreibt 1879 in seinem berühmten Buch „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht“: „Eine blühende Hyacinthe steht

vor mir auf dem Tische – Du siehst mich an – spricht die Blume, als wäre ich ein schönes Mädchen; ich bin auch ein schönes Mädchen in meiner Art.“ In dieser Beschreibung ist die Blume zu einer Person geworden. Eine Person von menschlicher Individualität und kein neutrales Objekt mehr. Das entspricht genau dem Charakter der van Gogh’schen Sonnenblumen, die eine Subjektivität des Fühlens entwickelt haben, welche man nur als Reflex der Subjektivität des Betrachters verstehen kann. Und die Ausdruck einer monistischen Totalität der Natur sind, welche die religiösen Vorstellungen des Malers bestimmen, christlich im Ausgang, aber deutlich aus dem Zeitgeist heraus überformt.

Im Vergleich zu Böcklin erkennen wir die Variabilität der Projektionsvorstellung, vielleicht auch die größere Modernität in van Goghs Oeuvre. Wenn Böcklin die unbelebte Natur dadurch verlebendigte, dass er ein Element der belebten Natur darüber legte, so gelingt dies dem holländischen Maler, indem er sie in die Form einer emotionalisierten Gestik transponiert. So wie das im Übrigen auch in anderen van Gogh’schen Bildern der Fall ist. Ganz prominent in den Olivenbäumen von 1889 (Abb. 2), über die er in einem Brief schrieb: „Ich wollte in diesen schwarzen, knorrigen Wurzeln mit ihren Knorken etwas vom Kampf des Lebens ausdrücken.“

Der christliche Gehalt, der sich aus der Nähe zum Leidensstigma Christi ergibt, ist hier universalisiert und zum Leiden der Natur geworden, die gleichzeitig als Projektion des Künstlerleids zu gelten hat. Sollte es nicht gestattet sein, die Bergkette der Alpiden im Hintergrund und die Ölbäume im Vordergrund zum „Öl-Berg“ des Neuen Testaments zusammenzuziehen? Und die gewundenen Umrisse von Baumwurzeln und -stämmen als Transposition des sich im verkrampften Schmerz windenden Menschenkörpers?

#### IV. Jugendstil

Wenn wir uns jetzt dem Münchener Jugendstil zuwenden, sei darauf verwiesen, dass es in diesem Kontext sogar konkrete Beziehungen zwischen der künstlerischen Praxis und der ästhetischen Theorie gibt, die zu Beginn aufgerufen waren. Sie manifestieren sich in der Person Theodor Lipps, des Begründers der Psychologie an der Universität München und wie erwähnt eines der Hauptvertreter der Projektionspsychologie. Es ist bekannt, dass einige emittente Vertreter der Jugendstilkunst an

*Als Beobachter ist man geneigt, in jeder einzelnen Blume menschliche Wesen mit ihren Gesichtern zu imaginieren.*

seinen Vorlesungen teilgenommen haben, darunter August Endell, einer der Protagonisten des deutschen Jugendstils. Er hat bei Lipps sogar damit begonnen, eine Dissertation zu verfassen, bevor er sich endgültig auf seine Tätigkeit als Künstler konzentrierte.

Der Serviertisch (Abb. 3) aus dem Jahr 1898 von Hermann Obrist, der mit seinem „Peitschenhieb“ das Schlüsselwerk des Münchener Jugendstils geschaffen hat. Dieser Serviertisch ruht auf vier knochenförmigen, gebogenen Stützen auf. Das Motiv des Lastens wird in diesem Fall nicht durch strikt vertikale Stützen visualisiert, wie man das vielleicht erwarten könnte, denn diese könnten den Tragevorgang nur abstrakt illustrieren oder eben einfach

nur vollziehen. Sondern durch eine organischere Biegung, die stärker der Haltung des menschlichen Körpers entspricht, welcher sich unter dem Gewicht leicht nach hinten biegt. Die Knochenförmigkeit der Stützen trägt ein Übriges dazu bei, das Tragemotiv noch konkreter zu humanisieren. Die Last des auf dem Tablett befindlichen Serviergutes wird damit körperlich erfahrbar, nicht mehr nur lesbar.

---

*Der für das geschwungene Objekt gewählte Name „Peitschenhieb“ selber ist schon ein Zeichen für unsere Neigung zur Spiritualisierung.*

---

Aber zur Veranschaulichung der These können wir uns auch direkt auf den „Peitschenhieb“ selber beziehen, der ein abstrakteres Beispiel für die Projektion liefert. Der für das geschwungene Objekt gewählte Name „Peitschenhieb“ selber ist schon ein Zeichen für unsere Neigung zur Spiritualisierung. Die in der Stickerei ausgedrückte extreme Dynamik resultiert aus der Bewegung unserer sich in die Figur hineinversetzenden Augen, die in immer mächtigeren und dann wieder abnehmenden Schwüngen der Stickerei folgen, unter dem Eindruck der Schwerkraft in der Aufwärtsbewegung verlangsamt, in der Abwärtsbewegung beschleunigt.

Theorie und Praxis der Projektion verweisen auf einen Gedanken der Ähnlichkeit, der sich vom Kausalitätsdenken durch seine Originalität und Vitalität in den Augen der Intellektuellen der Jahrhundertwende absetzt. In diesem Ähnlichkeitsdenken etabliert sich das Bild als Medium der Einbildungskraft, der Leidenschaft, der metaphorischen Totalität gegenüber der in der Moderne vorherrschenden analytischen Zergliederung oder noch fundamentaler gegenüber dem rationalen Logos des nach-mythischen Denkens. Mit Bezug zu Arnold Böcklin fasst Ferdinand Avenarius diese Position 1901 zusammen: „Da liegt ja auch eine der großen Bedeutungen der Poesie: sie sorgt dafür, daß nicht Kräfte verloren gehen, wenn sich andere entwickeln, daß das logische Denken nicht auf Kosten des Denkens in Anschauungen geschieht, sondern neben und mit ihm“.

**V. Wassily Kandinsky**

1904 malt Wassily Kandinsky, der nur wenige Jahre später sich mit Franz Marc zum „Blauen Reiter“ zusammenschließen sollte, die „Braut“. Eine im Profil gezeigte, festlich gekleidete Frau, sitzend in einer verzauberten Landschaft, vor einer altrussischen Architekturkulisse. Die Bildsprache ist schon deutlich vereinfacht. Der Vordergrund mit der Braut besteht im Wesentlichen aus unterschiedlich gefärbten, aber meist weißen Flecken, die die Erscheinung des Bildes homogenisieren. Die Anlage aber bleibt deutlich perspektivisch.

Kandinsky scheint eine russische Volksfabel aufzugreifen, obwohl nicht klar ist, welche genau. Wir wissen aber, dass sich Kandinsky als halb-professioneller Ethnologe lebhaft für die Volkskultur seines Heimatlandes interessierte, bevor er nach München kam, um sich dort zum Maler ausbilden zu lassen. Man könnte sogar formulieren, dass der Übergang zur Malerei kein Bruch mit der Vergangenheit war, sondern den Versuch darstellte, in der Kunst die tiefen Weisheiten der Volks-



Abb. 4: „Pferd in einer Landschaft“ – 1910 von Franz Marc.

kultur zu realisieren, welche Kandinsky's Werk etwa in der Form der Hinterglasmalerei bis in die Spätzeit hinein inspirieren sollte.

Am Anfang seiner Karriere unternahm Kandinsky eine große Forschungsreise im nördlichen Ural, um dort die Traditionen der indigenen Bevölkerung zu erkunden. Für unsere Fragestellung hier interessiert allerdings nicht so sehr die Ikonographie der „Braut“, sondern eher deren formale Struktur. Im Rückgriff auf Natasha Kurchanova seien noch einmal zeitgenössische ethnologische Theorien in die Untersuchung einbezogen, und zwar solche, die von russischen Völkerkundlern stammen, welche an der primitiven slawischen Kultur interessiert waren. Es sei eine außergewöhnliche Passage aus den „Poetischen Ideen der Slawen“ des berühmten russischen Ethnologen Alexander Nikolajewitsch Afanasjew zitiert, die 1865 veröffentlicht wurden: „Die erste Stammesgemeinschaft der Arier nannte den Regen ‚die Milch des Himmels‘; von daher rührt die gedankliche Assoziation der Wolke mit dem Euter der Milchkuh und weiblichen Brüsten. Indem sie die Naturerscheinungen als wirklichkeitsgetreue und menschliche Formen (Bilder) personifizierten, waren unsere Vorfahren der Überzeugung, dass diese Wolkenbrüste den Nymphen des Himmels gehörten und in den Wolken am Sommerhimmel begannen sie schöne Frauen mit üppigen Brüsten zu erkennen.“

Das ist ganz offensichtlich eine faszinierende Analyse, wenn man auch vielleicht sagen muss, dass sie nur aus der Feder eines Mannes stammen kann. Sie unterstreicht das Wunder der Ähnlichkeit, durch deren Evokation der

Künstler metaphorisch Dinge in Verbindung bringen kann, die in unserer modernen, rationalistischen Perspektive nichts miteinander zu tun haben. Und „Ähnlichkeit“ ist ja ebenfalls die Kategorie, die als Anregungsquelle für die Projektion zu gelten hat, deren Relevanz für die Kunst der Zeit um die Jahrhundertwende im Zentrum dieses Vortrages steht. Wenn wir uns das Bild

---

*Am Anfang seiner Karriere unternahm Kandinsky eine große Forschungsreise im nördlichen Ural, um dort die Traditionen der indigenen Bevölkerung zu erkunden.*

---

Kandinsky's etwas genauer ansehen, dann stellen wir fest, dass er malerisch ganz ähnlich wie Afanasjew argumentiert, ohne sich auf die gleiche Konstellation zu beziehen. Zum Beispiel dort, wo er die Wolken wie die Verzierungen auf dem Kleid der Frau formt, oder auch in den Blumen auf der Wiese. Fruchtbarkeit ist damit als *tertium comparationis* der Bereiche Himmel, Erde und (weiblicher) Mensch angesprochen.

**VI. Franz Marc**

Zum Schluss seien noch Kandinsky's Kollege Franz Marc und dessen künstlerischer Ansatz genannt. Wenn Marc versucht, die Stellung des Tieres einzu-

nehmen, um ein Kunstwerk zu realisieren, dann tut er das, weil er die Distanz zwischen Subjekt und Objekt überwinden will. Denn diese ist in seinen Augen eine zu überwindende Eigenheit der modernen *conditio humana*. „Das Reh fühlt die Landschaft wie ein Reh. Also muss die Landschaft Reh sein“.

In seinem „Pferd in einer Landschaft“ von 1910 (Abb. 4) bemüht sich der Maler um eine künstlerische Gestaltung dafür. Anstelle der in der Romantik beliebten menschlichen Rückenfigur platziert er ein Pferd, das die Landschaft betrachtet. Und diese fast schon abstrakte Landschaft wirkt mit ihren gekrümmten Linien fast wie eine Extension des ondulierenden Pferdekörpers – abgesehen davon, dass sie ihn als einen späten Vertreter der Jugendstilkultur charakterisiert.

Die Einheit von Subjekt und Objekt, Ideal einer Projektionsästhetik, die die Außenwelt nur als Reflex des wahrnehmenden Ich versteht, und die eine Fusion unserer Persönlichkeit mit dem Phänomen evoziert, hat hier ihre Verwirklichung gefunden. Allerdings nur in ihrer innerbildlichen Vermittlung durch das Pferd. Die Abstraktion wird sich die Aufgabe stellen, auf diese Vermittlung zu verzichten und das Ziel in direkter Kommunikation mit dem Bild zu realisieren. □

# Verheißung und Gewalt: Das lange 19. Jahrhundert und der Erste Weltkrieg

Jörn Leonhard

## I.

Thomas Manns Roman „Der Zauberberg“, 1924 erschienen, war ein Zeitroman im doppelten Sinne: Er thematisierte zum einen das Phänomen der Zeit an sich, also die pathologische Zeiterfahrung der Protagonisten in der Welt des Lungensanatoriums Berghof, ihre Subjektivierung, ihre Aufsplitterung in konkurrierende Zeitkonzepte. Und zum anderen ging es ihm um die historische Zeit vor 1914 und um den Umbruch der Zeitumstände, um das, was die Zeitgenossen im Sommer 1914 als „Donnerschlag“ erlebten. Denn im Augenblick des Kriegsausbruchs zerbrach die kosmopolitische Welt des Berghofs. An die Stelle der Weltläufigkeit traten die nationalen Antagonismen. Damit hing ein weiterer Aspekt zusammen: Für den Schriftsteller Mann aus seiner Perspektive nach 1918 rührte die „hochgradige Verflossenheit“ der Geschichte vor 1914 daher, „dass sie vor einer gewissen Leben und Bewusstsein tief zerklüftenden Wende und Grenze spielt“, eben in der „Welt vor dem großen Kriege, mit dessen Beginn so vieles begann, was zu beginnen wohl kaum schon aufgehört hat.“

Was war der Erste Weltkrieg? Im Wissen um seine Konsequenzen erscheint er als Auftakt, als elementare Krise und Umbruch des noch jungen 20. Jahrhunderts. Er markierte nicht nur eine bisher ungeahnte quantitative und qualitative Gewaltsteigerung mit annähernd zehn Millionen getöteten Soldaten und fast sechs Millionen getöteten Zivilisten, eine bis dahin völlig unbekannt Dimension von Opferzahlen, eine nie dagewesene Mobilisierung von Gesellschaften und Medien, von Ökonomien und Finanzen, von Deutungen und Rechtfertigungen, sondern auch einen tiefgreifenden Umbruch in der Bedeutung unterschiedlicher Weltregionen und zumal im Gewicht Europas in der Welt.

Wer den Krieg verstehen will, muss nachvollziehen, auf welche Welt des langen 19. Jahrhunderts dieser Konflikt traf. William Gladstone, als liberaler Premierminister Großbritanniens eine der prägenden Figuren des Viktorianischen Zeitalters, wurde 1809 geboren und starb 1898. Hatte er als Kind die Kanonenschüsse von Edinburgh Castle anlässlich der Abdankung Napoleons gehört, so lauschte er am Ende seines Lebens seiner eigenen aufgezeichneten Stimme und lernte auch noch das neu erfundene Telefon als Kommunikationsmittel des 20. Jahrhunderts kennen. Die ungeheure Veränderungsdynamik und Spannung des 19. Jahrhunderts, die historische Brücke in die Zeit vor 1800 und in die Vorgeschichte der Gegenwart, war hier innerhalb eines Menschenlebens konzentriert. Wie lässt sich dieses Erbe des langen 19. Jahrhunderts charakterisieren, und was bedeutete der Erste Weltkrieg für es?

## II.

Das Leitmotiv der Dynamik, der Mobilisierung und der Emanzipation bestimmte das 19. Jahrhundert. Sie prägte bei allen regionalen Unterschieden die Konsequenzen des demographischen Wachstums, indem immer größere



Prof. Dr. Jörn Leonhard, Professor für Geschichte des Romanischen Westeuropa an der Universität Freiburg

Bevölkerungsteile mobilisiert wurden, indem sich die industriewirtschaftliche Produktionsweise durchsetzte und sich die auf Rechtsprivilegien beruhende Ständegesellschaft in eine komplexe Klassengesellschaft verwandelte. Der soziale Ort des Individuums wurde immer stärker durch soziale und wirtschaftliche Kriterien bestimmt. Zum Erbe des 19. Jahrhunderts gehörten vor diesem Hintergrund die Erfahrung wirtschaftlichen Wachstums und das Ideal nicht nur der politischen Gleichheit als Bürger, sondern auch der sozialen Gleichheit, so etwa in den immer wieder aufflammenden Konflikten um die Durchsetzung einer Republik als Staatsordnung mit sozial definierten Teilhaberechten, wie dies 1848/49 in Frankreich und auf der demokratischen Linken in Deutschland aufschien.

Am Ende des Jahrhunderts war die Eigendynamik wirtschaftlicher und sozialer Differenzierung offenkundig, und sie stand im Gegensatz zur politisch-ideologischen Vorstellung eines elementaren Klassenkonflikts zwischen kapitalistischem Bürgertum und proletarischer Arbeiterklasse, der nur noch revolutionär gelöst werden könne. Vielmehr verdeckten solche Rhetoriken eine in der Praxis weitgehende soziale Nuancierung von europäischen Gesellschaften, die etwa in den neuen sozialen Gruppen wie Facharbeitern und Angestellten erkennbar wurde, aber auch in der Frage, ob man das Konzept der Revolution auf hochkomplexe Industriegesellschaften überhaupt noch anwenden konnte. Die Konflikte innerhalb der Arbeiterparteien zwischen Anhängern einer proletarischen Revolution und Befürwortern eines evolutionären Reformkurses spiegelten diese Dynamik wider.

Im Ersten Weltkrieg sollten überkommene soziale Rollen und Funktionen in Frage gestellt werden, es kam zu gesellschaftlichen Verschiebungen, neuen Schichtungen und Konstellationen mit Gewinnern und Verlierern. Vor allem wurde der Krieg zum Testfall für Gesellschaften und ihre Fähigkeit zur Integration von sozialen, ethnisch und politisch

unterschiedlichen Gruppen unter den Bedingungen eines langen Krieges, in dem die Heimatfront eine immer wichtigere Rolle für die Mobilisierung von Ressourcen spielte.

## III.

Emanzipation und Mobilisierung hatten auch eine politische Dimension: Zu den wesentlichen Ergebnissen der europäischen Revolutionen zwischen 1789 und 1848/49 gehörte bei allen Unterschieden im Detail der Übergang von einer monarchisch-absoluten Herrschaftsform zu einer geregelten politischen Teilhabe durch einen Teil der Bevölkerung. Politische Herrschaft konnte nicht mehr als Willkürakt funktionieren, sondern wurde an überpersönliche Legitimation gebunden, an geschriebene Verfassungen, an die Prinzipien des Rechtsstaats und parlamentarischer Mitwirkung.

In der Praxis bedeutete das ein breites Spektrum von konstitutionellen und parlamentarischen Monarchien bis hin zu republikanischen Verfassungen. In diesem Zusammenhang bildeten sich in den europäischen Gesellschaften auch jene ideologischen Bewegungen und politischen Parteien aus, die im Liberalismus, Konservatismus und Sozialismus die richtungweisenden politischen und sozialen Ordnungsentwürfe entwickelten. Zum Erbe Europas aus dem langen 19. Jahrhundert gehörte daher die Erfahrung des ideologischen Wettbewerbs und des politischen Konflikts, aber auch die Trias von Krise, Revolution und Reform: Europas Gesellschaften veränderten sich nicht allein durch revolutionäre Umstürze, sondern zumal durch Reformanstöße, durch die man, wie etwa in Preußen nach der Niederlage gegen Napoleon 1806, die gewaltsame Revolution wie in Frankreich verhindern wollte.

Beim Kriegsausbruch 1914 erschien der Konflikt vielen Zeitgenossen auch den Gegensatz zwischen den von Frankreich und seiner revolutionären Tradition bestimmten „Ideen von 1789“, überhaupt einer westeuropäischen Politiktradition, in die im weiteren Sinne auch der englische Parlamentarismus und das republikanische Freiheitspostulat der amerikanischen Revolution von 1776 gehörten, und den deutschen „Ideen von 1914“ widerzuspiegeln, auf die man sich berief, um sich von eben dieser Tradition mit eigenen Werten wie „Kultur“ und „Gemeinschaft“ zu distanzieren. Das liberale Erbe des 19. Jahrhunderts geriet aber auch in eine Krise, weil die entwickelten Formen politischer Teilhabe durch Wahlen und in Parlamenten, die verfassungsmäßig garantierte Grundrechte und viele andere konstitutionelle Errungenschaften auf die Realität von neuartigen Kriegsstaaten traf. In ihnen wurden zwischen 1914 und 1918 nicht allein in Deutschland die zivilen Instanzen der Politik, die Bedeutung von Verfassungen, die Gestaltungsmacht von Parlamenten, politischen Parteien und politischen Grundrechten herausgefordert. Die um 1900 in vielen Gesellschaften dominierenden Konflikte um die Grenzen der politischen Teilhabe, konkret sichtbar in den Konflikten um die Ausgestaltung des Wahlrechts, sollten durch den Krieg vertieft und zugespitzt werden.

## IV.

Das 19. Jahrhundert war auch das Jahrhundert des Staates, der seinen Bürgern nicht nur in Wahlen und Parlamenten, bei der Steuererhebung und der militärischen Musterung, sondern auch in Gerichten und Verwaltungen, in Schulen und Universitäten entgegentrat. Als Verfassungs- und Rechtsstaat, als bürokratischer Verwaltungsstaat, als

Interventions- und früher Sozialstaat drang er in immer weitere Bereiche des sozialen Lebens vor, die bis dahin privat oder von überkommenen Institutionen wie der Kirche oder Korporationen bestimmt worden waren. Das war etwas anderes als der monarchische Steuer- und Militärstaat des 18. Jahrhunderts im Umgang mit seinen Untertanen. Der Staat des 19. Jahrhunderts erhob nicht nur den Anspruch auf Erfassung und Klassifizierung seiner Bürger, er übernahm auch Verantwortung, wie dies zumal in den Anfängen der staatlichen Sozialversicherungen seit den 1870er Jahren erkennbar wurde.

Diese Prozesse, die man zuspitzend als „Verstaatung“ bezeichnen kann, wurden durch den Ersten Weltkrieg und seine militärische, politische, soziale und ökonomische Mobilisierung großer Teile der Gesellschaft erheblich gesteigert. Bis August 1914 konnte für Großbritannien gelten, dass „ein vernünftiger, gesetzestreuer Engländer durch sein ganzes Leben gehen konnte, ohne die Existenz des Staates zu bemerken, abgesehen vom Postamt und dem Polizisten.“

Das sollte sich nun fundamental ändern: Der Staat wurde nicht nur nach außen ein entscheidender Kriegerakteur, sondern auch nach innen, vor allem als Sozialstaat, als Organisator der Kriegswirtschaft, als Verwaltungsstaat. Doch wurde mit zunehmender Dauer des Krieges auch erkennbar, wo die Grenzen dieser Entwicklungen lagen und welche politischen und sozialen Kosten damit verbunden waren.

## V.

Revolutionen standen am Beginn und am Ende des langen 19. Jahrhunderts. Es war aber nicht nur eine Epoche miteinander verbundener politischer Kettenrevolutionen mit Höhepunkten in den Jahren 1789, 1830 und 1848/49. Es war auch die Phase vielfältiger Kommunikationsrevolutionen, deren Wirkungen den politischen Umwälzungen keinesfalls nachstanden, ja vielfältig mit diesen verbunden waren und diese langfristig sogar übertrafen: Im Zeichen von steigenden Alphabetisierungsraten, durch die Verbreitung von Texten und Bildern in neuen Medien und mit Hilfe neuer Techniken – von der Lithographie über die Tageszeitung bis zur Illustrierten, von der Photographie über Telegraphie bis hin zum Telefon –, durch den Zugang breiterer Bevölkerungsgruppen zu Wissensbeständen, aber auch den veränderten Stellenwert der Öffentlichkeit, der Publikation von Parlamentsdebatten und der Entstehung einer Massenpresse kam der Kommunikation und den Medien eine enorme Bedeutung zu.

Im Ersten Weltkrieg setzte sich so eine Entwicklung fort, die sich seit den Kriegen der Französischen Revolution gezeigt hatte, nun aber durch die technologischen Möglichkeiten und die Massenverbreitung eine neue Dimension annahm: Er war auch ein Medienkrieg, in dem Kommunikation und massenhafte Informationsvermittlung zu eigenen Kriegsfaktoren wurden, sei es in dem neuen Verhältnis zwischen Militär und Presse, der Institutionalisierung von Pressearbeit, den Plakaten, die zu Kriegsanhältern aufforderten, oder in Fotografie und Film, mit denen Kriegserfahrungen, Fremd- und Selbstbilder visualisiert wurden.

Der Weltkrieg provozierte dadurch verstärkte Hoffnungen und Erwartungen, die aber angesichts der Eigendynamik des Kriegsverlaufs häufig nicht und nur ungenügend eingelöst werden konnten. All das ging weit über das gängige Verständnis von Propaganda als suggestive Manipulation von Informationen im

Dienst von Militärs und Kriegsstaaten hinaus. Gerade der Krieg sollte offenbaren, wie sich konkrete Medienwirkungen und ihre Nutzung den Intentionen von Militärs oder Politikern vielfach entzogen.

## VI.

Nation, Nationalstaat und Nationalismus wurden im langen 19. Jahrhundert Europas zu zentralen Orientierungsmarken staatlicher Behauptung nach außen und politischer Ordnung sowie sozialer Gestaltung nach innen. Abgeleitet vom Ideal der selbstbestimmten Nation als Souverän und der Bereitschaft zur gewaltsamen Verteidigung dieser Nation während der Französischen Revolution sollten Nation und Staat, Volk und Territorium in Übereinstimmung gebracht werden. Diese Nationsbildungen waren vielfach mit Kriegen verknüpft, so etwa in der Etablierung der neuen Nationalstaaten Italien und Deutschland zwischen 1859 und 1871. Zugleich handelte es sich um die innere Nationalisierung von Gesellschaften, der nationalen Aufladung von Institutionen, Symbolen und Traditionen, die praktisch alle europäischen Gesellschaften erfasste.

Damit ließen sich aber auch Gruppen im Inneren marginalisieren oder ausschließen, deren nationale Loyalität man in Frage stellte und die nur unter Vorbehalt zum Kern der Nation gezählt wurden, mochten es bestimmte Religionen und Konfessionen wie Juden oder Katholiken im Deutschen Reich nach 1871 sein, bestimmte ethnische Gruppen wie Dänen oder Polen in Deutschland, Iren in Großbritannien, Trentiner oder Tschechen in Österreich-Ungarn, oder politische Bewegungen wie die sozialistischen Arbeiterparteien vor 1914. Religiöse und ethnische Markierungen überlappten sich häufig, wie im Falle katholischer Iren im Vereinten Königreich oder katholischer Polen im deutschen Nationalstaat.

Mit dem Weltkrieg entwickelten sich zunächst neuartige aggressive Ausprägungen eines Kriegsnationalismus, in denen sich der Nationalismus der Vorkriegszeit fortsetzte und zuspitzte. Angesichts der Massenmobilisierung im Krieg wurden die Kriterien, nach denen man die Zuverlässigkeit nationaler Loyalität bestimmter Gruppen bemaß, immer mehr verschärft. In vielen Gesellschaften wurden im Laufe des Krieges soziale Konflikte und wirtschaftliche Verteilungskrisen mit ethnischen oder religiös-konfessionellen Merkmalen verbunden, um die Loyalität bestimmter Gruppen infrage zu stellen und sie aus der Nation auszuschließen. Solche Prozesse radikalisierten sich während des Krieges, sie gingen immer häufiger mit Gewalt einher. Schließlich konnten sie den Zusammenhalt von Gesellschaften und die Stabilität von politischen Regimen in Frage stellen.

Zwischen 1500 und 1914 reduzierte sich in Europa die Zahl staatlicher Akteure von etwa 500 territorial-politischen Einheiten auf etwa 30 Staaten zum Zeitpunkt des Ersten Weltkrieges. In Mitteleuropa zeigte sich vor allem in der Phase zwischen 1792 und 1815 ein besonderer Zusammenhang zwischen Krieg und Staatsbildung nach außen und nach innen. Auch wie das Prinzip der Volkssouveränität in Konflikten umgesetzt wurde, gehörte zum Erbe des 19. Jahrhunderts: Was in Frankreich 1830 und 1848 primär im Rahmen von Klassenkonflikten ausgetragen wurde, war in Italien, Deutschland und in den multiethnischen Großreichen mit dem Kriterium der Nationalität überlagert. Soziale Konflikte zeigten sich hier nicht so sehr im revolutionären Barrikadenkampf zwischen Klassen auf der Straße,

sondern in der ethnischen Differenzierung nach Grenzen. Diese Konversion vertiefte sich im Laufe des Jahrhunderts: Im Panorama von West- nach Ost- und Südosteuropa verwandelten sich „barricades into borders“.

## VII.

Bereits das 19. Jahrhundert veränderte die Beziehung zwischen Europa und Außereuropa, wie zwischen den anderen Weltregionen untereinander, durch neue, vielfältige Verflechtungen. Dazu zählten nicht allein die europäische Expansion und die Schaffung abhängiger Kolonien, die in der zweiten Jahrhunderthälfte im Zeichen zunehmender internationaler Konkurrenz zu einem konfliktträchtigen Wettlauf um die Verteilung der nach Wahrnehmung vieler Zeitgenossen noch „freien“ Territorien in Afrika und Asien führte. Verflechtungen zeigten sich auch in den Migrationsbewegungen, dem Waren- und Wissensaustausch.

Nur in diesem Sinne lässt sich das 19. Jahrhundert mit dem Signum einer „Weltgeschichte Europas“ (Hans Freyer) kennzeichnen, insofern Europa noch eine entscheidende Referenz für die übrigen Gesellschaften bildete. Dabei stellten die Globalisierungsschübe, also die Vielfalt von Transferbeziehungen und Verflechtungen von Wirtschafts-, Finanz- und Wissensmärkten über die Grenzen der Nationalstaaten hinaus, die europäischen Nationalstaaten keinesfalls in Frage, sondern stabilisierten sie immer wieder.

Für das Verhältnis zwischen Europa und Außereuropa sowie der Weltregionen untereinander markierte der Erste Weltkrieg einen tiefen Einschnitt, der sich nicht allein in der Ablösung der europäischen Pentarchie zeigte, jener Staatenordnung also, die mit Großbritannien, Frankreich, Russland, der Habsburgermonarchie und Preußen/Deutschland seit dem 18. Jahrhundert die internationalen Beziehungen bestimmt hatte. Das Ende der deutschen Kolonien nach 1918, ihre Um- und Neuverteilung sowie die Auflösung der multiethnischen Empires, zumal des Osmanischen Reiches, schufen neue Handlungs- und Einflussmöglichkeiten, während zugleich die Abhängigkeit der europäischen Mächte, zumal Großbritanniens, von den Kriegsergebnissen ihrer Kolonialreiche enorm zunahm.

Der Erste Weltkrieg sollte aber nicht nur aus europäischer Perspektive eine neue Phase von Kolonialisierung und Dekolonialisierung einleiten: Ebenso wichtig wurde die Erfahrung der durch den Krieg ausgelösten globalen Mobilisierung von Menschen und Rohstoffen, wurden Migrationsströme und die Kriegserfahrungen von Kolonialgesellschaften außerhalb Europas. Wie das Beispiel der britischen Dominions Kanada, Australien und Neuseeland zeigen sollte, gingen die Kriegserfahrungen dieser Gesellschaften nicht darin auf, Soldaten und kriegswichtige Materialien bereitzustellen. Der Krieg veränderte vielmehr ihr Gewicht als Akteure innerhalb des Empire und prägte die innere Nationsbildung in diesen Gesellschaften.

## VIII.

Aus der Periode der Französischen Revolution, den aus ihr hervorgehenden Kriegen und den Konflikten mit dem Napoleonischen Kaiserreich zwischen 1792 und 1814/15 ergab sich ein besonderes internationales Ordnungsdenken, das Europa langfristig und in seinen Grundzügen bis 1914 prägte. Es beruhte zunächst auf der Absicht, die postrevolutionäre Staatenwelt Europas durch ein besonderes Gleichgewichtssystem zu stabilisieren, das hegemoniale Aus-

griffe wie die der französischen Revolutionsregime und des Napoleonischen Kaiserreichs verhindern sollte. Zu dieser Sicherheitskonzeption gehörte auch das Bemühen, Konflikte zu entideologisieren und den Staatenkrieg nicht zu einem internationalisierten Bürgerkrieg werden zu lassen.

Hier setzte die sogenannte Kongressdiplomatie an: Danach sollten Staatenbeziehungen nicht zum Objekt öffentlicher Diskussion werden. Stattdessen setzte man darauf, Konflikte in geheimen Verhandlungen zwischen Regierungsvertretern frühzeitig einzuhegen und sich dabei am Ideal souveräner Staaten zu orientieren. Zwischen 1815 und 1871 war diese Politik der Konfliktbegrenzung und Kriegseinhegung durchaus erfolgreich, und selbst in der Phase der Kriege um die Etablierung neuer Nationalstaaten in Italien zwischen 1859 und 1870 und in Deutschland zwischen 1864 und 1871 kam es allenfalls zu bilateralen Konflikten, während es bis zum Ende des 19. Jahrhunderts keine umfassenden und ausschließenden Bündnisstellungen gab, die mehr Staaten in die Konflikte involviert hätten. Während also in jenen Gebieten Kerneuropas, die seit dem 17. Jahrhundert immer wieder Schauplätze von Kriegen gewesen waren, ein großer Konflikt vermieden werden konnte, entstanden in den Kolonien und zumal in Südosteuropa, auf dem Balkan, neue Konflikträume und Spannungszonen. Hier wirkten die 1815 entwickelten Ordnungskonzepte nicht, aber in diese Räume ließen sich Machtkonflikte ableiten, was die internationale Ordnung indirekt stabilisierte.

Auch der Konfliktherd, der im Sommer 1914 zum Anlass für den Ersten Weltkrieg wurde, verwies auf die südosteuropäischen Spannungszonen, wo der Rückzug des Osmanischen Reiches und die gegenläufigen Interessen Russlands und der Habsburgermonarchie aus einem gefährlichen Machtvakuum ein hochlabiles Krisengebiet hatten entstehen lassen.

## IX.

Eine entscheidende Voraussetzung für das internationale Ordnungsdenken und damit auch für die relativ lange Abwesenheit großer kriegerischer Auseinandersetzungen in Europa lag in der Fähigkeit der Staaten zum Krieg, ihrer Bellizität, und damit der prinzipiellen Gewaltbereitschaft. Diese Kriegsfähigkeit der Staaten war für die Aufrechterhaltung des internationalen Kräftegleichgewichts, auch durch das Mittel gegenseitiger Abschreckung wie für die Stabilisierung der inneren Verhältnisse der Staaten nach 1815 eine wesentliche Voraussetzung. Das zeigte sich vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als es zu immer größeren Rüstungsanstrengungen und zur Entwicklung von Massenheeren durch die Einführung der Wehrpflicht in allen größeren europäischen Gesellschaften mit Ausnahme Großbritanniens kam. Zugleich aber wurde die prinzipielle Kriegsfähigkeit der europäischen Staaten außerhalb des Kontinents, zumal im Möglichkeitsraum der Kolonien, unter Beweis gestellt – erst im Sommer 1914 sollte sich das ändern. Erst damit setzte eine Phase beispielloser Gewaltkaskaden im 20. Jahrhundert ein.

Bellizität wurde im 19. Jahrhundert auch ein Ausdruck wirtschaftlicher und technologischer Errungenschaften von Industriegesellschaften, ihrer Fähigkeit, neue soziale Gruppen zu integrieren, sich politisch zu behaupten und in einem Zeitalter wachsenden internationalen Wettbewerbs die eigene Zukunftsfähigkeit unter Beweis zu stellen. Nicht zufällig erfuhren gerade die Schlachtflotten im Zuge der kolonialen Expansion eine

enorme symbolische und politische Aufwertung. Mit ihnen ließen sich Wirtschaftsstärke und technologischer Fortschritt, globale Mobilität und die Bereitschaft zur gewaltsamen Intervention kommunizieren – das prägte die Strategien des Seekrieges in einer sich industrialisierenden Welt und bedingte einen neuen Blick auf das Verhältnis von Land- und Seekrieg wie zwischen Kontinentalstaaten und globalen Imperien. Aus diesen Entwicklungen ergaben sich aber auch neue Zwänge und Dynamiken: Es zeichneten sich nämlich neue Entscheidungskonstellationen ab, in denen die militärischen Eliten und ihr Beharren auf strategischen Notwendigkeiten die Spielräume der Politik veränderten.

Die zwischen 1815 und 1914 gelungene relative Begrenzung von kriegerischer Gewalt war zunächst auf Kerneuropa beschränkt: Denn an den von der Mitte Europas aus gesehen südöstlichen Peripherien, auf dem Balkan mit seiner charakteristischen Mischung von zahlreichen Konfliktfaktoren – eine multiethnische Bevölkerung, ein politisches Vakuum durch den allmählichen Rückzug des Osmanischen Reiches, dazu Russland und die Habsburgermonarchie als konkurrierende Großmächte und der Wettbewerb von zunehmend radikal agierenden Nationalbewegungen bei relativ schwacher Staatlichkeit in der Region – kam es bereits vor dem Sommer 1914 zu einer ganzen Reihe von Kriegen, in denen sich die Gewalt gegen die ethnisch und religiös-konfessionell gemischte Bevölkerung radikalisierte.

Erst recht galt diese Grenze der Konflikt- und Gewalteinhegung für die kolonialen Kriege europäischer Mächte gegen indigene Bevölkerungen, so im Sudan 1898, in Südafrika zwischen 1899 und 1902 sowie in der deutschen Niederschlagung der Herero- und Nama-Aufstände seit 1904. Wenn es Beispiele im langen 19. Jahrhundert gab, an denen man die mögliche Zukunft der Kriegsgewalt erkennen konnte, so war es in Ansätzen der Krimkrieg von 1853-56, aber vor allem der Amerikanische Bürgerkrieg. Von 1861 bis 1865 wurden 2,1 Millionen Soldaten aus den Nordstaaten und 880.000 Mann aus den Konföderierten Südstaaten mobilisiert, der Krieg forderte mehr als 750.000 Todesopfer, darunter über 620.000 Soldaten, das waren knapp 2,5 Prozent der nordamerikanischen Bevölkerung – und in etwa so viele amerikanische Todesopfer wie in den Revolutionskriegen des 18. Jahrhunderts, dem Krieg von 1812, dem Mexikanischen Krieg, dem Spanisch-Amerikanischen Krieg, den beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts und dem Korea-Krieg zusammen. Er dokumentierte die neuartigen Zusammenhänge zwischen der Massenmobilisierung und der Rechtfertigung bisher ungekannter Opferzahlen, zwischen gesteigerter Gewalt auch gegen die Zivilbevölkerung des Gegners und dem Zweifel an der Loyalität einzelner Gruppen in der eigenen Gesellschaft.

## X.

Zum 19. Jahrhundert gehörte die zunächst verbreitete Wahrnehmung eines umfassenden Fortschritts und einer immer besseren und gestaltbareren Zukunft, sei es durch mehr politische Teilhabe, durch wirtschaftliches Wachstum und mehr soziale Gleichheit, verbesserte Bildung und Wissensfortschritte, durch mehr Mobilität oder verbesserte Hygiene, durch Verbreitung einer europäisch gedachten Zivilisationsidee auf der ganzen Welt. Seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts traf dieser Fortschrittsglaube als Kern des bürgerlichen Zukunftsversprechens auf immer mehr Zweifel. Die Kulturkritik, die Rezeption

der Schriften Friedrich Nietzsches, aber auch die vielfältigen Reformbewegungen und künstlerischen Strömungen um 1900 offenbarten, dass das Fortschrittsversprechen brüchiger geworden war.

Sowenig man aus diesen Tendenzen auf eine verbreitete Hoffnung auf einen befreienden Krieg, ja ein Herbeisehnen eines großen Krieges schließen kann, sowenig lässt sich übersehen, wie stark die Leitmotive von Fortschritt, Wachstum und Expansion bereits vor 1914 unter Druck geraten waren. Dazu trug auch ein tiefgreifender Umbruch im Verständnis der Wirklichkeit bei. Das galt in der zeitgenössischen Physik, wo das überkommene Raum-Zeit-Kontinuum in der Relativitätstheorie Albert Einsteins in Frage gestellt wurde, und es wurde in der Psychoanalyse Sigmund Freuds durch die Entdeckung des Unterbewusstseins erkennbar.

Der Erste Weltkrieg stand im Zeichen beider Entwicklungen, sowohl des Fortschrittsversprechens und seiner Desillusionierung, zu der er erheblich beitrug, als auch des Umbruchs der Wirklichkeitswahrnehmung. Daneben zeigte sich nach 1914 aber auch eine ganz eigene Verknüpfung von Krieg und Wissenschaft, denn zahlreiche Forscher waren ohne Weiteres bereit, ihr Wissen in den Dienst des eigenen Landes zu stellen, sei es in den Fluten von Rechtfertigungsschriften zeitgenössischer Historiker, Theologen, Ökonomen und Soziologen oder in der militärischen Nutzung neuer naturwissenschaftlicher Erkenntnisse und neuer Technologien für die Entwicklung neuer Kriegsmittel und Eratzstoffe.

## XI.

Mit dem zuvor Genannten hängt ein letzter Aspekt zusammen, nämlich das Selbstbild und die Positionierung des Einzelnen im historischen Prozess. Die Beschäftigung mit der Geschichte auf ganz unterschiedlichen Ebenen, in Denkmälern, Museen und Geschichtsvereinen, in den zahllosen historischen Romanen, aber eben auch in der entstehenden Geschichtswissenschaft als einer bürgerlichen Orientierungswissenschaft gerade in Deutschland wurde ein Leitmotiv des 19. Jahrhunderts. Dahinter stand die Suche nach der individuellen und kollektiven Selbstvergewisserung in einer Epoche, die zumal seit den 1860er und 1870er Jahren vom Modus der Beschleunigung erfasst schien.

Das war etwas anderes als die Unterscheidungen zwischen „früher“ und „später“ oder „vorher“ und „nachher“, die sich auf punktuelle Ereignisse wie Revolutionen oder Kriege beziehen konnten. Im Unterschied zur Phase nach 1800 entwickelte sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts eine ganz neue Qualität der Zeiterfahrung bei gleichzeitiger subjektiver Wahrnehmung schrumpfender Räume. Dazu trugen technische Errungenschaften bei: Verkehrsverdichtung und Beschleunigung standen am Ende des Jahrhunderts im Zeichen von Dampfschiffen, Eisenbahnen und Automobilen, welche die mit natürlicher Antriebskraft betriebenen Segelschiffe und Kutschen zu ersetzen begannen. Das kabel- und drahtgebundene Nachrichtennetz der Welt trat 1899 in ein neues Zeitalter, als die erste drahtlose Nachrichtenübermittlung zwischen England und Frankreich gelang, der 1901 die erste transatlantische Übertragung folgte. Das Ergebnis dieser Beschleunigungen reduzierte den wahrgenommenen Raum der Zeitgenossen und damit auch die Distanz zwischen Ereignis und Nachricht.

Diese Entwicklungen konfrontierten viele Zeitgenossen aber auch mit neuartigen Krisensymptomen: Die historisch erfahrene Zeit und die eigene,

individuell-biographische Zeiterfahrung traten immer weiter auseinander. Chiffren dieser Entwicklung waren am Beginn des 20. Jahrhunderts nicht zufällig der „Zählzwang“ und die „Eilkrankheit“ der Protagonisten aus Robert Musils Romanen und Erzählungen, und vor allem „Choc“, „Trauma“ und „Nervosität“ als Symptome einer krankhaften Zeit.

Ein anderes Leitmotiv in der Suche nach Selbstvergewisserung wurde in der Kulturkritik des ausgehenden 19. Jahrhunderts und den Debatten um 1900 erkennbar: Das Verhältnis des Individuums zur aufziehenden Massengesellschaft, die Behauptung des Einzelnen in der Masse, die für viele Zeitgenossen

## *Europa um 1900: Das war ein irritierendes Nebeneinander von ganz unterschiedlichen und ambivalenten Strömungen.*

ein zutiefst ambivalentes Ergebnis der demographischen Entwicklung, der wirtschaftlichen Dynamik und sozialen Mobilisierung geworden war. Auch dies gehörte zum Erbe des 19. Jahrhunderts, und viele der zeitgenössischen Debatten um Massenpresse und Massenkonsum, um Versittlichung, Sexualität und Körper, um den Gegensatz zwischen anonymer Gesellschaft und identitätsstiftender Gemeinschaft drehten sich im Kern um dieses Problem.

Europa um 1900: Das war ein irritierendes Nebeneinander von ganz unterschiedlichen und ambivalenten Strömungen. Zu dieser spannungsgeladenen Situation gehörte auch das Nebeneinander von Rationalität und Subjektivierung. Politische Theoretiker und Sozialphilosophen diagnostizierten um 1900 angesichts der starken Tendenzen zur Rationalisierung in der Wirtschaft, der Verwaltung, der Politik in modernen Gesellschaften einen Mangel an Instinkt, Intuition, Subjektivität und damit auch irrationalen Elementen, ohne die sich aber der Einzelne verloren und isoliert vorkommen müsse.

Zumal Max Webers Konzentration auf Ekstase und Charisma dokumentierte die wahrgenommenen Grenzen, allein mit Hilfe rationaler, bürokratischer und legaler Prozesse politisches und soziales Handeln zu regeln. Zu dieser Spannung gehörte auch der zeitgenössische Blick auf Gewalt. Die Vorstellung von Gewalt als einer bloß irrationalen Macht, zu der man sich wie George Sorel oder die Futuristen programmatisch bekannte, war das eine. Aber wiederum war es Max Weber, der betonte, dass systemische Gewalt auch den legitimen, gut geführten und friedlichen Staaten innewohne. Jede Form sozialer und politischer Ordnung beruhe auf der staatlichen Verfügung über Gewalt. Lenin schließlich verknüpfte exakte Analyse der Politik, rationale Organisation durch eine revolutionäre Avantgarde, kalkulierte Strategie – und hohe Gewaltbereitschaft miteinander. Die aus dem 19. Jahrhundert überkommene Vorstellung, dass sich Rationalität stets mit Fortschritt zu Frieden und Vernunft mit liberalen Verfassungen und Gewalt einhegung verbinde, wurde um 1900 mindestens auf der Ebene der politischen und sozialen Theorie in Frage gestellt.

Den Ersten Weltkrieg allein aus dem 19. Jahrhundert erklären zu wollen, wäre verfehlt. Es würde das Jahrhundert zu einer bloßen Vorgeschichte des Krieges machen, in der am Ende nur diejenigen Prozesse und Zusammenhänge berücksichtigt würden, die zur vermeintlichen Erklärung des Krieges taugten – und nicht auch diejenigen, die dagegen

sprächen. Keine Geschichte ist aber bloße Vorgeschichte des Späteren – diese Perspektive nimmt vielmehr vor allem derjenige ein, der von den Strukturen des Vorvergangenen die Erklärung des Vergangenen erwartet. Die „vergangene Zukunft“ des 19. Jahrhunderts aber hatte viele mögliche Entwicklungswege, deren Vielfalt nicht vorschnell durch den einen Pfad entwertet werden sollte, der sich am Ende durchsetzte.

## XII.

Als der Krieg im August 1914 konkret wurde, da nahmen die bürgerlichen Eliten, zumal die deutschen Intellektuellen, besonders intensiv daran Anteil, indem sie demonstrativ ihre Verbundenheit mit der eigenen Nation im Krieg betonten. Und doch mischte sich in diesen Kulturkrieg schon im Sommer 1914 ein eigentümliches Bewusstsein vom Umbruch der Zeit, der alle Werte und Erfahrungen des langen 19. Jahrhunderts in Frage zu stellen schien. Am 2. August 1914 hielt Ernst Troeltsch, Professor der Theologie an der Universität Heidelberg, eine bemerkenswerte Rede. Sie ging nicht auf im situativen Patriotismus der Stunde. Vielmehr war sich der Heidelberger Theologe sicher, dass der Krieg alle überkommenen Sicherheitsversprechen, die auf Rationalität beruhenden sozialen und staatlichen Ordnungsstrukturen aus dem 19. Jahrhundert und damit auch die Basis bürgerlicher Kultur radikal in Frage stellen werde: „So zerbrechen auch uns heute alle rationellen Berechnungen. Alle Kurszettel und Kalkulationen, die Versicherungen und Zinsberechnungen, die Sicherstellungen gegen Unfälle und Überraschungen, der ganze kunstreiche Bau unserer Gesellschaft hat aufgehört, und über uns allen liegt das Ungeheure, das Unberechenbare, die Fülle des Möglichen.“

Wenn sich bereits in der Julikrise 1914 die verheerenden Wirkungen von grundlegenden Misskalkulationen, von verfehlten Wirkungsannahmen, von Handlungsdruck und individueller Überforderungen gezeigt hatten, so galt das zugespitzt auch für den Auftakt des konkreten Krieges. Die Akteure mochten im Sommer 1914 mit dem Krieg als Möglichkeit operiert haben, aber sie waren alsbald mit einer Kriegsrealität konfrontiert, mit der sie in ihren quantitativen und qualitativen Ausmaßen nicht hatten rechnen können – daraus ergab sich das Paradoxon von hypertrophen Kriegsplanungen und Kriegsszenarien bei gleichzeitig unzureichender Vorbereitung.

Das Ergebnis des Krieges für das 20. Jahrhundert, das war den Zeitgenossen unmittelbar bewusst, ging nicht allein in der Quantität der Kriegsoffer auf. Es war nicht messbar anhand der Millionen von toten Soldaten und Zivilisten. Hinter der schieren Quantität der Opfer verbarg sich eine grundsätzlich neue Qualität von Gewalterfahrungen. Obwohl die Opfer anders als im Zweiten Weltkrieg zumeist noch Soldaten waren, entstand eine neue Dimension der Gewalt gegen die Zivilbevölkerung, so in Belgien und Nordfrankreich, in Serbien, Armenien und vielen Gebieten Osteuropas. Zu den Opfern zählten viele Tote bisher nicht selbstständiger Bevölkerungen im Verband der Empires – das verband bei allen Unterschieden die polnischen mit den indischen und den aus Afrika und Ostasien rekrutierten Soldaten. Und zur fortdauernden Wirkung des Krieges gehörten auch das Heer der zurückbleibenden Verwundeten und die damit verbundenen langfristigen staatlichen Versorgungsleistungen für Kriegsinvalide. Gerade sie gaben dem Krieg im Frieden ein Gesicht.

Der Sieger des Weltkrieges war keine Nation, kein Staat, kein Empire, und

sein Ergebnis war keine Welt ohne Krieg. Der eigentliche Sieger war der Krieg selbst, das Prinzip des Krieges, der totalisierbaren Gewalt als Möglichkeit. Das wog langfristig umso schwerer, weil es im fundamentalen Gegensatz zu jenem Leitmotiv stand, das sich während des Krieges entwickelt hatte und das für viele Soldaten ein entscheidender Grund gewesen war, den Krieg mit allen Mitteln fortzusetzen. Die Hoffnung, ein letzter grausamer Krieg müsse am Ende gegen das Prinzip des Krieges überhaupt geführt werden, das Vertrauen darauf, dass der Weltkrieg ein „war that will end war“ sei, sollte bitter enttäuscht werden. Schon die unmittelbare Phase nach dem 11. November 1918 dokumentierte, dass kriegerische Gewalt auch weiterhin ein Mittel der Wahl blieb: um wie in Irland und Polen neue Nationalstaaten zu etablieren oder territorial zu arrondieren, um wie in Russland in einem blutigen Bürgerkrieg einer Ideologie zum Sieg zu verhelfen oder wie in der Türkei die Bedingungen eines Friedensvertrags gewaltsam zu revidieren. Was im Sommer 1914 im Kern als Staatenkrieg begonnen hatte, mündete seit 1917 in eine Vielzahl neuer Gewaltformen, die weit über das formale Ende des Krieges im Westen hinausreichten. Dazu gehörten, immer wieder überlappend, nationale Unabhängigkeits- und Staatsbildungskriege, ethnische Konflikte und Bürgerkriege.

Was sich veränderte, das war der Blick auf die Möglichkeiten der Gewalt vor dem Hintergrund einer neuartigen Unübersichtlichkeit, eines Zeitalters der Fraktionen, die zu neuen Kategorienbildungen zwang. Es war nach 1918 kein neuer stabiler Ordnungsrahmen – weder gesellschaftlich, noch politisch, noch international – erkennbar. Aber die neuen Modelle des Bolschewismus wie des Faschismus wandten sich unverkennbar gegen das liberale Erbe des 19. Jahrhunderts, nicht zuletzt in der ausgesprochenen Gewaltbereitschaft und dem entgrenzten Terror nach innen und außen. Das hatte mit vielfältigen Weltkriegserfahrungen zu tun, den Übergängen vom Staatenkrieg in die Revolution und den Bürgerkrieg genauso wie mit den enttäuschten Erwartungen in vielen Gesellschaften. Um 1930 schien das Modell des liberalen Verfassungsstaates und der Parlamentarismus jedenfalls seine Zukunft hinter sich zu haben.

Was aber war die Konsequenz dieser radikalen Entwertung von Erwartungen durch eine Explosion von Gewalterfahrungen in kurzer Frist seit dem Sommer 1914? Bis in die frühe Neuzeit waren Erwartungshorizonte und Erfahrungsräume in einem zyklischen Zeitverständnis aufeinander bezogen geblieben. Zwischen 1770 und 1850 brach diese Zeitvorstellung auseinander, weil die Erwartungen der Menschen im Zeitalter der Französischen Revolution weit über ihre Erfahrungen hinausgeschossen.

Das, was im August 1914 begann und im November 1918 nicht endete, kehrte diese Tektonik radikal um: Nun entlarvte der Krieg die Fortschrittserwartungen, jenes Erbe des 19. Jahrhunderts, als harmlose Szenarien, die der Dynamik der Erfahrungen in diesem Krieg nicht mehr standhielten. Das Ergebnis war eine Glaubwürdigkeitskrise in nahezu allen Lebensbereichen: eine Krise der Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, der ideologischen Entwürfe zur Rechtfertigung von Staaten und Reichen, von Nationen, Ethnien und Klassen. Darin, in dieser elementaren Verunsicherung, in verkürzten Geltungsfristen und Halbwertszeiten großer Ordnungsideen, liegt ein Erbe des Krieges, der im August 1914 geöffneten „Büchse der Pandora“ bis in unsere Gegenwart. □

# „Im Stillen“

## Nicole Ahland – Fotografie

„Im Stillen“ heißt die erste Kunstausstellung des Jahres in der Katholischen Akademie Bayern. In schwarz-weiß gehaltene Fotoarbeiten von Nicole Ahland sind zu sehen. Die 1970 in Trier geborene und in Wiesbaden lebende Künstlerin ist durch eine große Zahl von Ausstellungen bekannt und erhielt bereits eine Vielzahl von bedeutenden Preisen. Den Einführungsvortrag bei der Vernissage am 13. Januar 2016, den Sie zusammen mit der Begrüßung von

Akademiedirektor Dr. Florian Schuller dokumentiert finden, hielt der Kunstexperte Dr. Walter Zahner, der Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst (DG). Die Ausstellung im Kardinal Wendel Haus – Mandlstraße 23 in München-Schwabing – ist bis zum 23. März 2016, montags bis freitags, von 9 bis 17 Uhr zu sehen. Der Eintritt ist frei. Wir bitten um eine kurze Anmeldung unter 38102-0.

## Eine Einführung

Walter Zahner

Die ersten Arbeiten, die ich von Nicole Ahland vor einigen Jahren gesehen habe, waren schwarz-weiß und im Großformat. Sie zeigten einen Raum, der eine große Ausstrahlung hatte. Das merkte man, selbst wenn man diesen abgebildeten Raum gar nicht erkennen konnte. Die Bilder waren leicht verschwommen, man sah eine nicht näher definierbare Lichtquelle und Raumteile oder Dinge in einem Raum, den man sich zu großen Teilen selbst vorstellen, mit eigenen Gedanken mehr oder weniger erschaffen musste. Diese großformatigen Fotografien waren hier in München im Rahmen einer Ausstellung der DG, der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst, zu sehen, deren Vorsitzender ich seit einigen Jahren bin.

Da es bei dieser Präsentation um die Kunststation St. Peter in Köln und einen Rückblick auf deren seinerzeit 25-jährige Ausstellungstätigkeit ging, war natürlich klar, um welchen Raum es sich wohl handeln würde. Wobei die anderen Kunstwerke, die gezeigt wurden, auch nur indirekt Bezug nahmen auf diesen Kirchenraum, der seit geraumer Zeit sowohl für Gemeindegottesdienste wie eben auch als Ausstellungsraum Verwendung findet. Es hätte somit auch ein anderer Raum sein können, den uns Nicole Ahland dort vorführte. Doch es war schon, wie vermutet, dieser gotische Kirchenraum.

Sie hatte ihn erkundet, war tage- und vor allem auch nächtelang vor Ort, machte sich auf die Suche nach ansprechenden bzw. ihren Vorstellungen und Überlegungen entsprechenden Lichtstimmungen. Sie erzählte mir, sie habe sich damals einschließen lassen, habe eine ganze Nacht lang versucht, dem Raum nachzuspüren, habe sich auf die Spur von Schatten und Licht, auf einen Weg, eine Art Begleitung der langsam um sich greifenden Dunkelheit gemacht. Und dann habe sie fotografiert, analog, das heißt, mit einem, heute ist man geneigt zu sagen, älteren Modell von Fotoapparat. Sie erinnern sich vielleicht

noch, da kann man Blende und Belichtungszeit einstellen, kann über deren Veränderung bzw. Verschiebung bestimmte Effekte bei der Aufnahme eines Bildes hervorholen.

Dies und noch viel mehr an Möglichkeiten hat diejenige, die diesen Prozess selbst steuert, dann auch nochmals in der Dunkelkammer. Dort, wo die Abzüge entstehen, dort, wo durch chemische Reaktionen auf speziellem Fotopapier sich erste, wie verschleiert wirkende Konturen abzeichnen, die Stück für Stück klarer, deutlicher hervortreten. Der Grad an Sicht- oder besser Erkennbarkeit hängt hierbei aber vom Ausgangspunkt, dem Negativ, ab. Auch hier steuert diejenige, die die Arbeiten entwickelt, wie dies so schön sprechend heißt, wie weit sie gehen und damit was sie zeigen will. All das sind Teile von Entwicklungsschritten, die den hier gezeigten Fotografien zugrunde liegen; all dies entspricht Momenten, die in den hier ausgestellten Bildern eingeschrieben sind, die zentrale Elemente ihrer Entstehung beschreiben und die letztlich zu dem führen, was wir vor uns haben.

Wenn ich mir gemeinsam mit Ihnen die Auswahl der hier gezeigten Fotografien ansehe, dann denke ich, es führt nicht zu weit, wenn ich sage: Die Bilder von Nicole Ahland entführen uns!

Sie zeigen Räume, Ausschnitte von Räumen, die wir ganz objektiv nicht oder nur in den seltensten Fällen kennen oder erkennen können. Und doch werden wir in sie hineingezogen, fühlen uns nach einer gewissen Zeit der Betrachtung gewissermaßen wie jemand, der in diesem Raum anwesend ist. Wir dürfen einen speziellen Ausschnitt betrachten; wir werfen einen Blick von der Künstlerin gesteuerten Blick auf ihn.

Diese Raumbilder wecken Eindrücke in uns. Sie mögen von distanziert bis in sie hineingenommen reichen, von angeregt bis aufgeregt. Sie erzeugen auch Gefühle in uns, wenn wir uns auf sie einlassen, wenn wir ihnen offen und ohne Vorurteile begegnen, wenn wir

uns von der oberflächlichen Darstellung lösen und uns in ihre Inhalte hineinnehmen lassen. Und sie geleiten uns ins Nachdenken, ins Nachspüren, was das denn nun genauer sein mag, was wir da sehen.

Nicole Ahland fotografiert schon über einen längeren Zeitraum. In Trier geboren führte es sie in jungen Jahren für viele Monate nach China und dann auch nach Vietnam. Nach der Rückkehr von diesen Studienaufenthalten begann

Dr. Walter Zahner, Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst (DG), hielt bei der Vernissage den Einführungsvortrag.

sie ihr Studium der Freien Kunst an der Akademie für Bildende Künste der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Dort war sie auch einige Semester als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fachbereich Kunsttheorie tätig. Seit mehr als zehn Jahren verzeichnet sie zahlreiche Einzelausstellungen bzw. Beteiligungen an Gruppenpräsentationen. Schon zu Studienzeiten bekam sie ihr erstes Förderstipendium, seither mehrere Preise, etwa 2010 den Ramboux-Preis der



Nicole Ahland, fast genau unter dem „Heiligenschein“, mit Akademiedirektor Dr. Florian Schuller (re.) und Dr. Walter Zahner.



*Großformatige schwarz-weiß gehaltene  
Fotoarbeiten sind im Vortragssaal  
ausgestellt ...*



... im Durchgang zum Atrium hängen die kleineren Formate.

Stadt Trier, 2012 das Saari Residence Stipendium der finnischen Kone Stiftung und 2014 den Kunstpreis der DG, den Gebhard Fugel Kunstpreis.

Sie hat die Auswahl der Bilder, die hier gezeigt werden, selbst getroffen. Diese waren Teil einer größeren Ausstellung, die im vergangenen Jahr im Kunstverein Ludwigshafen und im Museum Wiesbaden gezeigt wurde. Die große Mehrzahl der hier vorgestellten Bilder entstammt den letzten Jahren, sie sind Zeugnisse ihrer jüngeren Bilderserien. So tragen viele den Titel „Space“, was übersetzt Raum heißt und uns dorthin geleitet, wo wir eben wieder auf uns selbst, zu unseren ersten Eindrücken zurückgeführt werden.

Hier ein kleiner Einschub zum Thema Raum: In dem in der Nachbarschaft gelegenen Schloss Suresnes gibt es ein Zimmer im Erdgeschoss, das die Bibliothek Romano Guardinis beherbergt. Der Theologe und Religionsphilosoph, dessen Nachlass die Katholische Akademie in Bayern betreuen darf, war zu Lebzeiten eng mit ihr verbunden. Guardini publizierte viel; es war ihm ein Anliegen, sich mit der Kultur auseinander zu setzen. So trat er immer wieder mit Interpretationen von Gedichten hervor. Ich zitiere aus einer seiner Arbeiten aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Ein Gedicht von Eduard Mörike, „Die schöne Buche“ – es stammt aus dem Jahr 1842, beginnt mit den folgenden Worten:

„Ganz verborgen im Wald kenn ich ein Plätzchen, da steht / Eine Buche, man sieht schöner im Bilde sie nicht.“

Guardinis Auslegung setzt mit einigen Hinweisen zur sprachlichen Form ein. Sodann nähert er sich dessen Gegenstand: „Es ist von einem Baum die Rede, einer Buche. (...) So steht sie, ganz sie selbst geworden, in freier Vollkommenheit da – eben damit aber klingt um sie her das Ganze des Daseins an. (...) von einer kleinen ‚Welt‘ (...) Durch seine still ordnende Macht baut der Baum sie rings um sich auf. Sie schließt sich aber auch von der Umgebung her zusammen, die das Geheimnis seiner Schönheit hütet. So stellt sich denn auch jenes Wort aus dem religiösen Bereich ein, das diese Hütung meint: ‚der Hain‘. Dieser bedeutet etwas anderes als der Wald; etwas anderes auch als der Garten. ‚Wald‘ ist freie Natur, die ihren eigenen Gesetzen folgt. ‚Garten‘ ist etwas, das der Mensch sich schafft, um darin zu wohnen; geschlossener als der Wald, aber freier als das Haus, weil in ihm Natur und Haus einander begegnen.

‚Hain‘ hingegen ist jene Gestalt, die entsteht, wenn die Natur zum Ausdruck für die Anwesenheit des Göttlichen wird und sich dem Tempel nähert.“

Dieser Zugang zur Frage nach dem Raum widmet sich dem Außenraum; und der ist auf den Bildern von Nicole Ahland gar nicht im Blick. Das ist durchaus richtig. Und doch ist diese Sicht auf das Phänomen des Raumes an sich aussagekräftig und prägnant. Es sei auch sogleich festgehalten, dass es

### *Die Stille in den Bildern von Nicole Ahland hat etwas Ursprüngliches, fast etwas Archaisches.*

selbstverständlich eine Vielzahl anderer Annäherungen an dieses Thema gibt. Doch bleiben wir noch kurz bei Romano Guardini. Er interpretiert das Mörike-Gedicht aus einer eher persönlichen Warte. Er wählt sogar einige Begriffe, die aus dem Wortschatz des Religiösen stammen. Der Raum wird zum Geflecht von Beziehungen. Und Guardini geht sogar noch weiter. Bei Mörike ist vom „liebliche(n) Rund“ die Rede, zur damit

gemeinten Rasenfläche führt Guardini aus: „Man fühlt sich an das griechische Wort ‚temenos‘ erinnert, für das aus dem Allgemeinen ‚Herausgeschnittene‘, woher denn das Wort ‚Tempel‘ kommt.“

Raum ist somit etwas Ausgegrenztes aber ebenso Umgrenztes, etwas, das Beziehungen aufzubauen fähig, etwas, das – wenn ich es anthropologisch weiter denke – das Bezogen-Sein an sich, die Rückbindung deutlich macht. Und hier scheint nun nicht mehr nur das Wort „Religion“ auf, das in seiner Wortbedeutung von „religare = zurückbinden“ abstammt, sondern es wird deutlich, dass alles Religiöse nur raumbezogen gedacht und besprochen werden kann.

Und damit komme ich abschließend zum Titel dieser Ausstellung „Im Stillen“. Schon Guardini sprach in der eben zitierten Stelle von der „still ordnenden Macht“ des Baumes. An ihm orientiert sich alles, nach ihm richtet sich die Umgebung aus.

Die Stille in den Bildern von Nicole Ahland hat etwas Ursprüngliches, fast etwas Archaisches. Wenn man ihre Fotografien betrachtet, wenn man sich in sie hineinfühlt, dann spürt man etwas vom Raum, vom Licht und von dem Dazwischen. Der Raum ist das erste, was gezeigt, was gewissermaßen in uns und für uns erweckt wird. Das Licht



Der Kunsthistoriker Prof. Dr. Thomas Raff – wie Dr. Walter Zahner Mitglied der Kunstkommission der Katholischen Akademie Bayern – hörte aufmerksam zu.

wird zum Träger dieses Bildes, lässt uns eine Ahnung des vorgestellten Raumes entwickeln. Und das Dazwischen wird zum Träger der Botschaft; nicht im Sinne einer eindeutigen, klärenden oder gar erklärenden Aussage, sondern vielmehr als das, was uns anweht, was uns eine Ahnung von dem gibt, was wir zu sehen meinen.

Ich denke, wir dürfen noch einen Schritt weiter gehen. Ich sehe in den Bildern von Nicole Ahland so etwas wie die Stille, das Ruhige, das Zur-Ruhe-Kommen. Dieses Dazwischen öffnet mir die Augen, lässt mich hinter den ersten Eindruck schauen. Die Räume, die Nicole Ahland uns zeigt, weisen in dieses Dazwischen oder aber auch auf etwas, das Dahinter steckt. Manchmal zeigen sie uns etwas, das verborgen ist.

Ihre Fotografien lassen uns in die Stille hinein sehen, die wir zum Leben, zum Überleben, benötigen. Angesichts der Bilderfülle die uns tagtäglich überströmt, sind ihre Bilder Ruhepunkte für unsere Seelen. Und zugleich schaffen sie es, dass sich in uns ein anderer, ein neuer Raum auftut. Diesen unseren Blick in die Tiefe der Bilder leitet das Licht an, das sie durchströmt, das mal weniger, eher dämmrig, mal gleißend hell aufscheint. Die Bilder strahlen Ruhe aus. Lassen Sie sich von dieser Ruhe anstecken. □



Prof. Dr. Willibald Folz, Vorsitzender des Vereins der Freunde und Gönner der Katholischen Akademie, ist Stammgast bei den Vernissagen. Die

finanzielle Unterstützung des Vereins macht die Ausstellungen im Kardinal Wendel Haus – auch die mit Werken von Nicole Ahland – erst möglich.

## Dank und Einladung

Florian Schuller

*„Als er Siebzig war und war gebrechlich, Drängte es den Lehrer doch nach Ruh. Denn die Güte war im Lande wieder einmal schwächlich Und die Bosheit nahm an Kräften wieder einmal zu. Und er gürtete den Schuh.“*

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Sie kennen wahrscheinlich diesen Anfang eines Gedichtes meines Augsburger Mitbürgers Bert Brecht. Dessen Titel: „Legende von der Entstehung des Buches Taoteking auf dem Weg des Laotse in die Emigration“.

Bert Brecht erzählt das Geschehen an der Grenze des Landes. Laotse muss sich vor dem Zöllner erklären, ist aber arm, was der ihn begleitende Bub so begründet: „Er hat gelehrt.“ Auf die Frage, was er denn „rausgekriegt“ habe, antwortet der Bub: „Dass das weiche Wasser in Bewegung / Mit der Zeit den mächtigen Stein besiegt. / Du verstehst, das Harte unterliegt.“

Wer wen besiegt, weckt die Neugier des Zöllners, und er bittet den Weisen, die Lehre niederzulegen. So schreibt Laotse seine 81 Sprüche auf: das Buch Taoteking. Am Ende steht neben dem Lobpreis des Weisen der Dank an den Zöllner für die überlieferte Weisheit: „Darum sei der Zöllner auch bedankt: / Er hat sie ihm abverlangt.“ Eben typisch Bert Brecht.

An dieses Gedicht und natürlich besonders an das Buch Taoteking selbst denke ich jedes Mal, wenn ich nun vor einer der großartigen Fotoarbeiten von Nicole Ahland stehe. Warum denke ich da an Laotse? Weil mir sein Spruch Nr. 11 einfällt, der mich, nicht zuletzt als Theologen, seit Jahrzehnten begleitet. Er lautet:

*„Dreißig Speichen enden in einer Nabe; / doch erst das Loch in der Nabe wirkt des Rades Brauchbarkeit. Ton knetend bildet man Gefäße; / doch*

*erst ihr Hohraum gibt ihnen Brauchbarkeit. Mauern, von Fenstern und Türen durchbrochen, bilden Räume; / doch erst die Leere des Raums gibt ihnen Brauchbarkeit. So gibt das Stoffliche zwar Eignung, / das Unstoffliche aber erst den Wert.“*

Da, wo beim Rad nichts ist, nämlich das Loch in der Nabe, da „wirkt des Rades Brauchbarkeit“. Nur dort, wo beim Tongefäß nichts ist, nämlich in der Rundung, kann man etwas hineingießen. Wenn ein Raum voll Mauern wäre, könnte man darin nicht wohnen. „Erst die Leere des Raums gibt Brauchbarkeit.“

Ich habe den Eindruck, in den Werken Nicole Ahlands wirkt die gleiche Dialektik. Die Räume, denen sie sich mit ihrer immer noch analogen Kamera stellt, sind Erfahrungen von reduzierter Wirklichkeit, von Leere. Und gleichzeitig atmen sie Leben. Es ist genau die Kunst der Negativität, die die Positivität ahnen lässt.

Draußen im Eingangsbereich liegen drei Kataloge zu früheren Ausstellungen Nicole Ahlands aus, Sie können die Kataloge dort ansehen, bzw. sogar kaufen. Einem der Kataloge ist ein Gedicht von Wislawa Szymborska beigegeben, in dem es ganz ähnlich wie im Taoteking klingt:

*„Sag ich das Wort / Stille, / vernichte ich sie. Sag ich das Wort / Nichts, / schaffe ich etwas, / das in keinem / Nichtsein Raum hat.“*

Damit klingt die zweite Grunderfahrung an, die sich beim Betrachten von Nicole Ahlands Photographien einstellt: Neben der Reduktion und durch die Reduktion Stille, zur Ruhe kommen, durchatmen, sich konzentrieren können.

Ich freue mich, dass Sie alle da sind und sich solcher der Kunst der Reduktion aussetzen. Ich danke Ihnen, Frau

Ahland, dass Sie uns in der Katholischen Akademie Bayern für die nächsten Wochen Ihre Arbeiten zur Verfügung stellen. Ich danke Herrn Dr. Walter Zahner, dem Gesamtkurator des nun zu Ende gehenden Kunst- und Kulturprojekts „Konzilsjubiläum“ der Deutschen Bischofskonferenz, dass er den Kontakt zwischen uns und Nicole Ahland hergestellt hat und jetzt gleich zur Einführung sprechen wird. Und ich danke unseren beiden wichtigen Mitarbeitern, Herrn Michael Zachmeier und Herrn Andreas Merkel, ohne die es unsere Kunstaktivitäten so nicht gäbe.

Nachdem ich heute Abend schon dreimal ein Gedicht zitiert habe, tue ich dies abschließend noch ein viertes Mal. Und zwar mit Worten Werner Bergengruens, die Ihnen vielleicht wieder ein-

mal, wie sicherlich früher schon, während der letzten Advents- oder Weihnachtszeit begegnet sind. Sie sollen ausdrücken, was ich uns allen beim Betrachten der Werke Nicole Ahlands wünsche, die Sie nun in dieser Ausstellung sehen, die den Titel trägt „Im Stillen“:

*„Wir sind so sehr verraten, / von jedem Trost entblößt. / In all den schrillen Taten / ist nichts, das uns erlöst. Wir sind des Fingerzeigens / der plumpen Worte satt. / Wir wolln den Klang des Schweigens, / der uns erschaffen hat. Gewalt und Gier und Wille / der Lärmenden zerschellt. / O komm, Gewalt der Stille, / und wandle du die Welt.“*



Der Politikwissenschaftler Prof. Dr. Werner Weidefeld (li.), Mitglied der Akademieleitung, tauschte sich bei der Vernissage mit Akademiedirektor Dr. Florian Schuller aus.